Kaiserkrone

und

Herzogshut.

Historischer Roman

aus dem XVI. Jahrhundert

von

Wilhelm Herchenbach.

Erster Band.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1867.

Erstes Kapitel.

Im goldenen Ring.

Die strengste Winterkälte war endlich vorüber; die Kirchthürme und die Dachfenster an den Häusern hatten ihre Schneekäpplein abgelegt und schauten wieder unverhüllt in die Welt. Der Hahn auf der Lambertuskirche, der in den letzten Monaten auf seiner Stange festgefroren gewesen war, bekam ebenfalls wieder Leben und drehte sich munterer als je. Der Thürmer meinte, er werde nun auch bald in die Flügel schlagen und den Lenz wachkrähen. Die liebe Jugend hätte sich noch gerne auf dem Eise getummelt und dem schmelzenden Schneemanne einen neuen Rock angezogen, aber die Alten, welche mit Schlittschuhen und Eisbahnen nicht mehr recht fertig werden konnten, sahen doch mit Hangen und Bangen, freilich auch mit frischem Muthe dem Frühlinge entgegen. Noch war die Sehnsucht nach Blumen und Blättern etwas frühe; zwar führte der Rhein nur noch einzelne Eisschollen und die blauen Wogen schossen wieder fröhlich rauschend an den hohen Fenstern der herzoglichen Burg zu Düsseldorf vorüber, aber die Ränder des schönen Stromes waren noch nicht ganz frei von Schnee und Saumeis. In den Straßen

der damals noch kleinen Residenz hatte augenblicklich der Koth des Hornung die unbestrittene Herrschaft, und wer nicht zu Hause bleiben wollte oder konnte, mußte sich's schon gefallen lassen, mit den verrätherischen Untiefen des pflasterlosen Weges nähere Bekanntschaft zu schließen; der ehrsame Herr Bürgermeister war ein sparsamer Mann, der die Taschen der Bürger und noch mehr den Säckel der Stadt schonte. Einen schmalen Pflasterstreifen an den Häusern vorüber hielt er schon für einen unverzeihlichen Luxus, aber er durfte es nicht laut werden lassen, denn die Herren vom Hofe hätten es ihm übel angemerkt, auch wohl der Herzog Johann selbst. Dieser war viel in fremden Landen herum gewesen und hatte dort Mancherlei gesehen, was ihm schön und nachahmungswerth erschien. Uebrigens lag auch ein Hang zu Verschönerungen, eine Neigung zum Fortschritte und sogar eine große Liebe zur Pracht und Bequemlichkeit in seinem Character. Sein Großvater hatte noch den Gürtel, die Kopfbedeckung und die Schnäbel seiner Schuhe mit hellklingenden Silberglöckchen verziert und sich dadurch den Namen „Hans mit den Ballen" erworben. Das that der Enkel Johann III. allerdings nicht mehr, man überließ solche klingenden und schallenden Windbeuteleien mehr den Narren, aber es ging noch immer hoch her an seinem Hofe, und sowohl die Düsseldorfer Bürger als auch der Hof selbst hörten mit Befriedigung zu, wenn von Fremden erzählt wurde, daß nirgends in Europa größerer Luxus getrieben würde, als in der schönen Residenz Johann III. Daß die Pracht nicht auf der Straße lag, haben wir bereits gehört, aber in den reichen Bürgerhäusern und gar im Schlosse, da sah es schon anders aus. Seitdem ist der Kern immer kleiner, der Flitter immer größer geworden und wir glücklichen Jetztzeitler haben das Recht, die damalige Welt mit all ihrer Herrlichkeit zu verlachen. Was ihnen groß dünkte,

ist uns gar nicht mehr von Bedeutung; uns geht es, wie den Kindern, welche den Magen mit Zuckerzeug überladen haben; es schmeckt uns nichts mehr recht, wenn es nicht mit spanischem Pfeffer gewürzt ist.

Die Bürger von Düsseldorf, die schon damals gern nachmachten, was vom Hofe und den Höflingen ausging, waren nicht wenig stolz auf den Glanz, der in der Residenz herrschte und sie ließen sich's etwas kosten, um als würdige Nachtreter des Regenten und seiner Umgebung zu erscheinen.

So ist es immer und überall gewesen und darum werden auch die meisten Residenzen stets den alten, goldgestickten Schachteln gleichen, die außen von den schönsten Farben strotzen, und innen nur leere Spielereien enthalten.

Die Bürger hatten übrigens so Unrecht nicht, wenn sie große Stücke auf ihren Herzog hielten, denn er besaß auch große Tugenden und nahm im Rathe der Fürsten jener Zeit eine hervorragende Stellung ein. Durch ihn und seine Soldknechte war noch kürzlich Münster von der tollen Wirthschaft der Wiedertäufer gereinigt worden; sein schönes Land, aus Jülich, Cleve, Berg bestehend, war eine Perle unter den deutschen Staaten, und vor einem Jahre hatte er es noch durch die Anwartschaft auf das Herzogthum Geldern und die Grafschaft Zütphen ganz beträchtlich ausgedehnt. So hatte Johann also nicht allein für lange Röcke mit goldübersponnenen Knöpfen, für Wagen und Sänften, für Trommler und Pfeifer gesorgt, sondern er war auch unter den Mächtigen ein achtunggebietender Herr geworden und es schien sich in Düsseldorf der Kern zu einem festen und ausgedehnten Reiche bilden zu wollen.

Dem Schloßhofe zu Düsseldorf gegenüber, auf dem Burgplatze, lag eine Weinschenke, welche den wohlbegründeten Ruf hatte, daß dort nur reines Gewächs ausgeschenkt werde. Sie hatte deßhalb zum Verdrusse

aller übrigen Weinwirthe einen großen Zulauf, und selbst die Herren vom Hofe verschmähten es nicht, hier zuweilen eine Kanne über den Durst zu trinken.

Auch am heutigen Tage, es war der 6. Februar 1539, war das Stüblein gefüllt und der dicke Wirth im ledernen Schurzfelle ging schmunzelnd zwischen den Gästen umher und ermunterte hier und dort, noch eine halbe Kanne zu nehmen. In diesem Stadium der letzten halben Kanne hörte, wie die böse Welt sagte, die Quelle des guten Weines zu fließen auf, oder vielmehr die natürlichen Quellen der lieben Mutter Erde vermischten sich mit ihnen und im stillen, verschwiegenen Keller zum goldenen Ring wiederholte sich das Wunder zu Kana. Von den Trinkern aber soll niemals einer den Vorwurf erhoben haben, warum der Wirth den guten Wein bis zuletzt aufgehoben.

Die Gäste waren lustig und guter Dinge und ließen die zinnernen Deckel ihrer Weinkannen so oft klappern, daß dem Wirthe das Herz unter dem Schurzfell hüpfte; nur einer der Gäste saß still und schweigend im dunkelsten Winkel. Die meiste Zeit starrte er nachdenklich vor sich hin, zuweilen aber schoß sein Auge doch über die Versammlung hin, und dann blieb es immer auf ein und demselben Gesichte haften. Dieser Fremde unterschied sich in seiner Kleidung wesentlich von den Stammgästen; er trug nämlich den Prädicantenrock und gab sich dadurch äußerlich als einen Verbreiter der neuen Lehre zu erkennen.

Vielleicht trug dieser Umstand dazu bei, daß keiner von den Trinkern sich in ein Gespräch mit ihm einließ. Die von Luther angeregte religiöse Bewegung fluthete freilich schon seit zwanzig Jahren auf und nieder; bald gewann sie an Boden, bald verlor sie das gewonnene Terrain wieder, je nachdem sich die Herren auf den Thronen als Förderer oder als Gegner erwiesen. Johann III. und sein Hof waren von den neuen Lehren ebenfalls nicht unberührt

geblieben; Luthers Freund, Myconius, hatte sogar im Schlosse Vorträge und eine Disputation gehalten, auch war es ein öffentliches Geheimniß, daß der Hof im Herzen zu dem neuen Evangelium hielt, aber nach Außen bekannten sich der Herzog und seine Räthe zu der Religion der Väter.

Die Lehre Luthers befand sich noch im Stadium der Gährung, eine Abklärung war noch nicht erfolgt, wodurch es kam, daß die Prädicanten sich gegenseitig anfeindeten, daß der Eine verwarf, was der Andere aufstellte. Kein Wunder also, daß auch der Hof bald nach dieser, bald nach jener Seite schwankte, während er öffentlich den Katholicismus zur Schau trug. Die große Masse der Bürgerschaft aber wollte entschieden beim Alten bleiben und hielt sich vor den Reformatoren fern.

Der Fremde in dem dunkeln Winkel mußte sich das anders vorgestellt haben, wenigstens brummte er vor sich hin: „Ich dachte, es wäre wie in Sachsen, wo des Herzogs Schwäher die Fahne der Reformation in starken Händen hält. Da hätte ich mir den Rock wohl sparen können."

Einen starken Zug aus der Kanne nehmend, rückte er dem Manne, den er zu verschiedenen Malen angesehen hatte, näher und klopfte ihm vertraulich auf die Schulter. Der also Begrüßte, ein breitschulteriger, kräftiger Mann in Militairkleidung war der geld'rische Marschall Martin van Rossem. Er wandte sich verwundert um und die Spitzen seines Schnurrbartes machten eine herausfordernde Bewegung gegen den Fremden, auch zogen sich die Brauen des Helden bedenklich zusammen und der helle Zorn war im Begriffe, aus dem Gewölk seiner Stirne hervorzubrechen.

„Du kennst wohl Deinen alten Kriegskameraden nicht mehr?" fragte der Fremde den Marschall.

Beim Klange dieser Stimme glättete sich Martin's Gesicht wieder und er streckte dem Fremden die derbe

Hand entgegen. „Der Teufel sollte Dich in dieser Prädicanten-Kleidung auch kennen, Hellweg,“ antwortete er. „Weiß der Teufel, was in die Menschen hineingefahren ist! Jeder, der halbwegs die Bibel lesen kann, macht sich zum Propheten und Prediger. Schneider und Schuster, Gelehrte und Ungelehrte, Alles stürzt auf die Kanzel. Aber es ist mir neu, mein Freund, daß auch die Söhne des Mars unter die Jünger Luthers gehen. Seit wann bist Du denn ein Heiliger geworden? Woher kommst Du? Ich hielt Dich längst für todt und begraben.“

„Hat auch nicht viel daran gefehlt,“ sprach Hellweg; „die Türken haben mir ganz unmanierlich mitgespielt. Ich kann dir versichern, daß ich keinen Piaster für mein eigenes Leben gab, und hätte mir Einer gesagt, daß ich noch einmal die Hand Rossem's schütteln werde, so würde ich ihn einen falschen Propheten genannt haben.“

„Die Türken?“ fragte Martin van Rossem, und in seinem Gesichte malte sich ein nicht geringes Erstaunen.

„Ja, lieber Freund, die Türken; ich fiel nach einem blutigen Strauße in ihre Hände. Du kennst meine Faust und weißt, daß meine Schläge dem Getroffenen nicht gerade den angenehmsten Kitzel erregen. Es war damals auch der Fall; ich trieb sie mit meinem Pallasch ganz gehörig zu Paaren, aber sie erstachen mir das Roß unter dem Leibe und nahmen mich ohne viel Federlesens beim Schopfe. In einem verfluchten, winkeligen Loch, dem sie den Namen einer Stadt gaben und dessen wirklichen Namen ich nicht einmal behalten habe, lag ich über sechs Monate lang in Ketten und sah all die Zeit weder Sonne noch Mond. Die abscheulichen Kahlköpfe hielten mich für einen steinreichen Grafen und wollten ein tüchtiges Lösegeld aus mir pressen; aber Du weißt wohl, mein Junge, daß ich stets so arm war, wie eine Kirchenmaus und niemals mit meiner Löhnung auskam. Wo hätte da das

Lösegeld herkommen sollen? Glücklicher Weise wurde ich durch die schlechte Verpflegung so mager, daß mir zuletzt nicht viel mehr, als Fell und Knochen blieb. Da streifte ich mir leicht die Ketten ab, sperrte den Wächter in mein Gefängniß und gab Fersengeld."

Die ganze Art, wie Hellweg das erzählte, klang allerdings mehr nach dem Säbel und den Gewohnheiten des Lagerlebens, als nach dem neuen Testamente, und Marschall Rossem war gewiß in seinem Rechte, als er fragte: „Aber wie kommst Du in den Heiligen-Rock? Ich habe in meinem Leben nicht bemerkt, daß Du Dich um die Religion bekümmert hättest, weder um die alte, noch um die neue. So viel ich weiß, huldigtest Du im Kampfe dem Spruche: „Geben ist seliger, als Nehmen!" Im Lager und auf der Streife aber pflegtest Du ihn umzukehren. Kirchen und Klöster, Bauernhöfe und Edelsitze wissen ein Liedchen davon zu singen."

„So steht es heute noch accurat mit mir," erwiderte Hellweg. „Den Predigerrock habe ich gegen meine Soldatenkleider eingehandelt. Das Kleid, hörte ich, stehe in Deutschland jetzt hoch in Ehren und man könne sich mit demselben am besten durch alle Fährlichkeiten hindurchwinden. Uebrigens möchte ich es gerne wieder vertauschen; es zuckt mir in allen Fingern, recht bald einzuhauen, wo etwas los ist. Könntest Du mir beim Herzoge keine Dienste verschaffen?"

„Nein, mein Freund," gab Martin van Rossem zur Antwort; „Geldern steht erst seit Kurzem unter dem Hofe zu Düsseldorf, und ich bin hier nur auf wenige Tage Gast. Man sieht die Gelderer zwar gerne hier und überhäuft sie mit Ehren, aber noch habe ich keinen Einfluß. Und wenn ich ihn hätte, so könnte ich Dir doch nicht nützlich sein. Was soll mein Herzog im tiefsten Frieden mit solchen Freibeutern, wie Du einer bist?"

„Ich dächte, es würde zwischen dem Kaiser und dem Herzoge wegen Geldern zum Kampfe kommen."

„Möglich, aber sicher noch nicht, mein Freund. Du weißt doch, wie die Angelegenheiten stehen?"

„Keine Silbe davon! Wie sollte ich's auch? Ich bin ja in sechs Jahren nicht mehr am Rheine gewesen."

„Man hört's Dir an," sprach der Marschall; „wie Dir Dein Rock steht, so verhält's sich auch mit Deinen Einsichten. Ich begreife es kaum. Von der Türkei bis nach Düsseldorf ist doch ein ziemlich weiter Weg und man sollte sagen, es sei Dir auf der Reise doch hier und dort ein Wort in den Ohren sitzen geblieben. Oder hat's Dir etwa gegangen, wie dem Herrn von Weschpfennig, den die Mutter Gottes in einer einzigen Nacht von Constantinopel nach Schöneberg, im Oberbergischen, trug? Wär's so, mein Freund, Du hättest ihr mit Deinem Rock nicht viel Dankbarkeit erwiesen."

„Du wolltest mir erzählen!" unterbrach ihn Hellweg.

„Nun so höre," sprach der Marschall, indem er beide Hände auf den schweren Reitersäbel stützend, den breiten Schnurrbart ableckte, welcher vom Weine troff. „Du weißt, welch ein Querkopf unser geld'rischer Herzog Carl von Egmond von jeher gewesen. Schon 1509, als er den Herzogshut empfing, lag er sich mit Kaiser Maximilian wegen der geldern'schen Lande in den Haaren, und mit unserm jetzigen Kaiser, Karl V., begann der Tanz schon, ehe er auf dem deutschen Throne saß. Das Haus Oesterreich machte nämlich Ansprüche auf unser Land, weil es durch die burgundische Erbschaft an dasselbe gefallen sei. Der Herzog Carl von Egmond aber wollte es seinem eigenen Erben hinterlassen und darin stimmten wir ihm willig bei und hätten mit Begeisterung Gut und Blut dafür hingegeben; aber die Erben blieben aus und nun that er etwas, was uns Allen schwer miß-

fiel, er verschacherte uns an den König Franz I. von Frankreich für eine Leibrente von 50,000 Pfund. Was denkst Du von einem solchen Beginnen, Hellweg? Nach seinem Tode sollte der Franzos in's Land kommen und uns mit seinem welschen Practiken regieren."

„Aber so viel ich weiß," sprach Hellweg, „hat der Franzos verzichtet."

„Wenn Du unterrichtet bist, was fragst Du mich?" sagte Rossem, der sich überhaupt nicht gerne drein reden ließ, mochte es auf dem Schlachtfelde oder hinter'm Weinkruge sein. Er nahm einen neuen Schluck und fuhr fort:

„Ob eines solchen Ansinnens erhob sich allenthalben lautes Murren und die Landstände, die er nach Arnim zusammenberief, sagten ihm unverblümt, daß sie sein Benehmen durchaus undeutsch fänden und daß er für das Wohl seiner Landeskinder wenig Sorge empfinden müsse; dem hinterlistigen Vertrage aber versagten sie geradezu ihre Zustimmung. Die Gelderer, mein Freund, haben von jeher vom Scharwenzeln nichts verstanden. Sie mögen mitunter ein wenig grob und ungeschliffen sein, aber Flausen sind ihnen fremd. Katzengold und Schmeichelei hassen sie wie den schwarzen Tod, und wer mit ihnen zu schaffen hat, muß sich's gefallen lassen, daß sie ihm auf die Finger passen. Da hättest Du den Herzog sehen sollen! Er tobte wie ein angeschossener Bär und kollerte wie ein Puterhahn, dem man einen rothen Lappen vorhält. Trotz seiner siebenzig Jahre machte ihn der Zorn wieder jung und er zog mit seinen Reitern vor die Städte des Landes, um sie zum Gehorsame zu zwingen, aber er hatte sich doch verrechnet und in ein Wespennest gestochen. Die Städte aber ließen sich nicht einschüchtern; ehe sie französisch würden, wollten sie lieber mit dem eigenen Landesherrn einen Kampf auf Leben und Tod be-

stehen. Wohlgerüstet traten sie ihm entgegen und verbanden sich mit der umliegenden Ritterschaft zu allgemeinen Waffenthaten gegen ihn. Ein Soldat von Profession mußte über ihre verrosteten Säbel und die ganze Armatur, worin die Spinnen ihre Domainen aufgeschlagen, allerdings ganz heidenmäßig lachen, aber die Mordkerle hielten sich trotz ihrer verbeulten Pickelhauben und der vom Rost angefressenen Schwerdter wie die Helden. Ich sage Dir, wenn so ein Volk von einer Idee durchglüht ist und sich vom Ritter bis auf den Pflugbuben herab in seinem Rechte weiß, so ist kein Herrscher groß und stark genug, es niederzuhalten. In den Gelderern stecken noch heut zu Tage die alten Bataver, von denen die Geschichte sagt, daß sie den Römern die Toga in tausend Lumpen zerhauen haben. Das Recht trug den Sieg davon, der Herzog wurde überall geschlagen und mußte wohl oder übel sich den Trutz gefallen lassen. Da wir nun einmal im Zuge waren, so wollten wir ihm zu neuen Ränken keine Zeit lassen, sondern die Lösung der Erbfolge selbst in die Hand nehmen. Wer weiß, was der alte Eisenkopf sonst noch ausgesonnen und über uns verhängt hätte! Am 12. Dezember 1537 kam zu Nymwegen der allgemeine Landtag zusammen; dort stellte es sich klar heraus, daß die Lande weder vom Franzosen, noch vom Kaiser etwas wissen wollten; sie wählten zum Nachfolger den Jungherzog Wilhelm von Jülich, Cleve, Berg, der dort drüben im Schloße residirt, und seinen Vater Johann machten sie zum Schirmherrn. Herzog Carl von Egmond sah eben nicht süß dazu, daß er von den Franzosen lassen mußte, aber er konnte doch gegen den einmüthigen Willen des Volkes nichts ausrichten. So wurde denn die Uebereinkunft unter seiner Zustimmung von den Bannerherren, Ritterschaften und Städten verbrieft und besiegelt. Wir mußten ihm frei-

lich die Pille durch eine große Geldsumme versüßen, dann aber verschluckte er sie.

„Drei Tage später rückte der gewählte Jungherzog schon in Erkelenz ein und durchzog von dort aus das ganze Land, um sich huldigen zu lassen. Wir glaubten die Sache so am besten abgemacht, denn nun gehörten wir zu einem großen Lande und konnten allen Angriffen die Spitze bieten; übrigens hatten ja auch schon die Vorfahren des Jungherzogs einen Anspruch auf Geldern gehabt und die Lande kamen durch den Ausspruch des Landtages an die rechte Familie zurück.

„Der Jungherzog, dem es darauf ankam, nicht allein vom Volke gewählt, sondern auch von den gekrönten Häuptern anerkannt zu werden, machte nun allen befreundeten Höfen die Anzeige von seiner Wahl und der vollzogenen Huldigung; auch an den Kaiser sandte er einen Boten nach Spanien, den Dr. Karl Horst. Der Horst ist ein Mann, der sein Wort zu thun weiß und mit den Schlichen und Krummwegen der Höfe wohl bekannt ist. Er gab sich auch redlich Mühe, den Kaiser für den Herzog zu stimmen; aber er stieß auf kräftigen Widerstand, weil der Kaiser das Land selbst beanspruchte.

„Nun sollte man freilich sagen, Carl V. habe der Länder übergenug und diejenigen, welche er durch Erbschaft und Wahl besitzt, machten ihm so viel zu schaffen, daß er keine Lust verspüre, sich zu seinen Königreichen auch noch eine trotzige Provinz auf den Hals zu laden. Aber Du kennst ja das Sprichwort: „Je mehr der Teufel hat, desto mehr will er haben!“ Hast es ja an Dir selbst erfahren; wenn Du die Kirchen geplündert hattest, griffst Du auch noch in den Säckel der Bürger und Bauern.“

„Hm, da kann sich ein Krieg entspinnen,“ unterbrach ihn Hellweg, „und es sollte mich freuen, wenn ich in demselben eine Lanze für den Jungherzog brechen könnte.“

„Wenn Du Deinen Prädicantenrock wieder an den Nagel hängen willst," antwortete Martin, „so geh nach Frankreich. Franz I. braucht Arme gegen den Kaiser, und Dir ist's ja doch gleich, in welchen Ländern Du Beute machst. Uebrigens könntest Du es ja mit dem Predigen einmal versuchen; das Geschäft blüht jetzt und der heilige Martin, mein Namenspatron, hat's ja auch in der Lehre weiter gebracht, als in der Wehre. Was die geldern'sche Angelegenheit betrifft, so ist sie unterdessen in eine neue und für den Jungherzog günstige Phase getreten, denn der Geldernherzog ist am 30. Juni vorigen Jahres mit Tode abgegangen und der Jungherzog factisch zum Regenten von Geldern geworden."

„Sollt' es nicht dennoch bald etwas zu hauen und zu stechen geben?" fragte Hellweg.

„Glaub's nicht, wenigstens so bald nicht," antwortete der Marschall, „denn der Horst hat von Herzog Johann den Auftrag, dem Kaiser überall hin zu folgen, wo er sich befindet, und auf gütlichem Wege für seinen Sohn die Belehnung mit den neu erworbenen Landen nachzusuchen. Hier gibt es für Dich einstweilen nichts zu thun; mußt Dir schon anderswo ein Unterkommen suchen. Es kann Dir nicht leicht fehlen, denn es rumort ja an allen Enden und Du bist nicht besonders heikel in der Wahl. Wo es Schläge regnet und wo Du gut bezahlt wirst — da befindest Du Dich wohl. Mit mir ist's anders, ich kann nun einmal nicht verschiedenen Herren dienen, heute diesem und morgen jenem; mich hält's im Land und bei meinen Landsleuten. Die Heimath und ihre Gerechtsame sind mir an's Herz gewachsen, und nur für diese setze ich Gut und Leben ein."

„Halt's Jeder nach seinem Bedünken," antwortete Hellweg, „wollen uns darum nicht streiten, aber ich möchte doch wissen, wie es denn hier zu Lande mit der

Religionsneuerung steht. Der Düsseldorfer Hof soll sich ja stark zur lutherischen Parthei hinneigen."

Der Marschall hatte bisher die Unterhaltung sehr offen und ehrlich geführt; jetzt aber tauchte plötzlich ein Verdacht in ihm auf. Sein gerader Sinn, der jeden Umweg scheute, hätte das dem Hellwig beinahe in's Gesicht gesagt, aber er besann sich und begnügte sich, zu erwidern: „Für solche Dinge habe ich keine Ohren und keine Augen, auch keine Neigung, und es ist mir höchst gleichgiltig, ob der Hof lutherisch oder katholisch ist; wenn er nur die richtige Politik verfolgt und uns nicht verschachert, so bin ich schon zufriedengestellt. Uebrigens ist meine Zeit abgelaufen und ich empfehle mich."

Mit diesen Worten machte er eine steife Verbeugung, faßte seinen Reitersäbel so fest, als ob er die Scheide zusammendrücken wollte und ging zur Thüre hinaus. Draußen aber murmelte er: „Hole der Teufel den Kerl! Er läßt mich da eine lange Erzählung machen, um am Schlusse mit einer Frage zu kommen, die für ihn die Hauptsache zu sein scheint. Mit der türkischen Gefangenschaft ist's eitle Flunkerei; er will hier den Apostel spielen. Freilich sitzt hinter der Apostelschaft etwas anderes. Uebrigens ist es mir gleichgiltig. Kommt er mir in unrechter Weise vor die Scheibe, so werde ich ihn schon zu treffen wissen."

„Aus dem ist nichts herauszupressen," dachte Hellweg; „er hat sich seit unserer letzten Begegnung noch in nichts geändert. Immer gerade aus, nicht rechts, noch links geschaut, alles für den Herrn, nichts für sich! Wie gut, daß ich hinter dem Berge hielt und nicht mit meinen Plänen herausrückte! Ich muß es mit einem Andern versuchen. Uebrigens ist diese Mission, wie es mir scheint, doch eine verdammt heikle. Hätte ich's vorhergewußt, ich würde mich nicht so dazu gedrängt haben. Am

Ende erndte ich hier und dort statt goldener Berge und Ehrenposten nur Schaden und Undank!"

Der Wirth, welcher schon während des Zwiegespräches ein paar Mal den Versuch gemacht hatte, in die Nähe der Sprechenden zu kommen, ließ sich jetzt neben Hellweg auf die hölzerne Bank nieder. Wer mit dem Marschall van Rossem oder mit einer andern Person vom Hofe auf vertrautem Fuße stand, der war für ihn immer ein Gegenstand der Verehrung, mochte er nun ein Lump oder ein angesehener Mann sein.

„Werther Herr," hub er an, „ich sehe, Sie stehen mit dem Marschall auf einem ganz vertrauten Fuße."

„Ja," antwortete Hellweg, „wir Beide sind alte Freunde und haben vordem manchen Strauß gemeinschaftlich ausgefochten."

„Aber mein Herr, Sie tragen doch das Kleid des Friedens."

„Da haben wir's," dachte Hellweg, „ich glaubte in dem lutherischen Deutschland so am leichtesten Eingang bei Hofe und in der Stadt zu finden und nun stoße ich allenthalben an." Lächelnd gab er zur Antwort: „Es ist nur eine Verkappung. Wäre ich in meinem Kriegsrocke gekommen, so würden sie mich Alle für einen österreichisch Gesinnten halten, und dafür möchte ich nicht gelten, weil ich am hiesigen Hofe Dienst suche. Ich sehe aber, daß vor der Hand nichts daraus wird und muß mich also in Geduld fassen. Habt Ihr nicht ein Stüblein vorn heraus, in dem ich mich auf einige Monate einlogiren könnte."

„Eine sonderbare Verkappung," dachte der Wirth Bogenhagen, aber die Aussicht, Geld zu verdienen, ließ ihn den Rock vergessen. „Ja, Herr," antwortete er sichtlich erfreut über die Anfrage; da oben ist ein ganz prächtiges Stüblein, in dem sich's wohl leben läßt. Man

kann aus den Fenstern in den Burghof und selbst in die Säle hineinsehen. Ich hab' es sonst für meine Tochter Bertha reservirt, weil sie sich so närrisch freut, wenn sie die Prinzessinen in ihrem Staat spazieren sehen kann. Sie wird es Ihnen aber mit Vergnügen für die Zeit Ihrer Anwesenheit abtreten. Bertha ist ein wohlgerathenes Kind, ehrt den Vater und achtet die Fremden hoch; besonders stehen die Kriegsleute bei ihr in hohem Ansehen."

„So führt mich gleich hinauf," sprach Hellweg, „denn ich bin müde von der Reise und möchte bald ruhen. Doch, noch Ein's, Herr Wirth, ich sperre den Leuten nicht gerne die Mäuler auf und möchte nicht, daß sie gleich wissen, ich bewerbe mich hier um Dienste. Laßt das unter uns bleiben."

„Ich bin verschwiegen, wie das Grab," antwortete Bogenhagen, indem er die Hand betheuernd auf sein Schurzfell legte. „Folgen Sie mir nur die Treppe hinauf, und kein Mensch soll erfahren, warum Sie hier sind."

Sie stiegen eine schmale, halsbrechende Stiege hinauf und traten in ein Kämmerchen, das so niedrig war, daß Hellweg mit dem Kopfe die Decke fast berührte.

Die schöne Bertha lag im Fenster und hatte den Eintritt ihres Vaters und des Fremden nicht bemerkt. „Bertha," rief Bogenhagen, „nicht wahr, Du trittst dem Herrn da für einige Zeit Dein Stüblein ab. Er ist ein vornehmer Mann und ein intimer Freund des geld'rischen Marschalls, Herrn van Rossem."

„Mein Stübchen?" fragte Bertha in einem so langgezogenen Tone, daß man die Unzufriedenheit in demselben nicht verkennen konnte.

„Wenn's der Jungfrau unangenehm ist," sprach Hellweg, „so will ich mich nicht eindrängen; es gibt ja wohl noch andere Herbergen in der Stadt."

„Bei Leibe nicht," fuhr Bogenhagen dazwischen, „der

Herr muß durchaus hier bleiben; der Marschall würde uns ja für ewige Zeiten gram, wenn wir seinen Busenfreund von der Thüre wiesen."

„Ein halbes Stündchen wird der Herr noch wohl erlauben," sagte Bertha; „gleich kommen die Gäste auf die Burg und ich habe mich so sehr gefreut, sie zu sehen."

„Die Jungfer kann alle Tage kommen und so lange bleiben, als es ihr gefällt," antwortete Hellweg mit einer verbindlichen Verbeugung. „Aber was sind das für Gäste, von welchen Sie sprechen?"

„Am Hofe ist heute Bankett," sprach Bogenhagen diensteifrig. „Der Herzog liebt einen fröhlichen Schmaus und einen guten Nachttrunk. Wenn Sie auf dem Schlosse eine Stellung bekommen, so werden Sie aus dem Wohlleben gar nicht herauskommen."

Bertha hatte sich wieder in's Fenster gelegt. „Da kommen sie schon," rief sie aus und bog sich weiter hinaus; auch Hellweg sah auf die Straße hinab. Es war dunkel auf derselben, aber man sah in der Mitte des kothigen Weges eine Reihe von Sänften, die sich in gemessener Bewegung dem Burgplatze näherten. Jede der Sänften wurde von vier starken Männern getragen; im Innern saß je einer der geladenen Gäste. Die Sänften vertraten damals meistens noch die Wagen, obgleich auch letztere schon in Mode kamen. Eine jede derselben war von vier Dienern umgeben, welche rothglühende Fackeln in den Händen trugen und auf diese Weise die Straße erhellten. Von Straßenlaternen hatte man noch keine Idee. Wer ausgetragen wurde und sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, im tiefsten Kothe umgeworfen zu werden, mußte schon dafür sorgen, daß die Lachen und Pfützen beleuchtet waren.

Dank diesen Fackeln konnte Bertha die mit rothem, grünem oder gelbem Sammt überzogenen Tragstühle alle

erkennen und da sie mit der Heraldik durch den täglichen Gebrauch vertraut war, so wußte sie an den Wappen schon, wer darin saß. In ihrer kindlichen, ungezwungenen Freude rief sie die Namen so laut, daß die Fackelträger zum Fenster hinausschauten.

Hellweg trat einen Schritt weit in das Zimmer zurück und als er die Reihe mit schnellem Auge überflogen hatte, setzte er sich auf einen Schemmel nieder und wartete.

Bertha schlug jetzt das Fenster zu und betrachtete den Fremden mit einem flüchtigen Blicke. Sein Kleid schien ihr nicht zu gefallen, denn sie zog den Mund ein wenig auf eine Seite und sprach ziemlich schnippisch: „Jetzt will ich den Herrn nicht länger incommodiren.“ Hellweg wollte sie noch zurückhalten, aber sie schlug rasch die Thür hinter sich zu und huschte die schmale Treppe hinab, auf der ihr der ehrsame Wirth schon vorausgegangen war.

Hellweg stützte den Kopf auf die Hand und murmelte in sich hinein: „Mit dem Dienst wird's nichts, das merke ich schon an dem Rossem. Er hält mich wahrhaftig für einen Religionsneuerer und denkt, daß ich wirklich die Stahlhaube für die Predigerkappe hingegeben habe. Wenn er wüßte, daß ich im Dienste des Königs Franz stehe, um die hiesigen Angelegenheiten auszuspioniren und ihm über die Zustände zu berichten, ich glaube, er rennte mir den Degen durch den Leib und spießte mich an die erste beste Straßenecke.

Nun, das Kleid ist wenigstens nicht so ganz verwerflich, denn unter einem frommen Manne vermuthet Niemand einen Spion.“

Zweites Kapitel.

Der Tod beim Brettspiel.

Jungfer Bertha hätte gerne noch ein Weiteres von dem Bankette gesehen. Die Sänften mit den Windlichtern gaben nur ein kahles Register der Personen, welche am Schmause Theil nahmen, aber in Betreff der Kleidung, der Festeinrichtung, der Speisen und einzelnen Vorfälle leisteten sie nicht mehr, als der Titel eines Buches, welcher den ganzen Inhalt der Phantasie des Lesers überläßt. Bertha war um kein Haar weniger neugierig, als die übrigen Töchter unserer Aeltermutter Eva, vielleicht leistete sie in dieser Naturanlage noch etwas mehr, als das Gros dieser schönen Armee. Man wird es also natürlich finden, daß sie hinter den Fackelträgern her mit in die Burg einrückte. Rasch warf sie den mit Pelz verbrämten Mantel um und huschte über die Straße in den umgitterten Burghof. Es standen zwar ein paar stattliche Hellebardiers als Wachen am Eingange und sie wiesen mit rauhen Worten jeden Zudringlichen zurück, aber mit der Jungfer Bertha machten sie eine Ausnahme, denn sie kam fast täglich zur Burg und stand mit dem gesammten Küchenpersonale und einem großen Theile der höheren Dienerschaft auf einem freundschaftlichen Fuße.

Die lärmsüchtige Jugend von Düsseldorf, welche sich wenigstens die Ansicht des glänzend erleuchteten Burghofes und der geschäftig hin- und herrennenden Diener nicht wollte entgehen lassen, hielt die Eisenstäbe fest umklammert und setzte dadurch jedem Versuch des Hinwegdrängens einen energischen Widerstand entgegen, während die Hochgeschossenen und die Aelteren sich mit dem Hintergrunde begnügen mußten. Alle, sowohl die Kleinen als die Großen, empfanden einen stillen Neid, als Bertha Bogenhagen so unbelästigt durch das eiserne Thor schritt

und von den bärbeißigen Wächtern noch gar einen Gruß erhielt.

„Ja, die Jungfer Bertha,“ hieß es von allen Seiten, „die darf immer hinein, wir aber müssen draußen bleiben. Wie kommt sie nur zu der Gunst?“ „Ei,“ entgegnete eine alte Frau, die sich auf den Krückenstock stützte, „das Kind hat eine Wißbegierde ohne Grenzen; ich habe es ja oft mit angesehen, als ihre Mutter noch lebte. Sie hat keine Ruhe, bis sie von dem französischen Koche (wie heißt er doch) all die neuen Gerichte kennen gelernt hat. Laßt das gute Kind doch gehen!“

Nun, die Alte sprach die Wahrheit, und was den französischen Koch, Monsieur Rocher, anging, so segnete er Bertha's Wißbegierde, denn das schöne Mädchen stach ihm in die Augen und er ließ sich's drüben im goldenen Ring manche Kanne Wein kosten, um sie nur zu sehen, oder, wenn's anging, auch etwas mit ihr zu schäkern.

Bertha huschte an der eisernen Einfriedigung vorüber in die große, gewölbte Küche, wo unter riesigem Kamine die hellen Flammen in den weiten Schlot hinaufschlugen. Ein paar derbe Küchenjungen hatten ihre liebe Noth, die gefräßigen Flammen mit Holzscheitern zu nähren, die sie quer über die zu beiden Seiten aufgepflanzten Eisenböcke legten. Die Gnomen und Erdgeister aller Art konnten damals noch ihren mannigfaltigen Allotrias nachgehen, denn die Menschen machten noch keinen Gebrauch von den Steinkohlen, weil die Wälder mit Vergnügen von ihrem Ueberflusse hergaben. Seitdem haben sie sich freilich, trotz alles Sträubens ihrer subtilen Natur, gefallen lassen müssen, Hand- und Spanndienste zu thun.

„Blas' Sie in die feu avec viel de vent!“ schrie Monsieur Rocher unaufhörlich, und die Küchenjungen, welche als lebendige Blasebälge im Register des Hofgesindes figurirten, ergriffen die langen, eisernen Blaspfei-

fen und pusteten mit aufgeblasenen Backen in die bereits übermäßig lodernden Flammen. Aber lange ließ ihnen Monsieur Rocher doch nicht Zeit; jeden Augenblick hatte er eine neue Beschäftigung und hetzte sie aus einer Ecke in die andere, wobei seine ganze französische Beweglichkeit, die ihn vor dem etwas schwerfälligen bergischen Dienstpersonale vortheilhaft auszeichnete, zur vollen Geltung kam.

Sobald Bertha eintrat, trat mit dem Franzosen eine vollständige Verwandlung ein; seine wichtige Amtsmiene ging in ein liebenswürdiges Lächeln über, die Scheltworte, von denen seine Untergebenen die wenigsten verstanden, erstarben auf den Lippen und die Hand, die eben zu einer Ohrfeige ausholen wollte, erhob sich zum Haupte; die weiße Küchenmütze von den schwarzen Locken ziehend, machte er eine graziöse Verbeugung und sprach mit all der Artigkeit, deren sein französisches Herz fähig war: „Ick sein viel charmirt ßu sehen 'ier Mademoisell Berthe. Ick will sie montrer toutes les choses délicieuses, das will sag' „all die präcktig Ding for die 'Erzog und die Gasten. Komm Sie nur in die Speiskammer.“

Eine offenstehende Thüre führte aus der Küche in die Speisekammer, wo viele Hände beschäftigt waren, die bereits fertigen Gerichte auf langen Tafeln, der Ordnung nach, wie sie aufgetragen werden sollten, zu rangiren und die kalten Speisen nach Monsieur Rocher's Anweisung zu verzieren.

Bertha widmete dem Wildpret, den Kapaunen, Fasanen, Feld- und Haselhühnern, den Pfauen, denen als prächtige Verzierung der vielaugige Schwanz in Radform eingesteckt war, und dem mannigfachen andern Geflügel nur einen flüchtigen Blick, obschon es sich wohl der Mühe lohnte, einen so aufgeputzten Vogel, an dem alle Kunst der Verzierung verschwendet war, genauer zu betrachten.

Auch das Fischwerk, die gebratenen Hechte, Forellen, Salmen, die Rinder- und Kalbsfüße in Essig hielten sie nicht lange auf. Ihr Auge flog zu den Latwergen, den can-dirten Früchten und dem unzähligen Gebackenen hinüber.

„Monsieur Rocher," sprach Bertha mit einem ge-winnenden Lächeln, „Sie wollten mich lehren, wie man Kraftbrod macht. Wann halten Sie Ihr Versprechen?"

„Versprefen mafen Suld," antwortete der Koch; „ick 'aben nock un peu de temps und sein avec joie bereit, ßu explisir, oder maken vor. Kommen in die cuisine!"

Bertha folgte ihm in die Küche; Monsieur Rocher ergriff ein Körbchen mit frischen süßen Mandeln, schüt-tete sie in kochendes Wasser und ließ sie darin sieden, bis die Haut abgegangen war, dann fischte er sie mit dem Schaumlöffel heraus, that sie in einen Mörser und sprach: „Eh bien, die Junkfer müssen maintenant stos-sen. Mit ihre belle, weiße 'And sein besser for die Kraft-brod oder Marcipan, als gestoßen von die große 'And von die dicke servante."

Bertha lächelte über das Compliment und bearbei-tete die Mandeln in dem kupfernen Mörser mit dem Stößer. Der Koch aber goß von Zeit zu Zeit einen Tropfen Rosenwasser dazu und sagte bei jedem Tropfen dem Mädchen eine Artigkeit, worüber die Mägde und die Küchenjungen heimlich kicherten. Bertha war ebensowenig eine Feindin von verbindlichen Redensarten, wie alle schönen Frauen, aber Rocher übertrieb doch allzustark und das war Schuld daran, daß die Röthe der Verle-genheit ihre Wangen überzog.

„Eh bien, maintenant kenuk," sagte der Koch nach einer Weile; „il faut ketzt so viel von die best weiß Sucker, als die Mandel schwer sein, und dann wieder stoß."

Er nahm fein gestoßenen weißen Zucker, mischte

denselben unter die Mandeln und wies Bertha an, das Ganze nun nochmals untereinander zu stoßen.

„Eh bien,“ sprach er dann, „ketzt die Brei sein so süß, wie die ’Erz von Mademoiselle Berthe.“ Dabei lächelte er das Mädchen mit verliebten Augen an, und erwartete eine eben so süße Antwort. Diese aber gab ihm einen leichten Klaps auf die Schulter und nannte ihn einen windigen Franzosen.

Auch das war dem Koch schon eine Genugthuung. „Wenn die Berthe slackt,“ lispelte er ihr in’s Ohr, „ick sein sehr ßufrieden. Ihre ’And sein so tendre —“ „Schweigen Sie mit dem dummen Zeug,“ unterbrach ihn Bertha; „ich will die Bereitung des Kraftbrodes lernen und keine fade Schmeichelei hören.“ Monsieur Rocher nahm mit einer komischen Grimasse die Scheere und schnitt Reife von weißen Oblaten, auf welche er den Teig strich, dann ließ er denselben über dem Feuer backen, bis er hart wurde.

„Eh bien,“ sprach er, „das seind die kemeinste Art, die Kraftbrod zu maken, mais, es seind noch andere Art. Wenn die ’Erzog lägen schwer krank auf die Bett und nickt können kesund werden, so mak ik die Kraftbrod mit pulverisirten, echten Perlen und Edelgestein, und Swackheit seind perdu, die ’Erzog kesund wie Junkfer Berthe. Eh bien, Mademoisell, ’ier sehen Sie die Marcipans dorées, was auf deutsch heißt verkoldet. Das seind for die table ’eut Abend.“

Mit diesen Worten nahm er eine große, silberne Schüssel aus dem Wandschrank, auf welcher vergoldete und versilberte, mit allerlei Blumen verzierte Kraftbrödlein lagen.

Die Zuckerbäckerkunst war damals noch ein Geheimniß der Apotheker und der fürstlichen Köche und die Erzeugnisse derselben wurden noch nicht in öffentlichen Lokalen

feil geboten; um so begieriger war Bertha, die schönen Sachen genau zu betrachten und ihre Bereitung kennen zu lernen. Aber sie wurde durch einen lauten Trompetenstoß an weiteren Fragen gehindert. Es war das Zeichen zum Anfange des Bankettes, und sowohl die Gäste, als die herzogliche Familie begaben sich jetzt aus ihren Gemächern in die große Speisehalle.

Der Trompetenstoß brachte in der Küche eine große Verwirrung hervor, die Mägde, Diener und Küchenjungen rannten eilig durcheinander, um den Dienern die Schüsseln zum Auftragen zu reichen, und der Koch hatte die Hände so voll zu thun, daß er sogar vergaß, der schönen Bertha noch eine Artigkeit zu sagen.

Dieser war es auch nicht darum zu thun; der Wunsch, dem Bankett aus der Ferne zuzusehen, lag ihr näher. Da sie jeden Winkel in der Burg kannte, so eilte sie aus der Küche in einen schmalen Gang, welcher zu den Stuben der Kammerfrau Alettgen führte. Diese hatte bei der Herzogin Maria, Johannes Gemahlin, nur am Morgen Dienst, die übrige Tageszeit aber für sich. Da sie fast nie die Burg verließ, so wußte Bertha, daß sie dieselbe jetzt in ihrem Zimmer treffen würde. Sie durfte es wohl wagen, sie noch in der späten Abendstunde aufzusuchen, denn Alettgen hielt große Stücke auf Bertha, und war nicht recht zufrieden, wenn sie nicht wenigstens einmal im Tage kam.

Sie öffnete die Thüre und hüpfte in das Zimmer; es war von zwei Wachskerzen erleuchtet, welche auf einem Betpulte brannten. Die Kammerfrau hatte sich an demselben niedergekniet und die Augen auf ein großes Erbauungsbuch gesenkt. Ihre Andacht war so tief und innig, daß sie Bertha's Eintritt nicht hörte. Das Mädchen blieb stehen und schaute sie mit einem Gefühle aufrichtiger Verehrung an. Alettgen hatte mit dem Lesen

geendigt; jetzt nahm sie den Rosenkranz und ließ die Körner desselben durch die Finger gleiten.

Die Betende war eine hohe, schlanke Figur und trug noch Spuren ehemaliger Schönheit. Im Laufe der Zeit war ihr Haar weiß geworden und die Schultern, welche in ihrer Jugend rund und voll gewesen sein mußten, zeigten eine zunehmende Magerkeit, aber auch in ihrem vorgerückten Alter war sie noch immer eine angenehme Erscheinung, der eine gewisse Würde in Haltung und Mienen eine höhere Weihe gab.

Bertha hustete ein paarmal, und da sie auch jetzt noch nicht bemerkt wurde, so trat sie vor die Betende und streckte ihr die Hand entgegen. Die Kammerfrau erhob sich, drückte einen Kuß auf die Stirne des Lieblings und sprach: „So spät noch, Bertha?"

„Ich bin schon eine Weile hier," anwortete sie. Monsieur Rocher hat mich gelehrt, wie man Marcipan backt; aber ich werde es morgen nicht mehr wissen, ich gab nur mit einem Auge und einem Ohr Acht, denn ich war eigentlich aus einer andern Ursache gekommen."

„Der französische Windbeutel," sprach Alettgen, indem sie ihr halb ernst, halb scherzhaft mit dem Finger drohte, „wird Dir am Ende noch den Kopf verdrehen. Nimm Dich in Acht, die Welschen taugen alle miteinander nicht, und dieser Rocher hat es faustdick hinter den Ohren. Aber, was wolltest Du denn eigentlich hier?"

„Ah, lieb' Tantchen," sprach Bertha schmeichelnd, „Du mußt mit mir gehen, um mir die herzogliche Familie und die Gäste bei Tische zu zeigen."

„Welch ein Einfall," antwortete die Kammerfrau lachend. „Es ist eben kein Unterschied zwischen ihnen und uns; sie essen auch mit dem Munde."

„Freilich, lieb Tantchen, aber das Essen ist es auch

ja nicht allein, was ich zu sehen wünschte; ich bin gar zu neugierig auf den Saal und die Kleiderpracht."

„So seid ihr Mädchen," entgegnete Alettgen; „für den Ernst des Lebens, für Gebet und Kirchengang seid ihr zu jung und zu unwissend, aber für Kleiderpracht und allerlei irdischen Tand habt ihr ein feineres Verständniß und besseres Urtheil, als eine Frau von meinem Alter. Doch komm nur, Du loses Ding, ich will Dich auf die Gallerie führen, da kannst Du Dir die ganze Herrlichkeit ansehen und von dem Duft der Speisen satt werden."

Die ehrbare und tugendsame Kammerfrau, der es doch ein wenig schmeichelte, daß sich ihr Herzblättchen so warm für den Hof interessirte, nahm Bertha am Arme und führte sie auf einer schmalen Treppe zu der Gallerie hinauf, die im Innern des großen Raumes rings um den Bankettsaal lief und also den besten Standpunkt zur Beobachtung der Vorgänge da unten bot. Bertha lehnte sich über die massive, hölzerne Brüstung und schaute hinab. In der Mitte des Saales stand eine lange, weiß gespreitete Tafel, auf welcher zwischen zahllosen Schüsseln eine Menge von dicken Wachskerzen auf schweren silbernen Leuchtern brannten und mit der Finsterniß um den Vorrang kämpften. Auch an den Wänden flackerten eine große Anzahl von Lichtern auf silbernen Armleuchtern. Alle diese Flammen zusammengenommen, brachten eine hübsche Helle hervor, und nur in den Ecken des Saales, wo die schweren Seidentapeten zusammenstießen, war den spielenden Schatten noch ein bescheidenes Plätzchen vergönnt. Nicht weit von der Tafel, in einer großen Wandnische, stand ein massiver, silberner Schenktisch, auf welchem Kannen und Pokale aus demselben Metalle schimmerten und durch ihre vielgestaltigen, antiken Formen Zeugniß von einem hohen Alter gaben. Der herzogliche Mundschenk hatte sich bereits hier eingefunden; vorsichtig prü-

fend hielt er noch hier und dort die Nase über die Kannen, um vor dem Beginn der Mahlzeit noch einmal zu untersuchen, ob Alles in bester Ordnung sei, oder ob sich durch die Nachlässigkeit der Kellermeister und seiner Gehülfen vielleicht ein unlauteres Gewächs eingeschlichen habe. Bei einem Bankette wäre das ein Kapitalfehler gewesen; nach den Begriffen des Mundschenks hing von einem tadellosen Trunk die Würde des Hofes, der Leumund des Fürsten und der Ruhm seiner eigenen Person ab. Diese drei wichtigen Dinge lagen in seiner Hand und er wollte sie in derselben festhalten, so lange er die hohe Stelle bekleidete.

Mit dem Resultate seiner Untersuchung zufrieden, nickte er schmunzelnd mit dem Kopfe, und ließ die Deckel, welche er bei der Prüfung geöffnet hatte, der Reihe nach zuklappen. Andere Personen waren noch nicht im Saale, aber die Spielleute, welche bei feierlicher Tafel Musik zu machen pflegten, versammelten sich, den beiden Frauen gegenüber, auf der Gallerie und machten mit ihren Pfeifen und Pauken mehr Lärm, als durchaus erforderlich war. Der Kapellmeister vermerkte das etwas ungnädig, brachte auch mit Hülfe seiner elfenbeinenen Batuta, die er hier und dort einem der Kunstjünger um die Ohren tanzen ließ, bald Ordnung hinein.

Jetzt öffnete sich die breite Flügelthüre; ein Mann im Hofcostüm, der Ceremonienmeister, trat ein und gab den Spielleuten einen kaum merkbaren Wink. Sogleich schmetterten die Hörner, rasselten die Pauken und schrien mit gellendem Tone die Pfeifen.

Dem Ceremonienmeister folgte Herzog Johann, seine Gemahlin Maria am Arm führend; ihm schloß sich zunächst der Jungherzog Wilhelm an, welcher seine Schwester Amalie, deren Schönheit damals viel Rühmens von sich machte, zur Tafel geleitete. Als drittes Paar erschienen

der geld'rische Marschall Martin van Rossem mit der Prinzessin Anna, und ihnen schlossen sich eine große Reihe von Edelleuten und Hofdamen an. Hervorragende Bürgersleute, die mit dem Hofe in näherer Verbindung standen, machten den Schluß.

Bertha verwandte kein Auge von der glänzenden Tracht aller dieser Herren und Damen; die schwarzen Sammtbarrets mit den wallenden Straußenfedern und den blitzenden Diamanten, die steifen, zackigen Halskrausen der Damen und ihre dreifach um den Hals geschlungenen goldenen Kettlein, sowie die edeln Steine, welche auf den Gewändern blitzten, alles das verschlang sie fast mit den Augen und man konnte ihr die Begierde im Gesichte ablesen, sich auch einmal so schmücken und — was mindestens ebensoviel Werth hat, sich so zeigen zu dürfen.

Unter den Hofleuten befand sich auch ein einfach gekleideter Mann, dessen Gesicht und helle Augen auf einen scharfen Verstand und dessen intelligente Züge auf tiefe Gelehrsamkeit schließen ließen. Es war der gelehrte Doctor Konrad Heresbach, welcher den Jungherzog Wilhelm von seinem zehnten Jahre an erzogen hatte und nun als Rath am herzoglichen Hofe ersprießliche Dienste leistete. Er machte auf Jungfer Bertha keinen besonderen Eindruck, denn er verschmähte grundsätzlich alle unnütze Pracht, und seine Gedanken waren auch während des Mahles nur auf ernste Dinge gerichtet, so daß er von dem Geplauder um sich her nur wenig vernahm.

Unter Verbeugungen und steifen Complimenten setzte sich die Gesellschaft zu Tische und Herzog Johann gab dem Ceremonienmeister mit einem leisen Nicken des Kopfes das Zeichen zum Beginn des Mahles. Dieser schlug mit einem schwarzen Ebenholzstäbchen an eine kleine Glocke, welche auf dem Schenktische stand. Da stürzten aus allen Thüren im pedantischen Aufzuge jener Zeit Diener mit

dampfenden Schüsseln herein und stellten sie vor die Gäste. Hinter jedem der hohen, geschnitzten Eichensessel stand ein Page, jedes Winkes des Gastes, den er zu bedienen hatte, gewärtig. Diese Position mochte für die jungen, meistens noch nicht den Flegeljahren entwachsenen Junker keine sehr angenehme sein, denn sie hatten den Duft der Speisen stets unter der Nase und die volle Aussicht über sämmtliche Gerichte, aber dabei blieb's auch, und sie glichen jenem Verdammten, der mitten im Wasser verdurstet und vom Ueberfluß umgeben verhungert.

„Wie sich Alles am Hofe geändert hat," flüsterte die Kammerfrau ihrem Liebling in die Ohren. „Als ich in meinen jungen Jahren hierher kam, galt es noch für eine gute Sitte, jede Mahlzeit mit Gebet anzufangen; das ist aber seit zwanzig Jahren allmählig in den Hintergrund getreten und jetzt denkt kein Mensch mehr daran, nicht einmal die gnädige Herzogin. Die Spielleute da müssen mit ihren schnurrigen Weisen das Tischgebet ersetzen. Es ist eine gottlose Zeit, sage ich Dir. Der Luther hat das Ding zuerst eingefädelt und vom sächsischen Hofe ist es hierher gekommen; sie schickten Luther's Freund, Myconius, hierher, und der hat so lange von der neuen Lehre gepredigt, bis ein gutes Stück davon hängen geblieben ist. Es ist eine gottlose Zeit, sage ich noch einmal; aber mich machen sie doch nicht lutherisch. Ich halte getreu am alten Glauben und werde dabei bleiben, wenn sie auch allesammt abfallen."

„Aber, lieb Tantchen," unterbrach Bertha die Kammerfrau, „sie sind doch noch immer katholisch am Hofe."

„Sie sind es nur dem Namen nach," antwortete Alettgen, „aber im Herzen sind sie so gut lutherisch, wie der Churfürst von Sachsen. Sie wollen's nur mit Keinem so recht verderben und tragen deßhalb auf beiden Schultern. Das ist meine Sache nicht, Bertha. Frisch

und entschieden muß der Mensch sein und genau wissen, was er will. Wer sich schämt, öffentlich seine Meinung zu bekennen, der ist nach meiner Ansicht nicht werth, eine zu haben; aber ich weiß wohl, wie die Sachen zusammenhängen. Das Herz steht hier überall nach der neuen Lehre und der sächsische Herr Schwiegersohn, so wie Luther, setzen alle Hebel in Bewegung, um ihr Eingang in diesen Landen zu verschaffen. Doch, es stehen ihnen zwei Dinge entgegen, die öffentliche Meinung und der Kaiser. Könnte man diese Hindernisse beseitigen, so wäre der Hof in vierundzwanzig Stunden lutherisch."

Die Kammerfrau hatte sich in einen großen Eifer hineingeredet; sie merkte es jetzt und schrak ein wenig zusammen, denn trotz ihrer Lehre von der öffentlichen Furchtlosigkeit wäre sie doch nicht gerne belauscht worden. „Du mußt aber nicht davon reden," sprach sie leise, „denn über mich rümpfen sie so schon die Nase, weil ich noch den Rosenkranz bete und lieber in die Messe, als in die neumodischen Predigten gehe. Ich glaube, sie jagten mich am allerliebsten aus der Burg und aus der Stadt; aber das können sie nicht, denn der Herzogin Vater, den Gott in der Ewigkeit selig haben möge, hat mich auf Lebenszeit angestellt und sie können mich nicht los werden, wenn ich nicht freiwillig gehe."

Bertha gab nur wenig Acht auf die Kammerfrau; ihre ganze Aufmerksamkeit war der Gesellschaft zugewendet und es entging ihr kaum eine Handbewegung der Herren und Damen. Es war aber auch für ein junges Mädchen recht anmuthig zu sehen, wie die Cavaliere ihre Damen mit Artigkeiten überschütteten und ängstlich bemüht waren, ihre Teller und Gläser zu versorgen und der Unterhaltung immer neue Würze zu verleihen. Bertha konnte zwar die Worte nicht verstehen, weil die Entfernung zu groß war und weil die Spielleute mit ihren

schreienden Instrumenten einen heillosen Lärm machten, aber sie besaß eine starke Phantasie und was sie nicht verstand, componirte sie sich so schön zusammen, daß doch ein Roman entstand.

„O, wer da auch einmal hinsitzen und so einen schönen Cavalier neben sich haben könnte!“ dachte sie. „Das ist doch etwas ganz anderes, als Monsieur Rocher, den man immer nur halb versteht. Es muß wirklich etwas Angenehmes sein, was die Herren den Damen zuflüstern, denn diese kommen gar nicht aus dem Lachen und Rothwerden heraus.“

Die alte Kammerfrau empfand Langeweile und drängte zum Fortgehen, aber das Mädchen schmeichelte so lange, daß sie blieb, bis die Kräuterweine herbeigebracht wurden, welche den eigentlicher Schlaftrunk bildeten. Die meisten der Frauen nahmen Meth und Honigwasser und zogen sich an einen besonderen Tisch zurück; die Herren aber langten nach den Kräuterweinen, der Eine verlangte Hypocras, der Andere Claret, ein Dritter Holderwein. Die Pagen hinter den Stühlen hatten genug aufzumerken, um die richtige Sorte zu bringen, und demnach geschah es wohl, daß einem der Gäste Augentrostwein gespendet wurde, der Roßmarinwein verlangt hatte; denn es gab schier keine Frucht und keinen Saft, aus dem man in jener Zeit nicht einen mehr oder weniger beliebten Kräuterwein bereitete.

„Jetzt komm!“ sprach die Kammerfrau streng und entschieden. „Wenn sie zum zweiten Male ihre Becher geleert haben, dann kehren sie die wilde Natur heraus und es ziemt sich für ein Frauenzimmer nicht, ihre Reden zu hören. Sieh, die Herzogin und die Prinzessinen machen auch schon Anstalten, sich in die Frauengemächer zurückzuziehen, wo sie noch eine gute Weile beim Thee sitzen werden.“

Alles Schmeicheln und Bitten half nun nicht mehr, Bertha mußte zu ihrem größten Bedauern mit hinweg. Als sie durch das enge Thörchen in den Gang traten, glaubte sie auf der Gallerie das Gesicht ihres Gastes Hellweg zu sehen, welcher hinter den Musikanten stand und mit langem Halse in den Saal hinabsah. Sie wollte sich noch einmal umwenden, um sich zu überzeugen, daß sie wirklich richtig gesehen, aber die Kammerfrau riß sie mit sich fort und hielt ihr unterwegs noch eine Strafpredigt über ihre unersättliche Neugierde.

Nachdem sie die Predigt weh- und demüthig angehört hatte, eilte sie hinweg und ließ den Koch, der sie allem Anscheine nach erwartet hatte, winken so lange er Lust hatte. Auch im goldenen Ring erhielt sie von dem gestrengen Herrn Vater noch einen derben Verweis über ihr langes Ausbleiben; sie hörte denselben schweigend an, schüttelte ihn aber leicht ab und meinte, die Freude sei doch größer gewesen, als der Verdruß. Für heute mußte sie mit dem Kämmerlein der Magd fürlieb nehmen, denn man hatte noch nicht Zeit gefunden, eine andere Stube für sie herzurichten. Sie hätte es eigentlich selbst thun müssen, wenigstens hielt Bogenhagen große Stücke darauf, daß sie durch Vorschub der Magd nicht allzusehr verwöhnt wurde; aber wir wissen, daß sie es vorgezogen hatte, ihre Zeit auf der Gallerie des Bankettsaales zu verbringen. —

Kehren wir in diesen Saal zurück, so finden wir die Herren in verschiedene Gruppen getheilt, welche eifrig und mitunter in etwas gar lauter Weise miteinander plaudern. Die größte dieser Gruppen hatte sich um den Marschall van Rossem versammelt. Als neuer und hervorragender Unterthan des Herzogthumes erwies man ihm mit einer gewissen Absichtlichkeit besondere Aufmerksamkeit. Uebrigens achtete ihn auch Jedermann wegen

seines bekannten Heldenmuthes und seiner vortrefflichen Kriegskunst.

Die Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um die künftige Gestaltung der Dinge im Herzogthum Geldern. „Es stehen böse Tage in Aussicht," sprach der Graf Johann von Reifferscheidt, „denn Seine Majestät der Kaiser hat sich verlauten lassen, daß er Geldern um jeden Preis haben wolle. Unser Dr. Horst, der sich wie eine Klette an ihn heftet und ihm von Ort zu Ort folgt, hat bisher noch nicht die geringste Zusage von ihm erlangen können. Der Kaiser ist ein halsstarriger Mann, der sich von einem Vorsatze nicht so leicht abbringen läßt; ich fürchte, wir müssen schließlich noch nach seiner Pfeife tanzen."

„Mit Verlaub, ihr Herren," fuhr Martin van Rossem dazwischen, während er den langen Schnurrbart zwischen den Fingern drehte und sich nicht im Geringsten Mühe gab, die aufsteigende Zornesröthe zu unterdrücken, „ich denke, der Kaiser wird es hübsch bleiben lassen, wegen Geldern das Schwert zu ziehen. Wir Gelderer haben unsern Jungherzog zum Herrscher erwählt und die Städte haben ihm am 3. Februar vorigen Jahres auf dem Falkhofe zu Nymwegen aus freien Stücken Huldigung geleistet und Treue gelobt. Das ist jetzt eben ein Jahr her und in so kurzer Zeit ändern meine Landsleute ihre Gesinnung nicht. Sie sind noch eben so treu, wie sie es waren. Uebrigens steht auch das ganze Volk vom geringsten Bauern bis zum edelsten Ritter für das Wort der Stände ein. Es will eben keinen andern Herrscher, als den Jungherzog Wilhelm. Ich meine, der Kaiser werde sich bedenken, mit dem Lande von Jülich-Cleve-Berg-Geldern anzubinden. Wenn's ihm aber so sehr nach Schlägen gelüstet, so mag er kommen, wir werden sie ihm geben. Einstweilen hat er der Feinde noch ge-

nug auf dem Nacken sitzen und es wird ihm Arbeit machen, sie alle abzuschütteln. Recht muß Recht bleiben, und wenn die Völker sich einen Regenten wählen, den sie lieben und achten, so hat der Kaiser nichts drein zu reden.

Während dieses Gespräches hatte sich der Herzog Johann mit seinem Rath Dr. Hermann Crüser an das Schach- oder Brettspiel gesetzt; sie waren so eifrig in das Spiel vertieft, daß sie von der kräftigen Rede des Marschall nichts hörten. Desto besser aber faßte Hellweg sie auf, welcher sich wirklich auf der Gallerie eingefunden hatte und sich kein Wörtlein von der Unterhaltung entgehen ließ.

Der Kräuterwein machte bald seine Wirkung geltend; die politisirenden Herren saßen alle mit rothen Köpfen da und redeten sich noch immer stärker in die Hitze hinein, so daß man vor dem lauten Geschrei den einzelnen Sprecher nicht mehr verstehen konnte.

Herzog Johann hatte seit einer Viertelstunde keinen Zug mehr gethan, sein Auge war unverwandt auf den König des Gegners gerichtet, aber man wußte nicht, ob er denselben bedrohen wollte oder ob er sich von demselben bedroht glaubte, so starr und ausdruckslos war sein Auge. Rath Crüser rückte auf seinem Stuhle hin und her, denn das lange Warten wurde ihm peinlich und doch verbot ihm der schuldige Respect vor dem Herzoge, seine Ungeduld laut werden zu lassen.

„Herzogliche Gnaden könnten jetzt einen ganz vortrefflichen Zug thun," wagte er endlich zu sagen. Der Herzog irrte auf diese Anrede einen Augenblick mit den Fingern über den Figuren des Schachbrettes umher, aber es hatte den Anschein, als wisse er selbst nicht, was er thue und die Bewegungen seiner Hand seien nur der Ausfluß einer körperlichen Unbehaglichkeit. Er zog die Hand zurück,

legte sie auf die Tischplatte und starrte abermals auf den gegnerischen König. Rath Crüser glaubte zu bemerken, daß seine Finger und seine Lippen heftig zuckten. So wenig es auch mit der schuldigen Ehrfurcht übereinstimmen mochte, er konnte doch nicht umhin, seinem Herrn forschend in das Gesicht zu schauen. Fast hätte er laut aufgeschrien; was er sah, erfüllte ihn mit Angst und Schrecken, denn des Herzogs Gesicht hatte sich mit einer so unnatürlichen Röthe übergossen und die Adern waren so angespannt, daß ihn das Vorgefühl eines Unglücks überkam.

„Ziehen herzogliche Gnaden vor, das Spiel für heute unentschieden zu lassen?“ fragte er leise.

„Nein,“ antwortete der Herzog mit schwankender Stimme, „aber ich sehe mich überall in die Enge getrieben, in fünf Minuten bin ich schachmatt.“

„Nicht doch,“ entgegnete Crüser, „im Gegentheile, herzogliche Gnaden sind im Vortheile, ich muß mich scharf zur Wehre stellen, wenn ich nicht unterliegen will.“

„Matt, sag' ich,“ sprach der Herzog, und die Stimme klang so sonderbar, daß ihn Crüser noch einmal ansehen mußte.

Jetzt trat Conrad Heresbach, der sich bisher nicht an der Unterhaltung betheiligt, sondern in tiefem Nachdenken dagesessen hatte, hinter den Sessel des Herzogs. Sein scharfes Auge überschaute mit einem Blicke den Stand des Spieles, und er wollte eben einen Rath ertheilen, als der Herzog mit einem dumpfen Schrei vom Sessel aufsprang und mit den Händen in der Luft umhergriff. Ein dicker Blutstrom quoll ihm aus dem Munde und übergoß den Tisch und das Schachbrett, so daß die Figuren im Blute schwammen. Nur einen kurzen Moment dauerte dies, dann stürzte er rücklings zusammen und die beiden Männer fingen ihn in ihren Armen auf.

Dieser Vorgang war das Werk eines kurzen Augenblickes und außer den beiden Räthen hatte Niemand von den Anwesenden gemerkt, in welchem Zustande sich ihr Fürst befand.

„Hülfe, Hülfe! der Herzog!“ schrien Heresbach und Crüser gleichzeitig.

Auf diesen Ruf verstummte die laute Unterhandlung, die sämmtlichen Herren sprangen auf und eilten zu dem Tische, wo der Herzog zusammengesunken war und von Heresbach und Crüser gehalten wurde.

Johann's Leibarzt stürzte ebenfalls herbei und fühlte ihm den Puls. Er wurde bleich und verlor den Gleichmuth, der ihm sonst eigen war. „Meine Herren,“ sprach er, „ich muß fürchten, daß sich zu dem Blutsturze ein Schlag gesellt hat. Helfen Sie mir Seine Gnaden auf ein Ruhebett bringen, vielleicht ist noch Leben in ihm.“

„Ein Schlag? Nicht möglich!“ rief Jungherzog Wilhelm, welcher ebenfalls rasch herbeigekommen war; „nicht möglich! Er war ja soeben noch frisch und gesund.“

Der Arzt aber wiederholte seine Erklärung und vermehrte dadurch die bereits herrschende Bestürzung in einem hohen Grade.

Die Wirkungen des Kräuterweins wichen augenblicklich dem furchtbaren Ernst der Lage, aber die Rathlosigkeit war so allgemein, daß sich Niemand rührte, den Herzog anzufassen, bis Heresbach und Crüser den blutigen Mann in ein Nebenzimmer trugen.

Der Aufschrei des Herzogs und der entstandene Tumult war auch in das Zimmer gedrungen, wo die Frauen in fröhlichem Geplauder zusammen saßen. Herzogin Marie und die beiden Prinzessinnen stürzten hastig aus der schnell aufgerissenen Thüre in den Saal. „Wo ist er?“ rief die Gattin, als sie ihn nicht mehr auf ihrem Platze fand. Der Ceremonienmeister, welcher mit zornigen Geberden zum Orchester hinaufgewinkt hatte, um die Musiker zum

Schweigen zu bringen, wandte sich bei diesem Tone um und deutete mit dem Finger nach dem Cabinette, wohin ihr Gatte gebracht worden war. Sie folgte dem Winke und im nächsten Augenblicke befand sie sich an Johann's Lager. „Mein Gott, mein Gott!“ jammerte sie; „ist er denn todt?“

Der Herzog selbst gab Antwort auf diese Frage eines im tiefsten Schmerze zuckenden Herzens. Er schlug die Augen auf und schaute die Versammelten mit einem starren, verwunderten Blicke an, als ob er sich nicht besinnen könne, was mit ihm vorgegangen. Aber diese fragende Miene verschwand bald; er wurde sich plötzlich bewußt, daß er am Rande des Grabes stand. „Geht hinaus!“ sprach er zu den Umstehenden mit schwacher Stimme. „Laßt mich mit meinen Lieben allein!“

Als alle außer der Herzogin und den Kindern hinausgegangen waren, winkte er dem Jungherzog an's Lager. Dieser nahte sich mit weinenden Augen und ließ sich auf die Knie nieder. Der Herzog ergriff seine Hand und sprach: „Mein Sohn, ich dachte nicht so schnell zu scheiden; ich glaubte, Dir noch viel sagen zu können, ehe der Tod käme; jetzt aber muß ich kurz sein. Statt aller Regierungsweisheit gebe ich Dir nur den einen Rath: Suche mit dem Kaiser im Frieden zu leben! Laß mich mit dem Bewußtsein sterben, daß Du mir in dieser Sache gehorsam bist. Willst Du es?“

Der Jungherzog konnte nicht sprechen, aber er nickte mit dem Kopfe und drückte die Hand des Vaters fester.

„Marie,“ wandte sich der Herzog jetzt an seine Gemahlin, „morgen bin ich nicht mehr —“

Mitten in der Rede stockte seine Stimme, sein Leib zuckte heftig auf, dann lag er stille und regungslos.

„Mein Herr und Gott, er ist todt!“ rief Marie. Mit lautem Wehklagen beugte sie sich über die Leiche

und ihr aufgelöstes Haar vermengte sich mit dem Blutstrome, der von Neuem aus seinem Munde hervorquoll. Auch die beiden Prinzessinnen und der Jungherzog Wilhelm weinten und rangen die Hände.

Der Leibarzt, welcher eiligst herbeigeholt wurde, untersuchte sorgfältig den Zustand des Herzogs; er hatte noch ein Fünkchen von Hoffnung, er wollte die Möglichkeit eines glücklichen Ausganges noch festhalten; aber bald nachher gab er die Erklärung: „Der Herzog ist todt!"

Man war auf einen so schnellen Tod durchaus nicht vorbereitet, denn Herzog Johann zählte bei seiner plötzlichen Abberufung aus dieser Welt erst fünfzig Jahre. Er war von dem ernsten Vorsatze beseelt gewesen, seine Unterthanen glücklich zu machen und den Uebergang aus der alten in die neue Zeit zu bewerkstelligen, ohne jene gewaltsamen Verheerungen hereinbrechen zu lassen, von denen in jener Zeit fast jedes Land ohne Ausnahme so schwer zu leiden hatte. Seine Entwürfe und Pläne waren nur noch zum geringsten Theile in der Ausführung begriffen, an die meisten hatte er noch nicht einmal die Hand legen können. Sein Sohn Wilhelm, der bisherige Jungherzog, übernahm mit der Regierung der hinterlassenen Lande auch' diese Entwürfe als eine schwer wiegende Erbschaft.

Als das Bankett auf eine so unerwartete Weise gestört wurde, packten die Musikanten ihre Instrumente zusammen und schlichen sich hinweg; auch Hellweg verließ die Gallerie, und unbemerkt, wie er das Schloß betreten hatte, fand er auch den Rückweg. Die allgemeine Verwirrung war jetzt so groß, daß Niemand auf ihn achtete, selbst die Wachen am Thore nicht, an denen er beim Eintritte nur mit gewandter List hatte vorbeischleichen können. Wer hätte auch in dem allgemeinen Wirrwarr, der durch den eiligen Aufbruch der

Gäste noch vermehrt wurde, an diesen einzelnen Mann denken sollen?

Die Dienerschaft des Schlosses kam aus allen Winkeln herbei und drängte sich nach dem Bankettsaale, um die Leiche des Hingeschiedenen zu sehen; diejenigen, welche Verwandte in der Stadt hatten, eilten in deren Wohnungen und überbrachten mit fliegender Eile die Schreckensnachricht. Es war schon spät in der Nacht und die meisten Bürger befanden sich bereits in ihren Betten, aber die traurige Neuigkeit brachte sie schnell in die Kleider und auf die Beine. Alles eilte zum Schlosse, um sich von der Wahrheit der Hiobspost zu überzeugen und die Leiche zu sehen. Da aber die herzogliche Familie noch in lautem Wehklagen um dieselbe versammelt war, so konnten die anhänglichen Bürger nicht vorgelassen werden, sondern erhielten den Bescheid, daß die Leiche in den nächsten Tagen in der Schloßkapelle ausgestellt sein würde.

Fast bis an den Morgen dauerte die Aufregung in der Stadt fort und nur wenige Theilnahmlose suchten den Schlaf. Auch im goldenen Ring dachte Niemand an Ruhe. Bogenhagen saß noch mit einigen verspäteten Gästen zusammen, welche sich zu der bekannten halben Kanne über den Durst hatten bestimmen lassen. Eben wollte man zu einer neuen Halbe übergehen, als sie auf der Straße das Rufen und Laufen hörten. „Was ist das?“ fragte Einer den Andern. Die Antwort folgte im Augenblicke; eine schwere Faust trommelte auf den geschlossenen Läden und begehrte Einlaß. Bogenhagen öffnete das Fenster und sah dem Stammgaste, der zuletzt die Weinstube verlassen hatte, in's Gesicht. „Der Herzog ist soeben am Schlagflusse gestorben,“ raunte dieser ihnen zu, und war dann so schnell verschwunden, wie er gekommen war.

Mit dem Trinken war's nun vorbei. Wirth und

Gäste verließen das Haus, um nähere Erkundigungen einzuziehen.

Bertha hatte sich nach der erhaltenen Schelte in ihr Zimmer zurückgezogen und sich zum Schlafe niedergelegt, aber die bunten Bilder des Bankettsaales tanzten noch vor ihren Augen. Da hörte auch sie den Lärm und den Ruf: „Der Herzog ist todt!" Sie konnte es nicht glauben, denn sie hatte ihn vor einer halben Stunde noch wohl und munter gesehen; sie stand dennoch auf und kleidete sich an. Viel hätte sie darum gegeben, jetzt zu Tantchen Alettgen gehen zu dürfen; aber das Gitter am Burghofe war abgeschlossen und die Wachen hatten scharfe Weisung, Niemanden einzulassen.

Als sie am Zimmer Hellweg's vorüberkam, sah sie noch Licht in demselben und sie konnte sich trotz der herrschenden Verwirrung nicht enthalten, einen forschenden Blick durch das Schlüsselloch zu werfen. Da saß Hellweg am Tische, eifrig mit Schreiben beschäftigt, aber es war außer ihm noch ein anderer Mann da, den sie vorher nicht gesehen hatte. Seiner Kleidung nach zu schließen, schien er ein Reitknecht zu sein; auch sprach sein unterwürfiges Benehmen dafür, daß er in einem abhängigen Verhältnisse zu Hellweg stand.

Dieser war jetzt mit dem Schreiben fertig geworden, faltete das Papier, versiegelte es und wandte sich an den Reitknecht: „Jean, gehe augenblicklich in die Herberge, sattle den Rappen und bringe dieses Papier an den französischen Hof; Du weißt, wo Du es abzugeben hast. Halte Dich auf dem Wege nirgends auf, denn es liegt mir daran, daß ich der Erste bin, welcher dem Hofe von diesem Todesfalle Nachricht gibt. Habe also gut Acht auf den Brief. Hier ist Geld, laß Dir's an nichts mangeln!" Bei diesen Worten zog er einen straffen Beutel hervor und warf ihn Jean in die Hände.

Dieser verbarg Geld und Brief im Wamms und wollte gehen. „Halt, noch Eins," sprach Hellweg. „Die Rolle mit dem Predigerrocke kann nicht weiter gespielt werden. Sie taugte nichts mehr, sobald ich den Martin van Rossem hier fand. Befiehl in der Herberge, daß mir morgen mit dem Tagesgrauen meine sämmtlichen Sachen hierher gebracht werden."

Bertha wich von ihrem Lauerposten und eilte hastig die Treppe hinab. Sie hatte von den Worten Hellweg's keines verstehen können, aber sie entnahm doch aus seinem Verhalten, daß hier ein Geheimniß obwaltete und sie zerbrach sich nun den Kopf darüber, wie ein armer Prediger so verschwenderisch mit dem Gelde umgehen könne.

Jean verließ mit schweren Tritten das Stübchen, während Hellweg bis an den Morgen in demselben auf- und abschritt.

Das war eine lange, bange Nacht, auch für Bertha; als sie am folgenden Morgen ziemlich spät zum Frühstücke ging, verließ Hellweg ebenfalls sein Stübchen. Verwundert blieb sie stehen und schaute ihm nach. Sie hätte ihn fast nicht wieder erkannt, denn er war wie ein echter Stutzer jener Zeit gekleidet und sie mußte bekennen, daß ihn dieser Anzug besser kleidete, als der düstere Predigerrock.

„Als Prädicant ist er hineingegangen, als Cavalier kommt er wieder heraus," dachte sie. „Das begreife, wer kann. Hinter dem steckt etwas, was nicht jeder Mann wissen soll, aber Du wirst mir doch nicht zu schlau sein, ich werde Dir schon hinter die Schliche kommen. Wenn Du glaubst, in meinem Stübchen dürftest Du ungestraft thun, was sonst nicht erlaubt ist, so stehst Du in einem schweren Irrthume!"

Die weibliche Neugierde konnte jetzt schon einer kleinen Spionage nicht widerstehen, und auf die Gefahr

hin, entdeckt zu werden, trat sie in das Stübchen. Das Bett war unberührt, Hellweg hatte also nicht geschlafen. Auf dem Tische lagen goldene Ringe und werthvolle Pretiosen; ein prächtiger Degen und ein Dolch hatten ebenfalls ihren Platz dort gefunden. Sie verwunderte sich über den unbegreiflichen Reichthum des Unbekannten und betrachtete die blinkenden Dinge mit begehrlichen Augen. Auch auf die Koffer fiel ihr Blick, aber sie waren verschlossen und nirgends ein Schlüssel zu finden.

„Ich komme Dir doch schon hinter die Schliche," flüsterte sie und eilte die Treppe hinab, wo Bogenhagen bereits hinter dem Morgenbrei saß und über das lange Ausbleiben seines Töchterleins bedenklich mit dem Kopfe schüttelte. „Wenn Deine Mutter noch lebte," sprach er, „dürfte das nicht vorkommen. Du schläfst ja ein Loch in den Tag hinein."

„Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugethan," antwortete sie; „das Herz war mir gar zu dick!"

„Ja, ja, es ist ein trauriger Fall," stimmte Bogenhagen zu; „der Herzog stand noch in seinen besten Jahren und Niemand hätte an seinen Tod gedacht. Wenn nur der Jungherzog uns auch ein so gnädiger Herr ist, wie der Verstorbene, Gott habe ihn selig! Aber neue Herren, neue Steuern, das ist so der gewöhnliche Lauf! Mög's der Himmel zum Besten lenken! Man hat ja schon seine liebe Noth, daß man mit Ehren durchkommt und ein Scherflein für die Noth und das Alter zurücklegt."

Gegenüber im Schlosse herrschte Todtenstille; die beiden Wachen am Eingange zum Burgplatze schritten, zum Zeichen, daß sie um den Herrn trauerten, mit gesenkten Spießen hin und her. Sie schleppten dieselben nach, statt sie, wie sonst, aufrecht zu tragen.

„Jetzt schlagen sie das Trauerwappen an," sprach Bertha, welche den Morgenbrei stehen ließ und zum

Fenster hinausschaute. Auch Bogenhagen legte den hölzernen Löffel nieder und schaute ebenfalls hinaus.

Am Schloßportale wurde eine Leiter angelegt, vier starke Männer traten aus dem Säulengange und brachten ein großes, aus Brettern zusammengefügtes Wappen, welches ganz in schwarzen Flor gehüllt war. Schweigend befestigten sie dasselbe oberhalb der Hauptthüre und traten dann wieder in die Säulenhalle zurück. Neugierige blieben außerhalb des Eisengitters stehen und schauten das Wappen an. Für die Zweifler war es nun doch endlich eine ausgemachte Sache, daß Herzog Johann III. wirklich mit Tod abgegangen. Am andern Tage stand der offene Sarg mit der geschmückten Leiche in der Schloßkapelle. Alle Thüren, welche hineinführten, waren geöffnet und Jedermann durfte ungehindert herantreten. Die Bürger der Stadt kamen in Haufen, um an dem Sarge zu beten und das Gesicht ihres Fürsten, den sie fast Alle aufrichtig geliebt hatten, noch einmal zu sehen. Wie manches alte Mütterchen, das ihn noch als muthwilligen Knaben gekannt hatte, schwankte jetzt am stützenden Stab und mit verweinten Augen die Treppe hinauf! —

Acht Tage später, als schon die Abenddämmerung eingetreten war, öffnete sich das Hauptthor des Schlosses; ein mit vier Hengsten bespannter Wagen, auf welchem der umflorte Sarg ruhte, fuhr langsam durch die Krämerstraße an dem neu erbauten Pagenhause vorüber den Rhein entlang. Die Pferde waren nach der Sitte der Zeit in schwarze, wollene Tücher gekleidet; sie schritten so sittig einher, als ob sie eine Mitempfindung der allgemeinen Trauer hätten. Die Ritter und Edeln des Landes, die Höflinge, die herzoglichen Beamten, die Chorherren und eine große Menge von Bürgern umgaben den Wagen, oder folgten demselben in langer

Trauerprocession. Alle trugen brennende, schwarz umflorte Wachskerzen in den Händen, deren Flammen sich im aufrauschenden Wasser des Rheines spiegelten.

Bis weit vor die Stadt gab das Leichengefolge das Geleite, dann fuhr der Wagen mit einer starken militärischen Bedeckung und den dazu verordneten Beamten allein weiter. Am 14. Februar kam die Leiche in Wesel an. Dort wurde sie unter großen Trauerfeierlichkeiten in der Karthäusergruft, einem Kloster auf der Grafinsel, beigesetzt.

Der Jungherzog aber trat unter dem Namen Wilhelm IV. die Regierung an.

Drittes Kapitel.

Mahnruf.

Bertha Bogenhagen hatte seit einigen Tagen einen großen Aerger zu bekämpfen. Nach dem Tode des Herzogs Johann ging Hellweg wie ein vornehmer Herr in der Stadt umher, und da er mit Geld und Geschenken nicht geizte, so gewann er überall Freunde in Menge. Nun hatte aber Bertha vom ersten Augenblicke an eine tiefe Abneigung gegen den fremden Menschen gefaßt und sie zürnte Jedem, der ihm freundlich entgegenkam. Zu den Freundlichsten von Allen aber gehörte ihr eigener Vater. „Halte mir nur den Herrn Hellweg in Ehren," sprach er; „er ist ein goldener Einwohner und verthut an einem Tage mehr, wie unsere gesammten Stammgäste in einer ganzen Woche. Solche Zugvögel kommen nicht alle Tage; wenn sie einmal da sind, muß man ihnen einen goldenen Käfig bauen."

Bertha hörte solche Lobsprüche mit einem unverkenn-

baren Verdrusse, aber sie mußte des Vaters wegen gute Miene zum bösen Spiele machen und wenigstens äußerlich den Anstand gegen ihn behaupten. Sie that es auch, aber mit einer Würde, als ob sie eine geborne Herzogin sei, und sie ging keinmal an ihm vorüber, ohne in ihrem Herzen zu denken: „Wenn der kein Erzgaudieb ist, so will ich nicht Bertha heißen!"

Hellweg's Auge blickte scharf genug, ihre Abneigung zu durchschauen und da ihm damit durchaus kein Gefallen geschah, so gab er sich mit seinem glatten, einschmeichelnden Wesen Mühe, sie für sich zu gewinnen. Je frostiger ihr Gruß, je höher und unnahbarer ihr Wesen war, desto freundlicher wurde er. Zuweilen ließ er auch durch ein leicht hingeworfenes Wort merken, daß sein Herz unter ihrer Abneigung schwer leide. Er hatte kaum bemerkt, daß sie Schmuck und Kleinodien liebte, so suchte er sich mit Geschenken ihre Zuneigung zu gewinnen, aber sie wies dieselben mit einem solchen Ernste zurück, daß er die Erneuerung nicht wagte.

Der geehrte Leser würde sich täuschen, wenn er die Ursache von Bertha's Benehmen einzig und allein in dem Umstande suchen wollte, daß Hellweg ihr Zimmer, diesen angenehmen Lauerposten, inne hatte. Das war ihr allerdings unangenehm und sie hätte ihn schon deßwegen in das Pfefferland gewünscht, aber der eigentliche Grund war doch ein anderer. War ihr schon die Art, wie er sich als Prediger eingeführt und dann als Cavalier entpuppt hatte, zuwider gewesen, so verabscheute sie noch mehr die geheimnißvolle Art und Weise, wie er sich im Schlosse zu thun machte. Wenn sie bei Tantchen Alettgen ihr Plauderstündchen halten wollte, traf es sich in der Regel, daß er ihr in den dunklen Gängen begegnete und wie Jemand, der nicht an den Ort gehörte, die verborgensten Treppchen und Winkel betrat. Sie hatte

Tantchen schon verschiedenemal davon gesprochen; diese aber zuckte die Schultern und sagte: „In Fürstenhäusern darf man nicht immer die Augen offen haben; man muß sehen und nicht sehen. Du weißt ja, mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen!“

Bertha schüttelte den Kopf dazu; es wollte ihr nicht in den Sinn, daß man nicht immer und überall seine Meinung offen aussprechen dürfe. „Tantchen,“ sprach sie, „dieser Mensch treibt sicherlich nichts Gutes. Jede Nacht schreibt er lange Briefe und schickt sie durch eigene Reiter, welche in der Stadt wohnen, ab.“

Wohin? das wußte Niemand und sie hatte mit all ihrem Scharfsinne noch nicht dahinter kommen können. Er war auch mit seinen Schlüsseln so behutsam, daß sie niemals das Innere seiner Koffer zu sehen bekam und doch hätte sie gerade darum viel gegeben, denn sie glaubte, daß in diesen die unergründlichen Geheimnisse begraben seien.

Sie wagte kaum mehr zum Schlosse hinüberzugehen, denn Hellweg hatte von dem Herzen Monsieur Rocher's so sehr Besitz genommen, daß er ihr nicht die Hälfte der frühern Artigkeiten bewies; selbst Tantchen Alettgen, die würdige Kammerfrau, hatte er für sich einzunehmen gewußt und es hatte fast den Anschein, als ob er nächstens aus der niederen Umgebung der Dienerschaft sogar in die Gesellschaft der herzoglichen Personen und ihrer Räthe aufrücken werde; stand er doch jetzt schon mit mehreren Herren vom Hofe auf einem vertrauten Fuße.

Sie fragte umher, wer denn eigentlich dieser Herr Hellweg sei und was er am Hofe wolle. Der geld'rische Marschall Martin van Rossem hätte ihr auf diese Frage Antwort geben können, aber er war seit dem Tode des Herzogs nicht mehr in Düsseldorf, sondern plötzlich nach Geldern abgereist, um für alle Eventualitäten bei der Hand zu sein.

Damit aber der Leser nicht im Dunkeln darüber bleibe, was es für eine Bewandtniß mit Hellweg hatte, so wollen wir ihm sagen, daß er den Marschall nur aus verschiedenen Scharmützeln her kannte, die sie hier und dort ausgefochten; da aber Hellweg wie ein Landsknecht nur für Sold diente und für den Patriotismus durchaus kein Gefühl im Herzen hatte, so waren er und van Rossem bald auseinandergekommen. Seine vorgebliche Gefangenschaft in der Türkei war eitel Flunkerei; er hatte dieselbe nur ausgesonnen, um seine Absichten zu verbergen. Niemand hätte eigentlich sagen können, welcher Nation er angehörte. Diejenigen, welche auf Kriegsfahrten mit ihm bekannt geworden waren, behaupteten, er sei ein Franzose, aber er sprach das Deutsche so vortrefflich, daß ihn Jeder für einen Deutschen halten mußte. Jedenfalls hielt er es immer mit derjenigen Nation, bei welcher er sein Schäfchen scheeren konnte. Für jetzt stand er im Solde Frankreichs und hatte die verschwiegene Mission übernommen, die Verhältnisse am Düsseldorfer Hofe auszukundschaften und darüber zu berichten. Wenn der Boden günstig gefunden wurde, wollte man das Feuer zwischen dem Herzoge und dem Kaiser nach Möglichkeit schüren, denn jedenfalls war der Herzog von Jülich-Cleve-Berg kein zu verachtender Bundesgenosse. Lagen sich doch Franz I. und Karl V. beständig in den Haaren und thaten sich gegenseitig so viel Leid an, als möglich war.

Franz hätte kaum einen gewandteren Spionen finden können. Es war ihm natürlich überlassen, welche Wege er zur Erreichung seines Zieles einzuschlagen für gut fand. Die religiösen Unruhen und die bekannte Neigung des Düsseldorfer Hofes flößten ihm den Gedanken ein, als Jünger Luthers aufzutreten. Als solcher hoffte er in des Herzogs unmittelbare Nähe zu kommen und mit dem Evangelium auch die Politik nach Wunsch zu

gestalten. Gelang das, so hatte er außerdem die Aussicht, einen mehr als gewöhnlichen Weg durch's Leben zu machen. Als er seinen Irrthum einsah, wechselte er gleichzeitig seinen Rock und sein Benehmen.

Der Schlaue hatte bald herausgefunden, daß für den Kaiser keine Sympathie in Düsseldorf vorhanden war, und in diesem Sinne waren auch die Berichte abgefaßt, die er nach Frankreich schickte; aber damit begnügte er sich nicht; er wollte in den Kreisen, welche den Hof umgaben und also immerhin einen gewissen Einfluß übten, das Begehren nach einer näheren Verbindung mit Frankreich erwecken.

Da er wußte, daß die Kammerfrau Alettgen bei der Herzogin-Mutter Maria sich schon ein freimüthiges Wort erlauben durfte, so beschloß er, sich ihrer als Breschebrecher zu bedienen, und er hatte es in der That fertig gebracht, daß sie ihn gerne in ihrer stillen, gemüthlichen Wohnung empfing und mit Vergnügen seinen Erzählungen über fremde Länder und Menschen lauschte. Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß er bei ihr wacker über die Lutherischen schimpfte und die Katholiken in Schutz nahm, obschon er bei anderen Personen in umgekehrter Weise verfuhr; wie wir ihn kennen gelernt haben, versteht sich das eigentlich von selbst. Er ging aber noch weiter, um sich in ihrer Gunst ganz festzusetzen. Wohl wissend, wie das Geheimnißvolle wirkt, gab er hin und wieder einen Wink, daß er mancherlei Dinge wisse, deren Kenntniß nicht Jedem übermittelt werde, daß sein Geist in den Sternen zu lesen verstehe und Aufschluß über die Ereignisse der Vergangenheit und Zukunft geben könne. Alettgen müßte keine Frau der damaligen Zeit gewesen sein, wenn diese Enthüllung nicht einen tiefen Eindruck auf sie gemacht hätte. Die Sehnsucht, den Schleier der Zukunft zu heben und hinter dem geheimnißvollen Vor-

hange die bevorstehenden Schicksale zu lesen, ist ja noch heute in vielen Herzen lebendig, wie viel mehr damals, als noch alle Welt von der Vortrefflichkeit der Astrologie überzeugt war.

Die Neigung zum Protestantismus und die überall um sich greifende Aufklärung war nicht im Stande gewesen, dem Aberglauben den geringsten Abbruch zu thun; er herrschte sowohl in den Hütten der Armuth, wie in den Palästen der Reichen, und selbst an den Höfen spukte er, nicht selten sogar in der krassesten Form.

Alettgen brannte vor Verlangen, eine Probe von seiner Geschicklichkeit zu sehen und forderte ihn dazu auf. Der erfindungsreiche Mann wußte ihr mit einem Apparat von Hokuspokus so viel Schönes und Angenehmes vorzuschwindeln, daß sie ihn für den ersten Astrologen der Welt hielt und sich vornahm, bei nächster Gelegenheit auch für ihren geliebten Hof Vortheil daraus zu ziehen.

Unterdessen hatte Herzog Wilhelm in dem noch jugendlichen Alter von dreiundzwanzig Jahren die Regierung seiner Lande, auch von Geldern und Zütphen angetreten. Es war in einer Zeit geschehen, wo der Streit zwischen ihm und dem Kaiser bereits eine hartnäckige Stetigkeit erlangt hatte; der junge Herzog war deshalb nicht ohne Besorgnisse, und er folgte gerne dem Rathe seines Lehrers Conrad Heresbach, welcher unabläßig mahnte, kein Mittel friedlicher Unterhandlungen unversucht zu lassen. Die Worte, welche ihm sein sterbender Vater gesagt, ruhten noch unvergessen in seiner Brust und er dachte nicht daran, dieser Mahnung ungehorsam zu werden.

Im December des vergangenen Jahres war Sybert Mutzhagen zu des Kaisers Bruder, dem Könige Ferdinand, nach Böhmen gesandt worden, dort um Mitwirkung zur Belehnung mit Geldern zu bitten; zu gleichem Zwecke befand sich Dr. Carl Horst beim Kaiser selbst in Spanien.

Sie sollten ihre ganze Beredtsamkeit erschöpfen, um allen Schwierigkeiten zum Trotz Geldern und zugleich des Kaisers Freundschaft zu erhalten. Von beiden Seiten aber liefen wenig befriedigende Nachrichten ein, denn der Kaiser verlangte unbedingte Abtretung Gelderns und wollte von keinem andern Arrangement irgend einer Art etwas wissen. Mit der größten Anstrengung brachte es Horst endlich doch dahin, daß der Kaiser eine nochmalige Verhandlung zuließ. Diese sollte zu Brüssel unter dem Vorsitze seiner Schwester, der Königin-Regentin Maria, stattfinden. Es war ihr eine solche schon im vergangenen Jahre vorhergegangen und es lag kaum die Hoffnung vor, daß diese neue einen besseren Erfolg haben würde, aber man wollte an dem Mißlingen nicht verzweifeln. Der Frühling des Jahres 1539 hatte endlich seinen Einzug in die Natur und in die Herzen der Menschen gehalten und auch die letztern mit den Knospen der Hoffnung geschwellt.

Die ungewöhnlich warme Mailuft hatte in Büschen und Gärten bereits Blumen und Blüthen hervorgelockt. Der junge Herzog Wilhelm hatte sich schon früh erhoben und wandelte nachdenklich durch die schattigen Gänge des Schloßgartens, der sich damals von der Residenz am Rheine hinunter bis an die jetzige Neustadt ausdehnte. Seine Gedanken waren eben mit Geldern beschäftigt und er stellte sich ängstlich die Frage: „Wird dieser neue Versuch endlich fruchten oder nur dazu dienen, den Kaiser noch mehr gegen mich zu erzürnen?“ Sein junges Herz war so voll von Plänen für das Glück seiner Unterthanen, und schon im Beginne seiner Regentenlaufbahn stieß er auf Hindernisse und kaum zu bewältigende Schwierigkeiten. „Wenn sie abermals heimkehren und nur von der Unbeugsamkeit des Kaisers zu berichten haben,“ dachte er, „was wird es dann werden?“

Er konnte sich auf die Frage keine Antwort geben. Mit gesenktem Haupte blieb er an dem Gitter stehen, welches den Garten vom Strome abschloß und schaute wehmüthig in die rauschende Fluth. Aber nicht lange verharrte er in dieser demüthigen Stellung. Stolz richtete er das Haupt empor; es geschah mit einer solchen Heftigkeit, daß das Sammtbarret mit der weißen, wallenden Straußenfeder und den blitzenden Edelsteinen auf den Sand fiel. Der Morgenwind strich ihm durch die Fülle der Locken und den krausen, schwarzen Backen- und Schnurrbart. „Es ist mein Recht," sprach er mit lauter und fester Stimme; „mein Recht, und wer mir's nehmen will, sei's Kaiser oder König, er muß es mit dem Schwerdte thun." Seine Augen leuchteten, als er dieses sprach, und das männlich schöne Antlitz loderte in rother Gluth auf. Das stolze Haupt hatte sich dabei in die Höhe gereckt, der breite Hals tauchte aus der weißen Hemdkrause und der Pelzmantel flatterte im Winde. So, wie er jetzt da stand, bot er dem Auge ein Bild männlicher Schönheit und trotzigen Muthes; aber nicht lange verharrte er in der Stellung, die ihn so vortheilhaft kleidete. „Vergiß nicht, was Du Deinem Vater gelobtest!" lispelte er. Da schwand mit einemmale die stolze Haltung, der Kopf senkte sich und das Auge irrte am Boden umher.

Da trat Heresbach in den Garten, neigte sich tief vor dem Herzoge und sprach: „Mein gnädigster Herr, die Abgesandten, welche mit der Königin-Regentin unterhandeln sollen, sind gekommen, um Abschied zu nehmen. Dürfen sie eintreten?"

Der Herzog nickte und Heresbach winkte den Wartenden mit der Hand. Sie traten mit ehrfurchtsvoller Haltung näher und grüßten den Herzog. Es waren der Kanzler Ghogreff, Marschall Wachtendonk, Dr. Olysleger und Dr. Frieß.

„Zieht mit Gott," sprach der Herzog, „wendet allen Scharfsinn und alle Ueberredungskünste auf, um eine gütliche Vereinbarung zu Stande zu bringen, aber vergebt nichts von meinen Rechten."

„Wir sind zu sehr von diesen Rechten durchdrungen," antwortete der Kanzler, „um sie dem Machtgebote des Kaisers zu opfern. Würdig unseres Herzogs werden wir die Sache des Landes vertreten und, wenn wir sie nicht zu einem gedeihlichen Ende führen können, zwar mit betrübtem Herzen, aber mit ungebrochenem Muthe heimkehren."

„Zieht denn, und nehmt Gottes Segen auf den Weg," antwortete der Herzog.

Die Abgesandten verbeugten sich, küßten ihm der Reihe nach die Hand und verließen den Garten. Draußen vor dem Portale des Schlosses harrten die Pferde, welche mit den Hufen den Boden bearbeiteten, bis sie die Last ihrer Reiter im Bügel fühlten und davon sprengten.

Hellweg saß am offenen Fenster seines Stübchens im goldenen Ring und lächelte; er wußte, zu welchem Zwecke die Gesandten hinwegritten, aber er vertraute auf die Hartnäckigkeit des Kaisers und fürchtete nicht, daß dieser nachgeben werde. Eine Stunde später hatte er schon einen Boten nach Frankreich auf dem Wege, damit dieses im Geheimen gegen eine allenfallsige Einigung wirken könne.

Auch Bertha sah die Reiter hinwegziehen, aber sie hatte keine Ahnung von ihrem Auftrage; am Ende hätte sie auch wenig Aufhebens davon gemacht, denn es lag ihr im Grunde blutwenig daran, ob Geldern an den Herzog oder an den Kaiser fiel; wenn nur der Hof in Düsseldorf blieb, so war ihr alles Uebrige ziemlich gleichgültig.

Der Herzog verließ den Schloßgarten und gab Befehl, daß ein Roß gesattelt würde. Der Gedanke an den

möglichen Verlust Gelderns beengte ihm die Brust; er mußte hinaus, um Waldluft zu athmen und seinen Kopf frei von den Grillen zu machen, die ihm wider seinen Willen immer von Neuem aufstiegen. Heresbach sollte ihn begleiten.

Bald hatten sie die Stadt hinter sich und wurden vom Bilkerbusche aufgenommen, der sich damals noch bis in die unmittelbare Nähe der Stadt erstreckte. Lange Zeit waren sie schweigend nebeneinander hergeritten, jetzt ließ der Herzog sein Pferd langsamer gehen und wandte sich an Heresbach: „Ich fürchte, wir müssen an die Mittel denken, wie wir einem Angriffe des Kaisers widerstehen können!“

„Herzogliche Gnaden sind allzu stürmisch,“ antwortete Heresbach; „noch sind die Unterhandlungen bei Weitem nicht erschöpft. Werden sie vom Kaiser gänzlich abgebrochen, so ist es noch immer Zeit, den Widerstand zu organisiren.“

„Es ist gut, wenn man sich frühzeitig sicher stellt,“ sprach der Herzog; „wenn der Kaiser uns im Ernste angreifen wollte, so würde er in diesem Augenblicke ein unvertheidigtes Land finden und mit seinen allzeit schlagfertigen Schaaren in Geldern einrücken können, ehe wir uns den Schlaf aus den Augen gerieben hätten. Doch steigen wir ab, im Sattel läßt sich's nicht gut plaudern. Dort ladet ein gefällter Baum zum Sitzen ein; die Pferde mögen unterdessen im Grase weiden.“

Er sprang aus dem Sattel und Heresbach folgte. Als sie auf dem Baumstamme Platz genommen hatten, hub Wilhelm an: „Ich habe mir die Angelegenheit mit Geldern so oft überdacht, daß ich endlich zu einer klaren Anschauung über mein künftiges Verhalten gekommen bin. Seit meinem Regierungs-Antritte habe ich mich hundertmal gefragt, ob mir Jemand vernünftiger

Weise den Besitz des Herzogthums bestreiten kann und bin nach allen Seiten hin zu der Ueberzeugung gekommen, daß nur ich allein ein Recht darauf habe. Wie dürfte ich also von diesem Rechte weichen? Wäre es nicht ein Fingerzeig für alle ländergierigen Fürsten, mir auch meine übrigen Lande zu nehmen? Wollte ich es im Wege der Unterhandlung gutwillig fahren lassen, so beginge ich nicht allein Unrecht gegen mich und meine Unterthanen, sondern ich gäbe auch einen Beweis von Schwäche, der den Feind zur ferneren Zerstückelung meiner Länder auffordern würde. Von einem feigen Nachgeben vor der Schlacht kann also keine Rede sein.

„Es entsteht nun aber die Frage, ob ich den Kampf wagen darf, wenn der Kaiser mit Heeresmacht gegen mich heranrückt. Was glauben Sie, Heresbach?"

Heresbach antwortete: „Herzogliche Gnaden wissen, daß ich die feine Sprache des Hofes schlecht zu reden verstehe, sondern gewohnt bin, meine Gedanken und Meinungen ohne Verhüllung darzulegen. Ich kann es auch jetzt nicht anders und lebe der Ueberzeugung, daß ein Krieg ein großes Unglück wäre. Unsere Waffen können sich mit denjenigen des Kaisers nicht messen. So wenig, wie der kleine Düsselbach zu unseren Füssen die Wasser des Rheins rückwärts zu drängen im Stande ist, so wenig kann unser Häuflein seine krieggewohnte Armee besiegen."

„Zugegeben," antwortete der Herzog, „aber vergessen wir nicht, die heutige Weltlage in Betracht zu ziehen. Von allen Fürsten in Deutschland kann keiner ernstlich wünschen, daß die jetzt schon so außerordentlich große Macht des Kaisers durch Geldern noch verstärkt werde. Sie fühlen seine eiserne Faust schon allzuhart und werden ihn zu ihrem eigenen Verderben nicht noch mehr kräftigen; sie müssen vielmehr wünschen, daß er gedemüthigt wird."

Heresbach nickte.

„Ja, sie müssen es wünschen," fuhr der Herzog fort, „um so mehr, weil die Kaiserkrone für ihn kein nationales Heiligthum ist. Sie haben mir oft die leuchtende Kaisergestalt Otto's gezeigt und den Beweis geliefert, daß seine Kämpfe gegen die Herzöge ihm durch die innere Nothwendigkeit abgedrungen wurde. Kann man dasselbe von ihm sagen? Gewiß nicht! Er schlägt seine Schlachten für sich und sein Haus, nicht für den Glanz und die Einheit Deutschlands."

„Und für die katholische Religion," unterbrach ihn Heresbach.

„Freilich," antwortete Wilhelm, „aber das ist für die protestantischen Fürsten ein Grund mehr, ihm zur Erlangung von Geldern nicht behülflich zu sein. Von den Fürsten also droht mir kein Unheil."

„Glauben Eure herzoglichen Gnaden," fragte Heresbach, „daß Sie bei dieser Gesinnung der Fürsten stark genug sind, sich dem Gefürchteten und seiner zahlreichen Armee mit Erfolg entgegenzustellen?"

„Ich glaube es nicht," gab Wilhelm zur Antwort, „es wäre Thorheit, es zu glauben, aber eben deßhalb will ich mich nach den Bundesgenossen umsehen, die in meiner verzweifelten Lage zu erwerben wären."

„Auf welche glauben Sie rechnen zu dürfen, mein Herzog?"

„Zuerst werfe ich den Blick nach Sachsen. Der Churfürst Johann Friedrich hat mit meiner ältesten Schwester Sybilla seit zwölf Jahren in einer glücklichen Ehe gelebt und seine Frau ist ihm eine so treue Gattin, daß er auch meiner in Liebe gedenkt. Schon die Verwandtschaft allein müßte ihn bestimmen, für den Bruder seiner Frau in die Schranken zu treten."

„Vergessen herzogliche Gnaden nicht," unterbrach

ihn Heresbach, „daß die Fürsten sich nicht mehr von den Banden der Verwandtschaft gebunden fühlen, wenn ihr Interesse dabei gefährdet ist, und das wäre es doch, wenn Ihr Herr Schwager sich zum offenen Feinde des Kaisers aufwürfe.“

„Ich denke nicht so gering von ihm,“ entgegnete der Herzog. Er ist hochherzig und edel und steht stets unerschütterlich auf der Seite des Rechts. Sollte er dennoch schwanken, so wird Sybilla nicht nachlassen, bis er seine Waffen für den Schwager schärft. Uebrigens liegt es zweifelsohne in seinem Vortheile, mich zu unterstützen. Ich bin noch unvermählt und es ist nicht undenkbar, daß die hiesigen Lande einmal an Sachsen fallen. Ginge Geldern durch seine Mitschuld verloren, so wäre es möglicher Weise auch für ihn und seine Erben dahin. Er ist klug genug, dies einzusehen und er wird sicher darnach handeln. Dieser eine Bundesgenosse wäre mir also gewiß.“

„Haben Sie noch einen andern Helfer?“ fragte Heresbach.

„Ich denke, noch einige,“ erwiderte der Herzog. „Seitdem Luther die Welt in Bewegung gesetzt, hat sich der hiesige Hof der freieren Religionsrichtung zugeneigt. Mein Vater hat nach und nach alle Reformatoren von Bedeutung in seiner Burg gesehen und ihnen kein wesentliches Hinderniß in den Weg gelegt, vielmehr überall die Neigung geoffenbart, ihren Lehren Vorschub zu leisten. Sie sind in unserer Residenz ein- und ausgegangen und haben ihre Lehren ungehindert gepredigt. Luthers Freund, Myconius, ist nicht ein-, sondern vielmal in der Schloßkapelle erschienen und hat das neue Evangelium gepredigt. Und wir selbst, huldigen wir nicht überall dem Protestantismus? Wir haben uns nur noch den katholischen Namen bewahrt, um nicht mit den Anhängern des Alten

zu verfallen; im Uebrigen aber sind wir vollständig in das Lager der Neugläubigen übergegangen; und ich sollte denken, daß ein Fürst, der sich so unverkennbar dem Protestantismus zuneigt, auch wohl noch einige von den protestantischen Herrschern für sich gewinnen wird."

„Das ist eine Voraussetzung," entgegnete Heresbach, „die wir erst zu erfahren haben. Die Fürsten sind um keines Haares Breite besser und dankbarer, als die übrigen Sterblichen. Leicht möglich, daß sie in der entscheidenden Stunde den Mantel nach dem herrschenden Winde hängen. Uebrigens wüßte ich auch kaum, worin die Dankbarkeit begründet wäre. Wir haben uns allerdings der religiösen Strömung nicht entzogen, aber wir haben auch nicht Wesentliches für dieselbe gethan. Da Ew. herzogliche Gnaden mir erlauben, meine Meinung unverschleiert zu sagen, so muß ich bekennen, daß wir weder Fisch noch Fleisch sind, sondern der Fledermaus gleichen, aus deren Geschlecht die Gelehrten nicht klug werden können. Mein natürliches Gefühl sagt mir im Gegentheile, daß die protestantischen Fürsten unsere Unentschiedenheit verabscheuen und daß die katholischen uns nicht trauen."

Der Herzog mochte das Gewicht dieses Einwurfes fühlen, denn er schwieg und schaute zu Boden. Nach einer Weile fuhr er fort: „Wir könnten noch ein paar andere Allianzen möglich machen; aber es sind außerdeutsche und darum will ich vor der Hand nicht daran denken. Sie sehen aber, daß im schlimmsten Falle unsere Lage noch lange nicht so verzweiflungsvoll ist. Darum werden wir wohl thun, wenn auch diese Unterhandlungen in Brüssel scheitern, uns auf den Kampf bereit zu machen."

Heresbach schwieg, aber er schüttelte mit dem Kopfe und spielte nachdenklich mit seiner Reitpeitsche in dem grünen Moose am Boden.

„Meine Allianzen gefallen Ihnen nicht," sprach Wilhelm, „ich sehe es an Ihren Mienen. Was haben Sie sonst noch dagegen einzuwenden?"

„Die aufgezählten Allianzen sind die natürlichsten und die einzigen, die man finden kann," antwortete Heresbach, „ich kann sie also nicht ernstlich tadeln wollen, obschon ich an ihrer Zuverläßigkeit zweifle; aber herzogliche Gnaden verzeihen mir, wenn ich überhaupt von gewaltsamen Schritten abrathe, wenigstens für jetzt noch. Unser schönes Deutschland ist bereits so sehr vom Kriege zerrissen, daß mir ein neuer Kampf, und zwar einer in unserer unmittelbaren Nähe, ein Grausen einflößt. Selten ist ein Fürst in seinen jungen Jahren zu solchem Glanz und Reichthum gekommen, wie mein gnädigster Herr; das Volk, welches unter Ihrem Scepter steht, ist ein braves und gutwilliges, welches sich nicht bedenken würde, selbst sein Leben für den Herzog herzugeben; aber man sollte seine Liebe nicht mit Blut prüfen, sondern mit allen Mitteln seine Kräfte entfesseln, daß sein Wohlstand sich erhöht und daß es die Früchte seiner Arbeit und seines Nachdenkens genießen könnte. Eine gegen den Kaiser gewonnene Schlacht wird Ihren Namen berühmt machen, aber der Wohlstand Ihres Volkes wird ihm erst die Unvergänglichkeit sichern. Lassen Sie den Pflug statt des Schwertes regieren und Millionen Zungen werden Ihr Andenken segnen. Schauen Sie auf alle diese Helden, Herzog, die in Gold gegossen und in Marmor ausgehauen, der Welt ihren stolzen Namen bewahrten, was haben sie für das große Ganze, für den Fortschritt, für das Glück der Menschheit geleistet? Sie haben sich selbst vergöttert, und diese Selbstvergötterung ist mit dem Blute sterbender Völker in die Rollen der Geschichte eingeschrieben."

Der Herzog sah seinen Lehrer überrascht und fast

mit Unwillen an. „Sie wollen also,“ sprach er, „daß ich mir geduldig den Fuß auf den Nacken setzen und mich widerstandslos berauben lasse? Kennte ich Sie nicht seit meinem zehnten Jahre und wäre ich nicht von Ihrem ergebenen und durchaus edeln Character überzeugt, ich würde Sie für einen Freund des Kaisers halten.“

„Daran würden Eure herzogliche Gnaden groß Unrecht thun,“ antwortete Heresbach, „ich bin kein Freund des Kaisers, schon deßwegen nicht, weil er der Hemmschuh in unserm religiösen Reformwerke ist, aber ich ziehe die realen Machtverhältnisse in Betracht. Kein Fürst der Welt kann sich solcher Macht rühmen, wie er; für jeden Landsknecht, den wir stellen, kann er ein Regiment aus dem Boden stampfen; wir sind nicht im Stande, ihm ein halbwegs genügendes Heer entgegenzustellen. Was die aufgezählten Allianzen betrifft, so halte ich aus den angeführten Gründen nicht viel von ihnen und glaube kaum, daß sie sich in der Zeit der Noth wirksam erweisen würden. Der Kaiser braucht nur das Füllhorn seiner Gnade über sie auszuschütten, so sehen sie uns nicht mehr an, und selbst der churfürstliche Schwager würde sich bedenken, den ganzen kaiserlichen Zorn auf sich zu laden.“

„So sollen wir uns also nach Ihrer Meinung schweigend berauben lassen und Seiner Majestät für die gnädig erwiesene Gewalt noch herzlich danken,“ sprach der Herzog mit Bitterkeit.

„Auch das nicht,“ antwortete Heresbach, „aber wir sollen versuchen, so viel Fürsten als möglich von unserm Rechte zu überzeugen. Sie werden uns in Güte vermitteln helfen, und wenn der Kaiser schließlich sieht, daß ganz Deutschland gegen ihn ist, so wird er wahrscheinlich die Hand zur Versöhnung bieten.“

„Ich glaube, daß Sie sich verrechnen, mein Lieber,“

sprach Wilhelm, indem er mit der Reitpeitsche das junge Grün zerhieb, welches zu seinen Füßen wuchs.

„Wenn ich warm für eine friedliche Aussöhnung spreche,“ sagte Heresbach, „so wiederhole ich nur die Worte, welche ein sterbender Mund zu Ihnen sprach. Herzog Johann war ein klarer Geist, welcher mit offenen Augen die Weltlage betrachtete; er sah die unendlichen Wirren und die sichern Verluste voraus, welche durch diesen Krieg entstehen müssen, und darum nahm er meinem Herrn in der letzten Stunde das Versprechen ab, Frieden mit dem Kaiser zu halten.“

„Heresbach,“ fuhr der Herzog auf, „ich selbst wiederhole mir alle Tage dieses Versprechen, es ist kaum nöthig, mich daran zu mahnen. Im Uebrigen wissen Sie, daß ich zwischen zwei entgegengesetzten Willen stehe: Meine Mutter hatte von jeher ein Anrecht auf das Herzogthum und sie drängt mich alle Tage mit scharfen Worten zum Widerstande. Auf welche Seite soll ich mich da stellen?“

„Wo die Weiber drein reden,“ entgegnete Heresbach, „da hört meistens die kühle Ueberlegung auf. Die Herzogin ist Ihre Mutter und die Kindespflicht gebietet Ihnen, sie zu ehren; aber Sie theilen die Regentschaft nicht mit ihr, sondern sind Ihrem Gewissen allein verantwortlich. Wenn Sie dereinst von Ihrem Wirken Rechenschaft abzulegen haben, wird Ihre Mutter nicht im Stande sein, Sie für eine einzige verkehrte Maßregel zu entlasten. Vom Sterbebette ziehen Sie mit dem ganzen Gewichte Ihrer Thaten hinauf vor Gottes Richterstuhl und Ihnen allein gilt das Urtheil!“

Der Herzog wollte heftig erwidern, aber er hielt an sich und sprach: „Wir wollen uns über diese Angelegenheit den Kopf noch nicht zerbrechen; wenn erst die Unterhandlungen scheitern, so ist es noch immer Zeit,

über die Mittel des Widerstandes nachzudenken. Steigen wir wieder auf unsere Gäule und reiten tiefer in den Wald. Es heimelt mich hier an und ich möchte vor Mittag nicht wieder nach Düsseldorf zurückkehren."

Die beiden Reiter saßen bald wieder in den Sätteln und setzten keck über den Düsselbach, welcher in mancherlei Krümmungen den Wald durchschlängelte.

Viertes Kapitel.

Mutter und Sohn.

Es war gegen den zwanzigsten Tag des schönen Maimonats, als Herzog Wilhelm, seine Mutter Maria und seine beiden Schwestern in dem von Wohlgeruch erfüllten und von Blüthen aller Farben strahlenden Schloßgarten verweilten. Sie hatten sich in eine Laube von süßduftendem Flieder niedergelassen. Niemand von ihnen sprach ein Wort, Alle schienen sich mit trüben Bildern zu befassen und die Damen schenkten den Künsten der Nadel, die ihnen sonst so viel Lust gewährten, heute wenig Aufmerksamkeit. Auf des Herzogs Stirne lag eine dunkle Wolke und schwere Seufzer entstiegen seiner Brust. Da legte seine Mutter die Arbeit in den Schooß und schaute ihn aufmerksam an. „Du denkst an die Gesandtschaft," sprach sie, „und Du bist in Unruhe, weil Du kein Lebenszeichen von ihr hörst." „So ist es, Mutter," gab er zur Antwort; „es läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe; wo ich gehe und stehe, schwebt dieser unglückliche Streit vor mir. Doch, ich kenne das Resultat dieser Verhandlungen im Voraus. Die Regentin wird eben so fest halten, wie ihr Bruder. Wenn diese Spanier den Zipfel eines Landes nur mit einem Finger berührt

haben, so kommen sie auch bald mit der ganzen Faust nach und was diese faßt, läßt sie nimmer wieder los."

„Ich schöpfe einige Hoffnung, weil die Verhandlungen so lange dauern," entgegnete die Herzogin; „hätte der Kaiser nichts von seiner alten Halsstärrigkeit fahren lassen, so müßten unsere Doctoren und Räthe längst zurück sein."

„Machen wir uns selbst keine Lügen vor," sprach Wilhelm; „dieser Kaiser ist eines eisernen Sinnes; was er sich einmal vorgesetzt hat, das führt er auch aus, wenn ihn die Unmöglichkeit oder der eigene Vortheil nicht daran verhindern. Er wird Geldern nicht fahren lassen, und uns bleibt nur ein Verzicht oder ein machtloser Protest übrig."

Bei diesen Worten schaute ihn die Herzogin mit einem Blicke des strengsten Vorwurfes an. „Mein Sohn," sprach sie, und ihre Stimme zitterte vor zurückgehaltenem Zorne, „mein Sohn, das ist nicht die Rede eines Fürsten. Willst Du den Fuß des Mächtigen auf Deinem Nacken dulden und Dich ihm ohne Gegenwehr gebunden überliefern? Verzicht? Das Wort klingt mir bitterer als Galle und Wermuth! Hätten wir kein anderes Recht auf Geldern, als die freie Wahl der Stände und des Volkes und die unzweideutige Liebe jenes Landes, das sich uns zu eigen gegeben, wir müßten gleichwohl um seinen Besitz kämpfen. Sollen wir trotz unseres guten Rechtes im Staube wedeln, weil unser Gegner ein Kaiser ist? Nimmermehr! Die Welt soll nicht das Recht haben, zu sagen, Maria von Berg habe einen Feigling geboren!"

„Mutter!" rief Wilhelm, „dies Wort sollte nimmer von Deinen Lippen gekommen sein, denn es entehrt die Mutter und den Sohn. Du willst die Lage nicht sehen, in der ich mich befinde. Auf der einen Seite steht das

Bild meines sterbenden Vaters, dem ich Versöhnlichkeit versprach, und wahrlich Mutter, die besten meiner Räthe glauben mich an dieses Versprechen gebunden; auf der andern stehst Du und drängst unaufhörlich zum Widerstande. Wem soll ich da folgen?

„Mein Sohn," antwortete die Mutter, „Versöhnlichkeit ist nicht gleich mit einem feigen Aufgeben wohlerworbener Rechte. Wo die Versöhnlichkeit aufhört, da fängt das Schwert seine Arbeit an. Thätest Du es anders, ich müßte mich schämen, daß Du meines Blutes bist!"

Wilhelm's Lippen zitterten; hoch richtete er sich auf und warf zornglühende Blicke umher, die wie flackerndes Wetterleuchten über sein geröthetes Antlitz fuhren. Sein ganzes Wesen wurde von einer wahrhaft fürstlichen Energie durchlodert, die man im gewöhnlichen Leben selten an ihm bemerkte.

„Mutter," sprach er, „halte mich nicht für einen zagenden Schwächling. Wenn die Stunde schlägt und es nicht anders sein kann, so gilt Gegenwehr auf Tod und Leben. Da ist meine Hand! Und nun bitte ich, schmähe niemals wieder meinen Muth!"

Die Herzogin-Mutter hatte ihn niemals in einer solchen Erregung gesehen, niemals eine solche Entschlossenheit an ihm bemerkt; aber sie war stolz auf diesen Ausbruch eines in ihren Augen so gerechten Zornes. So wollte sie ihn haben, so mußte er in der Stunde der Entscheidung sein.

Zufrieden mit der Wirkung, welche sie erzielt hatte, trat sie ihm näher, legte ihre Hand auf seine Schulter, sah ihm mit einem zärtlichen Lächeln in die Augen und sprach: „Mein Sohn, ich ehre Deine Aufwallung und ich würde es schmerzlich bedauern, wenn Du den Verlust eines so schönen Landes mit gleichgiltigen Augen ansehen könntest; Dein Zorn zeigt mir, daß Du ein Fürst bist,

aber ich bekenne, noch ist es nicht nöthig, den Degen aus der Scheide zu ziehen. Sollte auch diese Unterhandlung wieder scheitern, so wird es jedenfalls noch nicht die letzte sein. Warten wir also, bis die äußerste Faser der Geduld an dem harten Sinne des Kaisers zerreißt. Der Sturm kommt nicht urplötzlich, Anfangs ist er nur ein leises Fächeln, welches sich allgemach zum Winde vergrößert; aus dem Winde wird dann erst ein brausender Orkan. Wehe dem, welcher ihm im Wege steht! Was sich vor seiner gewaltigen Wucht nicht beugt, das muß brechen und in seinem Sturze zerschmettern, wenn nicht Vorsorge zum Widerstande getroffen ist."

Die Herzogin wollte noch fortfahren und unter der Maske der Geduld den Zorn ihres Sohnes zu noch höherer Gluth anfachen. Da trat ein Diener in den Garten und blieb in ehrerbietiger Entfernung stehen, bis der Herzog ihm ein Zeichen gab, sich zu nähern.

„Mein gnädigster Herzog," sprach er mit einer tiefen Verbeugung, „der Herr Kanzler läßt unterthänigst anfragen, ob herzogliche Gnaden die Gewogenheit haben wollen, ihn zu empfangen."

„Der Kanzler ist zurück?" fragte Maria.

Der Diener verbeugte sich.

„Sage dem Kanzler," befahl Wilhelm, „daß er sogleich und ohne erst seine Kleider zu wechseln, im Garten erscheinen solle."

Der Diener entfernte sich und bald nachher trat der Kanzler Ghogreff ein. Das Haar hing ihm verworren um den Kopf, sein Anzug war schmutzig und bestaubt, er trug noch am ganzen Leibe die Spuren eines schnellen Rittes.

Indem er sich gegen den Herzog und die Damen verneigte, sprach er: „Nur die Eile, mit der ich den Andern vorausgesprengt bin, kann entschuldigen, daß ich

mich in diesem Aufzuge hier sehen lasse. Erlauben herzogliche Gnaden, daß ich so viel Toilette mache, um von den Damen nicht den Vorwurf einer unanständigen Eile zu verdienen?"

„Die Damen," antwortete der Herzog, „werden gleich mir vor Ungeduld brennen, zu hören, daß Sie uns im Namen des Kaisers das Herzogthum Geldern und die Grafschaft Zütphen zu Füßen legen."

„Könnte ich das," erwiderte Ghogreff mit einem betrübten Lächeln, „ich wollte meinen Kopf gerne dazu legen."

„Ihre Botschaft, Kanzler, lautet schon im Beginne nicht ermuthigend," sprach der Herzog. „Gleichviel, der erste Hieb ist geschehen, wir sind vorbereitet; fahren Sie fort und fürchten Sie sich nicht, die Wunde noch größer zu machen."

„Leider ist meine Botschaft keine gute," fuhr der Kanzler fort, „aber ich darf für die Herren von der Gesandtschaft und auch für mich die Versicherung geben, daß nichts unversucht geblieben ist, die Regentin von Ihren gerechten Forderungen zu überzeugen. Dreizehn Tage lang haben wir nicht aufgehört, sie mit den sonnenklaren Rechten Ew. herzoglichen Gnaden bekannt zu machen; aber sie und ihre Räthe haben sich auf diese Erörterungen wenig eingelassen, sondern immer nur als Hauptbedingung in den Vordergrund gestellt, daß Sie alle Anspruch auf Geldern aufgeben müßten, ehe von einer weitern Verhandlung die Rede sein könne."

„Das heißt," unterbrach ihn Wilhelm, „wir sollen das streitige Object an den Kaiser ausliefern, und wenn er im Besitze ist, will er seine Gnade fragen, ob wir es verdient haben, von ihm bestohlen zu werden."

„Das wird ungefähr der Sinn sein," antwortete der Kanzler. „Die Regentin mußte übrigens selbst die Schwäche ihrer Ansprüche fühlen, denn sie redete uns

beim Abschiede in's Gewissen, unsern Herrn zur Nachgiebigkeit zu bestimmen, und pries mit hohen Worten das Verdienst, welches wir uns dadurch um Kaiser und Reich und — wie sie meinte — auch um unser eigenes Land erwerben würden."

„Und was gedenkt sie mir aus Dankbarkeit für meine Nachgiebigkeit zu geben?" fragte Wilhelm.

„Sie hatte den Entschädigungspreis bei der Hand," antwortete der Kanzler; „sie wollte ihn in Form eines reizenden Weibes bezahlen. In die eine Wagschale legte sie Geldern, in die andere die schönste, frischeste, tugendhafteste, edelste und reichste Frau der Christenheit, die Herzogin von Mailand."

Wilhelm schüttelte mit dem Kopfe. „Der Preis ist mir zu geringe," sprach er.

„Es wurde uns gesagt, sie habe ein jährliches Einkommen von fünfzigtausend Gulden," warf der Kanzler mit einem leichten Lächeln hin.

„Man denkt also von kaiserlicher Seite daran, mir Geldern um diese Jahresrente abzukaufen," antwortete Wilhelm mit finsterm Blicke. „Es scheint, man hält mich in Brüssel für einen Schacherjuden und man entblödet sich nicht, mir für die Herzen meiner Unterthanen einen Sack voll Münzen anzubieten.

„Sie waren mit auf dem Falkhof zu Nymwegen, als mir die Stände huldigten, Ghogreff; Sie hörten, wie ich, daß sie mir Treue schworen, daß sie ihre Gegenwart und Zukunft in meine Hände legten. Waren ihre Lobsprüche und ihr Vertrauen etwa eine leere Redensart, eine flache und erbärmliche Lobhudelei, wie ich sie leider nur zu oft in meiner Residenz hören muß? Nein, Kanzler, was sie sprachen, das kam aus ihrem Herzen; es mußte aus ihrem Herzen kommen, denn sie wählten mich freiwillig und ungezwungen zu ihrem Lan-

desherrn. Ich war nicht der einzige Bewerber, Ghogreff, es streckten vornehmere und reichere Herren die Hände nach dem Herzogthume aus, aber sie wiesen diese Hände zurück, auch die des Kaisers, und wählten mich. Sollte ich ihre Zuneigung also lohnen, daß ich sie für eine Jahresrente verkaufte, und, um diese zu erlangen, mir auch ein dazu gehöriges Weib gefallen ließe? Nimmermehr!

„Erinnern Sie sich, Kanzler, wie das Volk sich unter unsere Fenster drängte, die Arme laut jauchzend zu mir und dem Vater emporhob und uns in seiner rauhen Weise seine Segenswünsche zurief. Als wir nach dem Mahle hinabstiegen, harrte das Volk noch immer; es wollte seinen neuen Herzog in der Nähe sehen, den Saum seines Gewändes küssen und sich seine Züge einprägen Die armen, zerlumpten Weiber, welche um meinetwillen den Taglohn verloren, hoben ihre Kinder empor, damit auch sie mich sähen; und über die alten, gefurchten Wangen dieser Weiber und Männer flossen Thränen herab. Ich werde diese Thränen niemals vergessen, denn sie leuchteten in meinen Augen heller und feuriger, als alle Diamanten in unsern Truhen zusammengenommen! Und diese braven Menschen sollte ich verkaufen?

„Nein, den Geringsten von ihnen habe ich in mein Herz eingeschlossen, Keiner ist mir feil! So Gott will, werde ich ihnen ein Vater sein, und so viel es in meiner Macht steht, sie glücklich machen.“

Er sprach das in einem feierlichen Tone, sein Auge hatte sich dabei zum Himmel gerichtet, denn was er sich gelobte, war ihm heiliger Ernst. Jetzt wandte er sich wieder an den Kanzler und sprach mit ironischem Lächeln:

„Die stolze Regentin hält es wohl für eine große Gnade, mir diesen Preis anzubieten?“

„Sie sagte es nicht ausdrücklich, mein gnädigster Herr,“ antwortete der Kanzler, „aber sie ließ wenigstens

Andeutungen fallen, die so aufgefaßt werden konnten. Sie behauptete, die Herzogin von Mailand sei eine vielumworbene Schönheit und die ansehnlichsten Fürstenhäuser suchten diese Verbindung; es sei darum die höchste Zeit, daß mein Herzog die Hand nach jener Blume ausstrecke, deren Duft und Farbe schon so viele Augen und Herzen bezaubert habe."

„Es würde also Sr. kaiserlichen Majestät ganz natürlich erscheinen," sprach Wilhelm, „wenn ich eilends meinen Abdankungsbrief nach Brüssel schickte und mir dafür die Gnade erbäte, nach Mailand reiten zu dürfen, um der vielumworbenen Fürstin zu sagen, daß ich sie unaussprechlich liebe und auf Befehl des Kaisers bereit sei, für das weggegebene Herzogthum Geldern ihr Herz und ihre fünfzigtausend Gulden Renten in Empfang zu nehmen. Wissen Sie was, Kanzler, wir wollen die werbenden Fürstenhäuser nicht beeinträchtigen."

Er ging eine Zeitlang auf den bekiesten Wegen des Gartens umher. Eine tiefe Mißstimmung durchzog sein Gemüth; in seiner Erregung riß er hier und dort eine Blume aus und entblätterte sie, ohne auf diese Beschäftigung Acht zu geben, ohne eigentlich zu wissen, daß er es that. Plötzlich wandte er sich wieder gegen den Kanzler und fragte: „Ihr seid also ganz umsonst in Brabant gewesen, die Reise hat nur dazu gedient, den Eigensinn der beiden Geschwister zu stärken, oder hatte die Regentin mir noch etwas anderes mitzutheilen?"

„Sie hat uns durch ihre Räthe einen Vorschlag machen lassen," antwortete Ghogreff, „der eben so wenig zum Ziele führen kann; doch werden herzogliche Gnaden ermessen, ob Sie darauf eingehen wollen. Sie wünscht, daß Sie die Stände des Herzogthums Geldern zu einem allgemeinen Landtage zusammenberufen; auf diesem sollen dann ihre Abgeordneten ebenfalls erscheinen und den

Gelderern klar machen, daß der Kaiser die unbestrittensten Rechte auf das Land hat."

„Ei," rief der Herzog, „das ist ein Experiment, das wir uns gefallen lassen können. Die Stände haben mich nach reiflicher Erwägung zu ihrem Landesherrn gewählt und vorher alle Ansprüche Anderer geprüft und gewissenhaft erwogen. Sie werden ihren damaligen Beschluß nicht umstoßen und sich selbst verhöhnen. Ich wage es darauf! Man möge die Stände und die Bevölkerung prüfen und zusehen, ob sie eines Irrthumes überführt werden können.

„Es ist mein Wille, Herr Kanzler, daß die Stände in nicht zu langer Zeit, setzen wir den 30. Juni, nach Zaltbommel einberufen werden. Die Herren von Brabant mögen kommen und sie belehren, wir werden ihnen gerne freies Geleit geben und uns obendrein bemühen, so freundlich, höflich und zuvorkommend gegen sie zu sein, wie sie meine Abgesandten oberflächlich und geringschätzend behandelt haben. Sie sind entlassen, Kanzler, machen Sie sich's bequem und laden Sie auf den Abend auch die übrigen Herren Abgesandten zu unserer Tafel ein."

Als der Kanzler den Garten verlassen hatte, wandte sich der Herzog an seine Mutter. „Du siehst, wie es um die Lande steht," sprach er mit einem fast unmerklichen Zittern in der Stimme, „was räth nun meine Mutter?"

Maria erhob sich, faßte seine Hand und antwortete: „Mein Sohn, Gott hat Dich an einen hervorragenden Platz gestellt und das Scepter in Deine Hand gegeben, damit Du herrschest. Was er Dir durch Erbschaft, Kauf und freie Volkswahl anvertraut hat, darfst Du nicht ungehütet lassen. Du hast die heilige Verpflichtung übernommen, Deinen Unterthanen ein Vater zu sein und sie mit starkem Arme vor jeder Faust zu schützen, die sich begehrlich nach ihnen ausstreckt. Kann das geschehen

mit dem gütlichen Tone der Ueberredung, so wäre es sündlich, es anders zu wollen; muß aber die endliche Entscheidung auf die Spitze des Schwertes gestellt werden, dann zeige, daß Du Deiner Väter würdig bist. Deine Ahnen haben sich niemals dem Unrechte gebeugt, sie haben vielmehr gegen jede unberechtigte Gewalt mit den Waffen protestirt, und sie sind meistens glücklich gewesen. Zwingt man Dich, zu kämpfen, so soll ihr Glück Deine Hoffnung und Dein Leitstern sein. Es ist wahr, Dein Gegner ist ein gewaltiger und ein mächtiger Kriegsheld, seine Hülfsmittel sind fast unerschöpflich und seine Hauptleute haben die Erfahrung des Krieges für sich. Gegen ihn bist Du wie ein Zwerg; wenig zahlreich würden Deine Truppen sein, unerfahren Deine Hauptleute, Du selbst jung und nicht an das Getümmel des Krieges gewöhnt, insofern ist Dir der Kaiser weit überlegen; aber Du hast einen Bundesgenossen, der ihm mangelt: das Recht und die Liebe Deiner Unterthanen sind auf Deiner Seite. Das ist eine Hülfe, die nicht zu verachten ist. Sollte es Gott dennoch anders bestimmen, sollte er den Sieg nicht auf die Seite des Rechtes fallen lassen, so hast Du wenigstens Deine Pflicht gethan und Du brauchst nicht zu erröthen, wenn Du künftig unter Deinen Unterthanen wandelst."

„In diesem Stücke sind wir also einig, Mutter," sprach der Herzog, „aber was sagen meine schönen Schwestern zu den trüben Aussichten? — Sie verhalten sich so stille und schweigend, als ob sie mit dem Wohle des Landes nichts zu thun hätten."

„Es geht uns gleichfalls nahe," antwortete Anna, „aber die Schwestern des Herzogs sind ja von seinem Rathe ausgeschlossen. Ich glaube, unser erlauchter Herr Bruder würde es uns schwer empfinden lassen, wollten wir uns unterstehen, in Staatsangelegenheiten eine Meinung zu haben."

„Nicht doch," entgegnete der Herzog, „Eure Meinung hör ich gerne. Wenn auch die Stick- und Nähnadel Eure eigentliche Domaine ist, so kann doch ein guter Rath auch von zarten Lippen fließen. Den Fürsten sollte es gegönnt sein, aus allen Blüthen Honig zu ziehen."

„Aber in so vielen," rief Amalie lachend, „sitzt auch Gift."

„Freilich," entgegnete der Herzog, „aber man muß es lassen, wo es ist, und nur den Honig nehmen."

„Nun denn," sprach Anna, „die Mutter hat auch unsere Meinung gesprochen, aber uns dünkt, wenn es noch irgend einen Weg gäbe, das Herzogthum unserem Hause zu erhalten, ohne Blut zu vergießen, so sei dieser der brutalen Gewalt vorzuziehen."

„Wohl," sprach Wilhelm, „wir treffen uns in denselben Ansichten, aber welch ein Weg könnte das sein? Glaubt meine schöne Schwester, daß man den Kaiser durch Bitten bestimmen könne, das Recht nicht zu beugen, so ist sie im Irrthume. Um das Herz dieses Mannes ist ein dreifacher Panzer von Stahl geschlagen; nichts ist im Stande, ihn um eines Haares Breite aus der Bahn zu schleudern, die er sich vorgezeichnet. Als er, der mächtigste aller Herrscher, die Krone zum erstenmale auf sein Haupt setzte, gab er dem Menschen den Abschied und nur der König blieb zurück. Seitdem ist er auch noch Kaiser geworden und sein Schwert hat einen König und viele Fürsten gebeugt. Zur Milde und Nachgiebigkeit hat das wahrlich nicht beigetragen; vielmehr fühlt er sich jetzt unüberwindlich, und der Gedanke, daß der kleine Herzog von Jülich-Cleve-Berg den unverzeihlichen Muth haben könnte, sich gegen ihn aufzulehnen, ist ihm sicher so unerträglich, daß er ihn und sein Haus ohne Bedenken zu den Todten werfen wird, sobald sich ihm die Gelegenheit dazu bietet."

„Du entwirfst ein düsteres Bild von dem Manne, der die Welt mit Ruhm erfüllt," sprach die Prinzessin Amalie. „Ich kann mir's nicht denken, daß ein Fürst von seiner Größe nicht auch edel und erhaben sein sollte. Karl ist doch Gatte, er hat ein Weib genommen, er muß also Liebe fühlen und es muß durch den dreifachen Stahlpanzer noch einen Zugang zu seinem Herzen geben."

„Weil die Fürsten Weiber haben, brauchen sie noch nicht nothwendig zu lieben," antwortete der Herzog. „Nicht die freie Wahl und die Herzensneigung entscheidet bei ihnen, sondern die Politik, und diese kennt den kleinen Liebesgott nicht. Wenn ich auf den Vorschlag des Kaisers eingegangen wäre, so würde auch mir die Politik zur Brautführerin geworden sein."

„Leider ist es so," flüsterte Amalie, „die Fürsten dürfen keine Herzen haben. Wer weiß, Anna, wie lange es ansteht, so findet unser erlauchter Bruder auch für uns einen Gemahl, der zwar nicht nach unserem Wunsche aber zur Befestigung und Ausbreitung seiner Macht wohlgeeignet ist."

„Könnte ich mir mit einer von Euch Geldern sichern," antwortete er lächelnd, „so würde ich eine schwere Sünde gegen das Land und meine Regentenpflichten begehen, wenn ich die Gelegenheit unbenützt vorüber gehen ließe."

„Auch, wenn wir den Mann Deiner Wahl nicht liebten?" fragte Anna.

„Auch dann," gab er zur Antwort; „Ihr würdet als gehorsame Schwestern die Gefühle Eurer Herzen zum Schweigen und Euch selbst auf dem Altare des Vaterlandes zum Opfer für das allgemeine Wohl bringen."

„Wir wollen Gott auf den Knien bitten," sprach Amalie lächelnd, „daß Du Geldern auf einem andern

Wege behältst, denn uns gelüstet durchaus nicht nach einem Altare, an welchem wir zu gleicher Zeit die Priesterinen und das Opfer sind."

„Streiten wir nicht länger darüber," entgegnete der Herzog, „meine Zeit ist abgelaufen; Heresbach erwartet mich."

Er machte eine leichte Verbeugung und verließ den Garten.

Fünftes Kapitel.

Eine Liebes-Erklärung.

Monsieur Rocher, der herzogliche Koch, verging seit einiger Zeit fast vor Langweile und Unmuth. Seitdem die Unterhandlungen wieder im Gange waren, lebten die Herrschaften im Schlosse in einer fieberhaften Unruhe. Für Feste und Tafelfreuden schienen sie allen Sinn verloren zu haben und es ging in den glanzvollen Räumen fast so stille her, wie in einem düsteren Mönchs-Kloster. Seine besten Speisen wurden kaum angerührt; wie sie aufgetragen worden waren, so kamen sie auch wieder von der Tafel, und von einem kräftigen Schlaftrunke war schon lange nicht mehr die Rede gewesen. Die Unruhe und die Stille der herzoglichen Familie schien sogar die Hofcavaliere angesteckt zu haben; sie lachten nicht mehr, sie machten keine leichtfertigen Scherze, sie zogen ihn nicht einmal mehr wegen seines schlechten Deutsch auf, was sie doch sonst niemals zu thun unterließen. Auch die herzoglichen Pagen, die drüben in dem Neubau der Krämerstraße wohnten, schienen den übermüthigen Junker, den sie sonst so trefflich, aber auch so sehr unausstehlich zu spielen verstanden, an den Nagel gehängt

zu haben. Der Herzog schien ihrer Anwesenheit nicht mehr zu bedürfen, denn sie lagen stundenlang im Fenster, schauten in den Rhein hinab und machten Gesichter, als ob ihnen in sechs Monaten keine Gage mehr gezahlt worden sei.

Monsieur Rocher hatte bei dieser eintretenden Stille eine Art von Grausen bekommen, denn er glaubte, die ganze Staatsmaschine stehe stille und er sei Schuld daran, weil er sich vielleicht ein Versehen in der Küche habe zu Schulden kommen lassen. Das konnte sein Ehrgeiz nicht vertragen, sein leichtes, französisches Blut wallte auf und er nahm sich vor, um jeden Preis die stillstehende Maschinerie wieder in Gang zu bringen, und das sollte vermittelst einer Leistung seiner Kunst geschehen, wie die Welt noch keine erlebt hatte.

Eines Nachmittags hatte er sich sorgenvoll in seinem Stübchen niedergelassen; sein schweres Haupt ruhte in der Hand und sein Auge starrte unverwandt in eine stille Ecke, als wenn hier das Geheimniß zu einer unbekannten Schüssel und also zur Auferweckung des Hofes verborgen sei.

„Mon Dieu,“ murmelte er, „mon âme est triste, il faut que je trouve le moyen de faire revenir la joie!“

Er schüttelte sich, als ob er damit das Schweigen hinwegrütteln und die abhanden gekommene Fröhlichkeit wieder heraufbeschwören könne, dann sprang er auf und nahm ein Buch aus dem Wandschranke. Es war ein schwerer, in dickes Leder gebundener und mit eisernen Krampen versehener Folioband. Er machte seit langen Jahren seine ganze Bibliothek, aber auch seinen größten Stolz aus. Als er sein Auge darauf weilen ließ, verschwanden die Falten aus seinem Gesichte, sein Blick wurde heiter, fast zärtlich und er konnte sich nicht ent-

halten, einen Kuß auf den verblichenen Goldschnitt zu drücken. „Mon trésor, mon diamant, mon ange!“ rief er voll Entzücken und Enthusiasmus aus, „sauvez-moi, sauvez le duc, sauvez la duchesse, sauvez la belle ville de Dusseldorf, sauvez le pays!“

Dürfen wir es dem kunstfertigen Rocher verübeln, daß er beim Anblicke dieses Buches in solches Entzücken gerieth, daß er von ihm die Abhülfe aller Uebel verlangte? Nein, wir dürfen es nicht, denn dieses Buch war sein Kochbuch. Aber nicht ein gewöhnliches Kochbuch, wie es durch den Buchdrucker zum Eigenthume jedes gewöhnlichen Menschen, jedes Apothekers und Latwerg-Fabrikanten, ja jeder Hausfrau werden konnte. Nein, in diesem Buche hatten schon seine Ahnen ihre tiefsten Geheimnisse wie in eine unantastbare Schatzkammer niedergelegt! Das erste Recept war noch von der Hand seines Urgroßvaters geschrieben, dessen Portrait das Titelblatt zierte. Er schlug es auf und seine Augen hafteten mit einer Art von stiller Anbetung auf diesen feinen, verständigen Zügen, die nur ein Koch haben kann.

„Groß Mann,“ lispelte er mit gefalteten Händen, „Du 'aben erfunden die veritable Kraftbrod, Du 'aben maken sourire die Lippen von die schönste dames, Könik und empereurs 'aben Dick genannt. Die plus grand artist du monde. Dieu merci, daß ik sein Deine Urenkel!“

Mit hochklopfendem Herzen las er das Recept vom Kraftbrode und schöpfte neue Kraft daraus. Weiter blätterte er und fand auch vom Großvater und vom Vater Dinge, vor denen sich jeder einsichtige Koch auf die Knie werfen mußte.

„All die Rocher seind große Mann,“ sprach er, und sein Auge funkelte vor Vergnügen. Auch für sich selbst

fand er des Lobenswerthen so viel, daß er sich im Stillen wunderte, warum der Nachkomme dieser großen Männer nicht längst zum Range eines Marschalls emporgestiegen sei. Das gab ihm fünf Minuten lang zu denken, dann schüttelte er das Haupt und tröstete sich mit dem erhabenen Gedanken, daß die edele Kunst aussterben würde, wenn er sich jemals entschließen sollte, seinem Gewerbe den Rücken zu kehren. Nein, die Vorsehung hatte dem großen Rocher seinen Weg vorgezeichnet; er durfte denselben nicht verlassen, wenn das Menschengeschlecht nicht versumpfen und einer unausbleiblichen Barbarei verfallen sollte. Was Großvater und Vater gewesen, was sie zu Ruhm und Ehren emporgetragen hatte, das mußte auch der Enkel bleiben, und nach ihm sollte es sein Sohn wieder werden.

Sein Sohn? Da fiel ihm der Umstand schwer auf die Seele, daß er noch nicht verheirathet sei und daß es sich durch eine unglückliche Verkettung der Umstände ereignen könnte, daß er gar keine Erben seiner Kunst hinterlasse. Das wäre für ihn gleichbedeutend mit dem Einsturze des Himmelsgewölbes gewesen.

Es war fast natürlich, daß ihm dabei die schöne Bertha einfiel. Ja, sie fiel ihm ein und er erinnerte sich mit Gewissensbissen, daß er sie in der letzten Zeit unverzeihlicher Weise vernachläßigt habe. Je länger er diesem verführerischen Gedanken Raum gab, desto liebreizender gestaltete sich ihr Bild vor seinem Geiste. Ob die Goldstücke des ehrenwerthen Herrn Bogenhagen noch eine besondere Anmuth über ihre zierliche Person verbreiteten, das mag unerörtert bleiben, aber er malte sich doch in Gedanken ein hübsches Genrebild aus, worin der goldene Ring am Burgplatze eine Hauptrolle spielte. Wenn er da mit der Zeit eine eigene Garküche aufschlüge, meinte er, so würde dieses Haus das berühm-

teste in Deutschland werden, und alle fremden Potentaten, welche nach Düsseldorf kämen, würden sich bei der Rückkehr rühmen, bei Monsieur Rocher im goldenen Ring getafelt zu haben.

Er hatte sich diese Composition mit so verlockenden Farben ausgemalt, daß er unwillkührlich aufsprang und zur Thüre eilte, um Bertha Bogenhagen in ihren vier Pfählen aufzusuchen; aber ein Blick auf das Buch erinnerte ihn an eine höhere Pflicht: Er hatte ein Gericht auffinden wollen, welches den Hof aus seiner Lethargie aufrüttele. Doch, ach, alle diese Gerichte waren schon dagewesen, was nutzte die Wiederholung? Aber war es denn nicht möglich, aus seiner eigenen Phantasie etwas Nagelneues zu erfinden? Ja, das wollte er, und er setzte sich wieder hin, um sein Gedächtniß und seine Erfindungsgabe anzustrengen.

Eine halbe Stunde lang schwirrten ihm die unglaublichsten Recepte durch den Kopf; zwanzigmal rief er mit Begeisterung: „Je l'ai trouvé!" und zwanzigmal verwarf er die neue Erfindung auch wieder. Endlich war er des Denkens müde und alle Ehrfurcht vor seinen großen Ahnen vergessend, schleuderte er das Kochbuch mit einem französischen Fluche in den Wandkasten zurück.

Er hätte sich wohl noch zu größeren Unziemlichkeiten hinreißen lassen, vielleicht sein duftendes Haar zerzaust oder dergleichen, aber das Schicksal wollte ihn vor einer Selbstentwürdigung bewahren, denn in diesem Augenblicke sah er durch die geöffnete Thüre ein flatterndes Gewand.

„Eh bien," flüsterte er, „das seind Mademoiselle Bogen'agen, die schöne Berthe!"

Aller Unmuth war plötzlich von seiner Stirne wie weggeblasen, und mit der graziösesten Verbeugung, die er jemals gemacht hatte, stand er vor dem jungen Mäd-

chen. Sein Mund floß von honigsüßen Schmeicheleien über und es hatte den Anschein, als ob er sich vor lauter Liebe in sich selbst auflösen wollte.

Bertha war offenbar nicht in gleicher Stimmung, denn sie hatte auf all seine Schmeicheleien kein Lächeln, nicht einmal eine Antwort, sondern wollte stumm vorüberschreiten.

„Mais, ma chère, mon ange — —"

„Was wollen Sie, Rocher?" fragte Bertha kalt und abstoßend.

„Je veux vous dire, que mon coeur . . . ."

„Ei was, Rocher," unterbrach ihn das Mädchen zum zweitenmale, „wenn Sie mir etwas zu sagen haben, so thun Sie es in unserer ehrlichen deutschen Sprache, ich kann Ihr abscheuliches Welsch nicht verstehen!"

„Ik wollte Sie sagen," stammelte der Franzose, „daß mein 'Erz brennt wie eine Kohle."

„Wirklich?" sprach Bertha spöttisch, „wenn es so stark brennt, so setzen Sie einen Pudding drauf, der wird von selbst gar. Sie können mit Ihrem glühenden Herzen viel Holz in der herzoglichen Küche sparen."

„Ik soll Pudding auf mein coeur kochen? Eh bien, Berthe, es seind nicht die Pudding, es seind die Demoiselle Bogen'agen, que je veux . . . daß ich will maken ruhen da."

„Danke sehr, Monsieur Rocher," erwiderte Bertha, „ich habe durchaus kein Verlangen, an Ihrem glühenden Herzen zu braten."

Der Koch fürchtete, das hübsche Mädchen habe seine bildliche Ausdrucksweise wörtlich genommen, und er schickte sich eben an, ihr zu erklären, welch ein tiefer Sinn in seinem Bilde gelegen habe. Um von ihren funkelnden Blicken nicht verwirrt zu werden und noch mehr in's Stottern zu kommen, als es zu seinem Aerger stets der

Fall war, wenn er deutsch sprach, schloß er die Augen und hielt eine Anrede, die nach seiner Meinung den tiefsten Eindruck auf Bertha's Herz unmöglich verfehlen konnte. In seiner Extase kniete er vor der Angebeteten nieder und breitete seine Arme nach ihr aus. Immer glühender, immer hinreißender wurde seine Beredsamkeit, er vergaß sich und die Welt, vergaß sogar, daß er sich in der herzoglichen Küche befand.

Im Beginne dieser Erklärung sah Bertha das dunkle Kleid der Kammerfrau Alettgen, welches im Begriffe war, in die Küche hineinzurauschen. Wie ein Blitz schoß sie hinweg und nahm in einer verborgenen Ecke ihre Aufstellung so, daß sie den ferneren Liebeserguß sehen und hören konnte, ohne sich zu verrathen. Die Schalkhafte verband übrigens mit diesem Versteckensspiele noch eine arge Schelmerei.

Alettgen, die ehrwürdige Kammerfrau, wollte ihren Sinnen nicht trauen, als sie den Koch in dieser sonderbaren Stellung fand. „Es scheint mir, der Mensch betet die fünf Wunden," flüsterte sie mit Selbstbefriedigung vor sich hin. „Ah, der Leichtschlag kommt endlich auf die rechte Fährte!"

Mit einem sanften, frommen Lächeln stellte sie sich ihm gegenüber; sie wollte ihn für seinen Eifer loben und ihn auf dem rechten Wege erhalten, aber schon in der ersten Secunde wurden ihre Ohren mit Schrecken inne, daß es sich hier durchaus nicht um eine fromme Andachts-Uebung handelte, sondern daß der Koch vielmehr sündliche Reden führte. An wen aber konnte diese überschwengliche Liebeserklärung gerichtet sein? Es war außer ihm ja Niemand in der Küche. Sie zerbrach sich vergebens den Kopf darüber und kam zuletzt zu der Ueberzeugung, der Mensch müsse wahnsinnig geworden sein.

Sie beugte sich nieder und streckte die Hand aus,

um ihn aus seiner Extase zu wecken. Rocher glaubte die Hand seiner geliebten Bertha zu fühlen. Mit einem namenlosen Entzücken stieß er den Ruf aus: „Je vous aime, je ne sais pas vivre sans vous. Nein, nikt leben ohne Dick!“ Zugleich schnellte er von seinen Knien empor, streckte, noch immer mit geschlossenen Augen, seine Arme aus, umschlang die alte Kammerfrau mit denselben und erstickte sie fast mit Küssen.

Alettgen wollte den Rasenden von sich schleudern und um Hülfe rufen, aber sie konnte weder das Eine, noch das Andere. Endlich bekam sie doch ihre Arme frei und nun fiel eine schallende Ohrfeige auf die glühenden Wangen des verliebten Kochs.

Monsieur Rocher, so unsanft aus seiner Begeisterung geweckt, taumelte zurück und schaute zu seinem Schrecken in das alte, würdige Antlitz der Kammerfrau, die mit zornglühenden Augen dastand und bereits zu einem zweiten Schlage ausholte. Er konnte diese plötzliche Verwandlung gar nicht begreifen, und während er seine Wange rieb und instinctmäßig rückwärts ging, zerbrach er sich den Kopf über dieses Wunder. Es graute ihm bei dem Gedanken, statt der lebensfrischen Bertha die alte, runzliche Alettgen geküßt zu haben und er war versucht, sie mit Schmähworten zu überhäufen. Glücklicher Weise erinnerte er sich einer alten Sage, daß die feindlichen Mächte nicht selten mit einem solchen Höllenspuke zwischen ein zärtliches Paar treten, um die Treue zu prüfen. Sein Freund Hellweg hatte ihm mehr als ein Dutzendmal versichert, daß es viele Dinge auf der Welt gebe, wovon sich der Mensch nichts träumen lasse. Wie, wenn es nun doch Bertha war, wenn eine unsichtbare Macht nur ihre Gestalt verändert hatte? Freilich, die Ohrfeige! Aber auch diese Ohrfeige schrieb er auf Rech-

nung der höllischen Geister. Ja, es mußte Bertha sein, es war nicht anders denkbar! Er durfte nicht zurückweichen, er mußte seine Liebe wahr halten oder er hatte es für alle Zeit mit dem hübschen und, was mehr sagen will, mit dem reichen Mädchen verdorben.

Entschlossen that er einen Schritt vorwärts, breitete die Arme noch einmal aus und sprach im schmelzendsten Tone: „Jk küsse die 'And, die mich hat frappé! Venez, mon ange, soyez la mienne!“

Die Kammerfrau wäre wohl einer zweiten Umarmung nicht entgangen, aber der Himmel hatte ein Einsehen mit ihr und sandte ihr seine Hülfstruppen in Gestalt zweier Küchenjungen.

Froh, daß sie aus dieser Lage befreit war, eilte sie aus der Küche in ihre Zimmer, die sie fest hinter sich verriegelte. Jetzt, da sie sicher war, daß der abscheuliche, zudringliche Mensch sie nicht mehr erreichen konnte, brach ihr Zorn in noch hellere Flammen aus, und, alle Würde vergessend, ließ sie eine ganze Fluth von Schimpfwörtern los, wovon das eine noch eine tiefere Verachtung ausdrücken sollte, als das andere. „Mir das, mir das!“ rief sie, „einer Frau, welche die Eitelkeiten der Welt längst hinter sich hat, die alle Tage an ihren Sarg denkt und seit fünf Jahren das Todtenhemd fertig liegen hat. Mein Gott, wenn der Hof diese Thorheit erführe, ich stürbe vor Scham, ich könnte der Herzogin-Mutter niemals wieder in's Auge blicken! Der Mensch muß doch wahnsinnig sein! Es ist gefährlich, ihn so frei herumlaufen zu lassen, er könnte ja in seiner Narrheit den ganzen herzoglichen Hof vergiften.“

Sie machte, erschöpft von ihrem Zorne, eine Pause und blickte vor sich hin. „Nein, toll kann er nicht sein,“ fuhr sie nach einer Weile fort; „er sprach ganz vernünftig, nur wie ein Verliebter, und wenn das allerdings

auch eine Art von Tollheit ist, so kann man doch nicht alle Verliebten einsperren."

Wieder machte sie eine Pause, denn es war ihr ein neuer Gedanke gekommen: Sollte es der Koch am Ende wirklich ernst gemeint haben? Hm, ja in ihrer Jugend war auch sie nicht ohne Anbeter gewesen, aber jetzt, in diesem Alter! Es regte sich etwas wie Befriedigung in ihr und sie konnte nicht unterlassen, an den Spiegel zu treten und hineinzuschauen. Sie wollte sehen, ob sie denn noch wirklich so viel Reize besitze, um ein Männerherz zu bezwingen. Doch, zu ihrer Ehre sei es gesagt, ehe sie noch das Auge zu dem Glase erhoben hatte, trat sie wieder zurück und setzte sich nieder. „Alettgen," sprach sie lächelnd, „sollte man nicht glauben, die sechszig Jahre, welche auf Deinem Scheitel ruhen, hätten keine einzige gute Lehre in Deinem Herzen zurückgelassen? Es sind so viele schwere Leiden und bittere Täuschungen über dasselbe hinweggegangen und noch immer ist die Thorheit nicht ganz erdrückt. Muß denn erst die eiserne Hand des Todes auf unserer keuchenden Brust liegen, ehe wir gut und geläutert werden?"

Eine Zähre sank aus den Wimpern der alten Kammerfrau auf ihre gefalteten Hände. Sie schaute die leuchtende Thränenperle an und verfiel in ein stilles Sinnen. Sie gedachte dabei einer längst entschwundenen Zeit, in der auch sie geliebt hatte. Leise schloß sie über dem Sinnen die Augen und träumte stille und selig in sich hinein.

Da klopfte Jemand an die Thüre und riß sie aus ihrem Nachdenken. Entsetzt floh sie in das anstoßende Cabinet, denn sie glaubte, der Franzose verfolge sie noch, und wolle nun gar in ihr stilles Heiligthum eindringen.

Mit vor Angst bebendem Herzen lauschte sie nach der Thüre; aber nun merkte sie, daß die Einbildungs-

kraft doch auch ihr einen Streich gespielt hatte, denn dieses Klopfen war so fein und zart, wie von einem Frauenfinger. Auch hörte sie bald nachher Bertha's silberhelle Stimme rufen: „Tantchen, Tantchen, hast Du von innen den Schlüssel herumgedreht?"

„Bertha," flüsterte die Kammerfrau und eilte, die Thüre zu öffnen. Sie war von dem Auftritte noch in lebhafter Erregung und schloß die jugendliche Freundin stürmisch in die Arme.

„Tantchen, Tantchen, Du bist ja Feuer und Flammen," sprach Bertha mit einem schalkhaften Lächeln. „Nun, ich begreife es wohl, lieb Tantchen, es würde mir am Ende nicht anders sein."

„Wovon sprichst Du, mein Kind?" fragte die Kammerfrau.

„Nun, von Deinem Glück, lieb Tantchen. Ich freue mich mit Dir und habe die Erste sein wollen, die Dir die Hand drückt."

„Welches Glück, mein Kind?"

„Sieh, sieh, wie Du Dich verstellen kannst, Tantchen!" rief Bertha, indem sie ihr lachend mit dem Finger drohte. „Du willst das süße Glück noch für Dich behalten, kein Mensch soll ahnen, wie wonnig Dein Herz schlägt. Aber ich weiß es doch, Tantchen, ich war Zeuge Deiner süßen Schwärmerei, ich sah, wie Monsieur Rocher Dich umarmte, wie er Dich mit Küssen fast erstickte. Aber ich war keine absichtliche Lauscherin, es machte sich so von selbst, und ich hoffe, daß Du mir Deine Verzeihung nicht versagen und meinen Glückwunsch annehmen wirst."

Die Kammerfrau hatte während dieser neckischen Rede das Gesicht mit den Händen bedeckt. Sie konnte vor Scham dem jungen Mädchen nicht in die Augen sehen. Bertha aber zog ihr die Hände weg und küßte sie unter schallendem Gelächter.

„Du glaubst doch nicht —" stotterte Alettgen.

„Ei, ei," entgegnete Bertha, „was ist da zu glauben! Was ich gesehen, habe ich gesehen! Aber es geschah ohne meine Schuld. Uebrigens, Tantchen, warum willst Du es so geheim halten, der glückliche Bräutigam wird es doch ausplaudern und endlich muß es ja auch von Deiner Seite eingestanden werden. Zum Heirathen gehört ja die Erlaubniß des Herzogs. Nun aber sage mir, was habt Ihr Beide für einen Lebensplan? Ich hoffe nicht, daß Du Düsseldorf verlässest, um mit Monsieur nach Paris oder Marseille zu gehen."

„Unglückseliges Kind," rief die Kammerfrau, „wie soll ich Dir denn beweisen, daß von meiner Seite nicht die mindeste Schuld vorliegt! Ich denke, dieser Monsieur Rocher ist toll geworden; man muß ihn in's Irrenhaus sperren. Ich weiß durchaus nicht, was er von mir will und wie er dazu gekommen ist. Hast Du keine Spuren von Wahnsinn an ihm gefunden?"

„Nicht die geringste, Tantchen, aber ich habe gesehen, daß er Dich geküßt hat.

„Ja, er hat sich erfrecht, das zu thun, aber ich habe ihm dafür eine Ohrfeige gegeben. Würde ich ihn geschlagen haben, wenn mir mit dieser Narrheit gedient gewesen wäre? Was sagst Du nun, mein Kind?"

„O ich dachte, die Ohrfeige hätte dazu gehört, und ich nahm mir schon vor, es auch so zu machen, wenn ich einmal in denselben Fall komme. Du magst ihn also nicht heirathen, Tantchen?"

„Nein, mein Kind, aber nun schweige von diesem abscheulichen Menschen und sprich etwas Vernünftiges."

„Erst muß diese Sache in Ordnung sein," antwortete Bertha; „wenn Du auch den Koch nicht liebst, so steht doch fest, daß er Dich liebt und er wird gewiß aller Welt erzählen, daß Du seine Braut seiest.

„Laß nur ein solches Wort über seine Lippen kommen," rief Alettgen mit Entsetzen, „so ist es um seine Stellung geschehen! Ich habe, Gott sei Dank, so viel Einfluß bei der Herzogin-Mutter, daß sie mich vor einem solchen Gecken schützen würde. Aber Du, Schäferin, versprich mir in die Hand, daß Du keine Klatschereien im Schlosse machen willst."

„Da ist meine Hand," rief Bertha lachend; „nun aber muß ich fort, um Monsieur Rocher ein wenig zu necken."

Husch war sie hinaus und im nächsten Augenblicke befand sie sich in der Küchenspinde, wo der Koch auf einem Schemmel saß und über den Zauber nachdachte, welchen ihm eine böse Macht gespielt hatte.

„Monsieur Rocher," rief Bertha, indem sie sich ihm einen Schritt näherte, „was ist Ihnen widerfahren? Machen Sie eine neue Erfindung?"

Der Koch wollte aufschnellen und nachholen, was ihm das Schicksal so eben versagt hatte, aber er setzte sich wieder traurig nieder, denn wer sagte ihm, daß sich die liebreizende Bertha nicht noch einmal in die alte Kammerfrau verwandle?

Bertha trat noch einen Schritt näher und flüsterte: „Ich wünsche Ihnen Glück, Monsieur Rocher; ich hoffe, Sie werden mir auch in Zukunft erlauben, daß ich Frau Gemahlin besuchen darf."

„Quoi, Gemahlin, ik nickt 'ab une épouse," sagte der Koch und durchbohrte das Mädchen fast mit seinen Augen, um sich zu überzeugen, ob er es wirklich mit ihr oder mit einem Gespenste zu thun habe.

Bertha stand jetzt dicht vor ihm, die Spitzen Ihrer Schuhe berührten fast seine Füße und sie sprach mit einem schmelzenden Tone: „Rocher, werden Sie auch mit dieser alten Dame glücklich werden? Bedenken Sie doch, sie könnte Ihre Mutter sein!"

Die neckische Bertha legte es mit Absicht darauf an, ihn wieder in eine schwärmerische Stimmung zu bringen, um ihn desto lauter verlachen zu können, aber Monsieur, dem es in allen Fingern zuckte, seinen Arm um sie zu schlingen, hielt doch an sich, er getraute sich nicht, noch einmal die dunkeln Mächte zu versuchen.

„Sie antworten mir nicht,“ sprach Bertha mit scheinbarer Entrüstung; „hat Ihre Braut Sie so ganz eingenommen, daß Sie mich nicht einmal eines Blickes mehr würdig finden?“

„Ah, sie ist so schön,“ dachte Monsieur Rocher; „es ist unmöglich, es kann die alte, verwünschte Hexe nicht unter dieser zarten Haut stecken, aber wenn es doch wäre, ich käme um vor Ekel.“

„Rocher,“ flüsterte Bertha, indem sie sich zu dem Sitzenden niederbeugte, „ich sage Ihnen Lebewohl. Ich darf Sie künftig nicht mehr sehen, Ihre Braut würde mir die Freundschaft kündigen.“

Rochers Augen begannen wieder zu leuchten, seine Hand streckte sich aus und ergriff Bertha's zarte Finger. „Etes-vous en effet mon ange?“ fragte er.

„Ich bin die verstoßene Bertha,“ antwortete das Mädchen mit einem Seufzer. „Die Welt sagt, alle Männer seien falsch. Sie spricht die Wahrheit, leben Sie wohl, Rocher.“

Es war dem Koch nicht möglich, diesen zärtlichen Vorwurf zu ertragen. „Nein, ik nickt sein falsch, ik liebe meine Berthe.“

„Zurück,“ rief das Mädchen, indem es den Kopf in den Nacken warf und ihn mit einem strafenden Blicke ansah; „wie können Sie sich erkühnen, einer Zweiten Ihre Liebe zu erklären. Ihre Lippen sind ja noch warm von den Küssen, die Sie auf Alettgens mütterlichen Mund gedrückt haben!“

„Je me suis trompé, mon ange!“ rief der Koch, „ik 'abe nickt ge'abt Ernst, ik wollten nickt maken der Lieb von die alte diable.“

Bertha nahm noch eine stolzere Haltung an und sprach: „Meineidiger, Sie haben ihr eine Liebeserklärung gemacht, Sie haben ihr heiße Schwüre geleistet — und nun wollen Sie diese arme, arme Alettgen verläugnen!“

Rocher verzweifelte fast, sich dem Mädchen klar zu machen; er konnte wirklich nicht in Abrede stellen, daß dieses Alles wahr sei, aber er wußte nicht, wie er es anfangen sollte, ihr den begangenen Irrthum zu erklären. Endlich, kirschroth vor Verlegenheit, hatte er das richtige Wort gefunden. „Mademoiselle,“ rief er, „ik 'aben nix gemackt, als eine Probe, ik 'aben mir geübt an die alte diable. C'est tout!“

„Adieu, Monsieur Rocher,“ rief Bertha lachend, „ich will Ihnen keine Gelegenheit geben, an meiner geringen Person die Uebung fortzusetzen.“

Fort war sie; der verblüffte Koch sah ihr mit einem traurigen Kopfschütteln nach.

Sechstes Kapitel.

Noch eine Liebes-Erklärung, aber ernster und gemessener.

Ende Juli lag am herzoglichen Schloßgarten zu Düsseldorf ein Schiff vor Anker; zahlreiche Wimpel und Fähnlein flatterten am Maste und es war auch sonst wie zu einer fröhlichen Reise geschmückt. Bürger und Bürgerinen hatten sich auf dem schmalen Fußwege versammelt, welcher zwischen dem Strom und dem Garten durchführte und betrachteten das Fahrzeug ihres Herzogs.

In den Fenstern des Schlosses und des gegenüberliegenden Knaben- oder Pagenhauses standen die Kammerlakaien, Zofen und Pagen Kopf an Kopf; sie wollten Alle sehen, wie die herzogliche Familie den Rhein hinabführe, denn es war Niemanden ein Geheimniß, daß sie zum Landtage nach Arnheim gingen, wo die geldern'schen Angelegenheiten mit den Ständen und den kaiserlichen Deputirten noch einmal verhandelt werden sollten.

Unter der Menge, die unten am Rheinufer auf- und niederwogte, befanden sich auch der wohlbeleibte Herr Bogenhagen und sein schönes Töchterlein. „Nun, mein lieber Herr Hellweg," wandte er sich an seinen schmucken Miethsmann, welcher mit dem feinen spanischen Rohre Figuren in den Sand schrieb, „was meinen Sie zu der Affaire, werden die Stände sich den Forderungen des Kaisers beugen, oder werden sie den Nacken steif halten? Sie wissen doch, daß der Hof zu Brüssel lieber in Arnheim, als in Zaltbommel verhandeln wollte."

Hellweg nickte und gab zur Antwort: „Niemand kann wissen, was der Landtag thut, aber wenn sie die braven Männer bleiben wollen, die sie bisher gewesen, so müssen sie ihr erstes Wort aufrecht erhalten und dem Kaiser Trotz bieten."

„Das ist auch meine Meinung," antwortete Bogenhagen, indem er mit der fleischigen Hand über das lederne Schurzfell strich und dann das Bandmesser im Gürtel anfaßte, als ob er direct den Ständen zu Hülfe eilen wollte, „sie dürfen ihr Wort nicht fressen, sie müssen Männer bleiben und das schöne Gelderland beim Herzogthume erhalten. All die vornehmen Herren und Ritter von Geldern und Zütphen würden ja sonst nicht mehr nach Düsseldorf kommen, und davon hätte der goldene Ring den bittersten Nachtheil."

„Ergo," sprach Hellweg, „der goldene Ring ist bei

der Sache interessirt; schon aus diesem Grunde müssen die Stände dem Kaiser trotzen und ihm nöthigen Falls mit Kraut und Loth antworten."

„Ja, ja, das Land muß zusammenbleiben," bekräftigte Bogenhagen, und zog sein Bandmesser vollends heraus.

„Ich bitte, stecken Sie das Messer ein," lächelte Hellweg, „wenn jetzt der Hof käme, könnten Sie leicht in Verdacht kommen, als wollten Sie mit der blanken Waffe dem Herzoge zu Leibe gehen."

Erschrocken brachte Bogenhagen das Bandmesser wieder an seinen Ort und wandte den Kopf nach dem Schlosse. Die herzogliche Familie kam noch nicht, er war also außer Verdacht.

„Hm, ja," fuhr er nach einer Weile fort, „die Länder müssen zusammen bleiben, aber ich setze nur einmal den Fall, der Kaiser würde des Verhandelns müde und er käme mit einer großen Armee nach Geldern, was dann?"

„Dann," antwortete Hellweg, „müßten sich alle Patrioten zusammenschaaren und dem Herzoge Wilhelm gegen die kaiserliche Armee beistehen. Sie müßten mit Ihrem Bandmesser ebenfalls hin und wenigstens ein Dutzend Landsknechte zu Krüppeln schlagen."

„Ja, das müßte ich und ich würde es, aber meine Wirthschaft, der goldene Ring, Herr Hellweg, der würde unterdessen verwaist stehen und der Profit liefe zum Krahnen hinaus."

„Das glaube ich nicht," erwiderte Hellweg; „die schöne Bertha würde des Vaters Stelle vertreten und ich bin fest überzeugt, daß alle durstigen Kehlen nur im goldenen Ring einkehren würden. Uebrigens, mein werther Herr Bogenhagen, geht's mit dem Kriege nicht so schnell. Der Kaiser ist einstweilen noch in Spanien, also weit vom Schuß. Seine Schwester aber, die Regentin von Flandern, wird's wohl mit dem Dreinschlagen so eilig nicht

haben. Sollte es doch dazu kommen, so wird der Herzog nicht ohne Hülfe bleiben. Die vereinigten Lande sind groß und volkreich, die protestantischen Fürsten wollen sein Bestes und der Churfürst von Sachsen ist sein Schwager. Das Alles zusammengenommen ist schon eine recht hübsche Hülfe, und wenn Jeder seine Schuldigkeit thut, so muß der Kaiser Fersengeld geben. Außerdem wüßte ich noch einen andern Bundesgenossen und zwar einen mächtigen König."

„Einen König?" fragte Bogenhagen mit langgedehntem Ton. „Ja, wenn ein König helfen will, so müssen wir uns Alle gegen den Kaiser erklären, wir müssen absolut. Ha, wenn dieser König kommt und sein Absteigquartier im goldenen Ringe nimmt, dann erhält mein Haus einen europäischen Ruf und meine Bertha kann sich am Ende einen vornehmen Cavalier zu ihrem Ehegesponsen aussuchen."

„Wer ist denn dieser König?" fragte Bogenhagen nach einer Weile.

„Wer? Sie fragen noch? Der König Franz I. von Frankreich. Glauben Sie, daß er dem Kaiser seine Gefangenschaft in Spanien schon verziehen habe? Ich denke, er wartet nur auf eine Gelegenheit, von unserm Herzog gerufen zu werden. Thut er dieses, so kommt er und nimmt sein Absteigquartier im goldenen Ringe."

„O liebster, bester, goldener Hellweg," rief Bogenhagen, indem er seine Hand ergriff und sie drückte, daß die Finger knackten, „der König muß kommen, er muß absolut kommen. Thun Sie doch dazu, was Sie können und vergessen Sie nicht, ihm zu sagen, daß im goldenen Ring die beste Kanne unverfälschten Weines zu haben ist. Ich habe schon lange ein Fäßlein echten Königswein in einem versteckten Winkel liegen, denn ich ahnte immer, daß meinem Hause noch einmal eine große

Gnade bevorstehe. Sie sollen heute ein Gläschen gratis davon haben, damit Sie mit voller Ueberzeugung die Wahrheit sprechen können."

„Verlassen Sie sich auf mich," antwortete Hellweg, „mein ganzes Streben geht ja nur dahin, die Franzosen mit dem Herzoge zu verbinden."

Bertha hatte dieser Unterhaltung aufmerksam gelauscht, aber nur die letzten Worte hatten Bedeutung für sie. Es ging ihr plötzlich ein Verständniß auf und sie glaubte mit Sicherheit schließen zu dürfen, daß Hellweg in französischem Interesse so lange hier blieb.

Sie wollte eben eine Frage an ihn richten, als eine Rose aus der Höhe auf ihre Hand fiel. Sie wandte schnell den Kopf dahin und gewahrte den Koch, welcher am Fenster der herzoglichen Küche lehnte, die Hand auf's Herz legte und ihr zu verstehen gab, daß diese süß duftende Rose das Symbol seiner Liebe sei.

Ach, die Grausame, wollte sie ihn nicht verstehen, oder achtete sie seine Liebe wirklich so geringe? Sie zerpflückte das duftende Symbol und streute die Blätter in den Rhein, wo sie vor dem herzoglichen Schiffe wie eine Blüthendecke auf dem Wasser schwammen. Den Stiel aber steckte sie dem feinen, cavaliermäßigen Hellweg unter den Rockkragen und gab dadurch der umherstehenden, übermüthigen Jugend eine willkommene Gelegenheit zum Zischen und Lachen.

Hellweg hatte die leise Bewegung an seinem Rockkragen wohl wahrgenommen und das leise Gelächter machte ihn aufmerksam, daß hinter ihm nicht Alles in Ordnung sein müsse. Die Rosenblätter und der schelmische Ausdruck in Bertha's Gesicht führten ihn bald auf die richtige Fährte. Mit einem ironischen Lächeln nahm er den entblätterten Stiel herunter, drückte ihn an seine Lippen und wendete sich dann an Jungfer

Bogenhagen. „Meine herzliebe Bertha," sprach er, „ich freue mich außerordentlich, daß Sie endlich Ihr Vorurtheil gegen mich abgelegt haben und mir sogar eine süße Erinnerung an Sie zurücklassen wollen. Doch finde ich, daß dieses kostbare Geschenk einen besseren Platz an meinem Herzen findet. Seine heißen Schläge werden den Stengel von Neuem sprießen machen und ich zweifle nicht, daß ich eines Tages im Stande sein werde, Ihnen ein hübsches Sträußlein duftender Rosen von demselben zu überreichen."

Monsieur Rocher hatte den ganzen Vorgang mit angesehen; außer sich vor Wuth, daß seine Rose, deren Stiel Hellweg jetzt im Busen barg, so ganz an die unrechte Stelle gerathen war, ballte er von seinem Fenster herab die Faust, und es hätte nicht viel daran gefehlt, so würde er gerufen haben: „Ce n'est pas vous, Monsieur 'Ellweg, qui doit posseder la rose."

Bertha senkte beschämt die Augen zu Boden und wich schnell aus Hellweg's Bereiche. Sie hatte ihm einen Schabernack spielen und auf seine Kosten lachen wollen; nun war sie selbst die Angeführte. Aber sie besann sich rasch, trat zu ihm und flüsterte ihm in's Ohr: „Mein Herr, Sie haben mich mißverstanden. Da Sie eben jetzt Frankreich den Rücken wandten, was nicht oft zu geschehen pflegt, so wollte ich denen, die Sie geschickt haben, nur zeigen, welche Loorbeeren Sie schon gepflückt haben. Uebrigens, mein Herr, wenn Sie den Stengel ihrem Herzen so nahe bringen, so nehmen Sie sich in Acht, die Dornen fehlen nicht daran."

Hellweg sah sie verwundert an; er hatte sie bisher für ein albernes Mädchen gehalten, die nur über Haushaltungsgegenstände sprechen könne, und ihr nicht zugetraut, daß sie im Stande sei, irgend eine spitze Bemerkung zu machen. Und doch wurden die wenigen Worte,

welche sie jetzt an ihn richtete, von einer Sicherheit getragen, als wenn sie sich vollkommen bewußt sei, noch spitzere, noch schärfere Bemerkungen machen zu können.

Er wollte etwas erwidern, aber eine Trompete verkündigte, daß der Hof kam. Alle Köpfe wandten sich flugs um. Das eiserne Gitter, welches den Garten mit dem Rheinufer verband, öffnete sich. Ein langer Zug von Cavalieren und Hofdamen näherte sich dem Ausgange, voran der Herzog, seine Mutter am Arme führend. Fast der gesammte hohe Adel, insofern er nicht schon in Arnheim versammelt oder auf dem Wege dahin war, hatte sich dem Herzoge angeschlossen. Jeder wollte ihm seine Ergebenheit bezeigen, Jeder sich bereit erklären, für die Rechte seines Fürsten einzutreten.

Wilhelm lächelte vergnügt, denn alle diese Beweise von Liebe und Ergebenheit thaten ihm wohl. Waren auch in der letzten Zeit Angesichts der drohenden Gefahren seine Züge oft verdunkelt gewesen, so daß selbst Monsieur Rocher sich davon bedrückt gefühlt hatte, heute hatten diese Sorgen einer unverkennbaren Heiterkeit Raum gemacht, und als er aus dem Gitter trat, die harrende Menge überschaute, ihre Mützen in die Höhe fliegen sah, ihr Hochrufen hörte, da fühlte er tiefer als je, daß er diesem braven Volke ein Vater sein müsse, daß er keinen Fuß breit von seinen Landen einer fremden Macht übergeben dürfe.

Eine Thräne im Auge zerdrückend nahm er sein Barret ab, grüßte nach allen Seiten und begab sich dann mit seinem Gefolge auf das reich bewimpelte Schiff. Während die Anker aufgewunden wurden, ertönte noch immer das Hurrageschrei, und das Tücherschwenken nahm kein Ende.

Der dicke Bogenhagen war von der Leutseligkeit des Fürsten so ergriffen, daß es ihn näher zum Schiffe hin-

drängte. Er hatte einen heroischen Entschluß gefaßt. „Lauf, was Du laufen kannst, Bertha," sprach er in geflügelter Eile, „und bringe den silbernen Humpen voll von dem kostbaren Königsweine hierher; Dein Mund soll ihn vor der Abfahrt dem Herzoge kredenzen."

Ohne erst die Antwort seiner Tochter abzuwarten, that er einen Satz an's Ufer. „Haltet noch," rief er den Schiffsknechten zu, der Herzog muß erst von meinem Königsweine trinken!"

Die Schiffer mochten ihn in dem allgemeinen Lärm nicht verstehen; vielleicht hielten sie auch dafür, daß der Königswein nicht so absolut nothwendig sei, denn sie achteten nicht auf den exaltirten Wirth vom goldenen Ringe und stießen vom Ufer ab.

Mit einer schmerzlichen Bewegung in seinen fetten Zügen streckte er die Arme nach dem hinwegeilenden Fahrzeuge aus und lispelte: „Er geht ohne den Königswein! Schade, schade! Wenn die Stände in Arnheim davon gehört hätten, wäre mein Keller zu klein gewesen."

„Soll ich den Königswein noch holen?" fragte Bertha.

„Bei Leibe nicht," gab er zur Antwort, „wenn diese guten Leute einen einzigen Tropfen davon gekostet hätten, würden sie mir keine halbe Kanne von unserem Kratzenberger mehr abkaufen."

Einige von den Bürgern der guten Residenz gaben dem Schiffe noch eine Zeit lang das Geleite, die andern gingen nach Hause, um ihren Geschäften obzuliegen. Unter ihnen befand sich auch der Wirth zum goldenen Ringe, aber er war schlecht aufgelegt, denn er berechnete, daß nun für einige Wochen seine Weinstube wegen der Abwesenheit der hohen Herrschaften eine erkleckliche Einbuße erleiden werde.

Auch Bertha war nicht besonders frohgemuth. Da der Hof von allen seinen Cavalieren und Hofdamen

entblößt war, so starrte ihr für einige Wochen die tödtlichste Langeweile entgegen. Wäre Alettgen noch geblieben, so würde sie die Andern nicht allzusehr vermißt haben, aber auch diese hatte der Herzogin-Mutter folgen müssen, und außer einigen Pagen, Mägden und dem verliebten Koche war Niemand mehr da. Sie wußte schon im Voraus, daß ihr Vater diese Zeit benutzen würde, um im Keller neue Ordnung zu schaffen und längst aufgeschobene Arbeiten nachzuholen. Da war ihr also in dieser schönen Sommerzeit statt Promenaden und heitern Plaudereien nur Arbeit und Verdruß beschieden.

Und doch sollte ihr eine Zerstreuung werden, an die sie bisher am allerwenigsten gedacht hatte. Seit sie Herrn Hellweg den Rosenstengel unter den Rockkragen gesteckt hatte, bewies dieser elegante Herr ihr eine Aufmerksamkeit, die ihr auffiel. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ihr irgend eine Artigkeit zu sagen. Anfangs belustigte sie das nur, nach und nach schmeichelte es ihrer Eitelkeit und sie meinte, es müsse doch recht schön sein, ihn ein wenig am Narrenseil herumzuführen. Je mehr sie ihm auswich, je schnippischer und beißender ihre Antworten wurden, desto größere Anstrengungen machte er, sich ihr gefällig zu erweisen.

Eines Tages, nach beendigter Tafel, als der gestrenge Herr Papa sein Mittagsschläfchen hielt, saß sie allein in der großen Gaststube. Da trat Hellweg ein und nahm ihr gegenüber seinen Platz. „Bertha," sprach er, „Sie sollen mir heute nicht entweichen, ich muß und will mit Ihnen reden."

„Reden Sie, mein Herr, ich höre, denn ich bin hier in meines Vaters Gaststube und habe nicht das Recht, mich zu entfernen, wenn ein Fremder darin ist."

„Als solchen haben Sie mich bisher mit einer wirklichen Consequenz behandelt," entgegnete Hellweg. „Ver-

zeihen Sie, wenn ich mir dennoch herausnehme, Sie in aller Demuth um die Gründe zu fragen."

„Sie stellen also ein Examen mit mir an," antwortete Bertha; „nun, ich will nach bestem Wissen Rede stehen. Vor allen Dingen wundert es mich, daß Sie diese Frage an mich stellen, denn Sie haben sich ja vom ersten Augenblicke an in unserem Hause als Fremder gegeben. Ich würde geglaubt haben, Sie zu beleidigen, wenn ich nicht dieselbe Rolle übernommen hätte. Gestehen Sie, daß Sie sich beständig in eine Wolke von Geheimnissen eingehüllt haben, daß Sie zur Nacht- und Unzeit mit fremden Menschen verkehrten, Boten absandten und empfingen, und doch niemals Jemanden eine Andeutung über all diese Geheimnisse machten."

„Ich will es nicht versuchen, dieses zu leugnen," sprach Hellweg; „meine Aufträge brachten es so mit sich, aber das hätte nicht gehindert, uns im Umgange näher zu kommen."

„Wozu wäre das gut gewesen?" fragte Bertha lachend. „Sie würden dann hundertmal in Gefahr gewesen sein, aus der Wolke Ihrer Geheimnisse herabzusteigen, denn Sie müssen wissen, daß meine Neugierde, sobald sie einmal erregt ist, nicht mehr bezwungen werden kann."

„Sie sprechen von meinen Geheimnissen," antwortete Hellweg, „und doch scheinen Sie längst in dieselben eingeweiht zu sein. Ich will Sie nicht fragen, wie Sie es angefangen haben, es liegt wenig daran. Doch erlauben Sie mir, Ihnen das Bekenntniß zu machen, daß ich mich Ihrer Mitwissenschaft freue."

Bertha sah ihn mit großen Augen an.

„Ja, ich freue mich ihrer," fuhr Hellweg fort, „und ich bin gerne bereit, den Schleier ganz vor Ihren Augen zu lüften."

Das Mädchen sah ihn noch erstaunter an, aber sie sprang wieder in ihren schnippischen Ton zurück und fragte: „Glauben Sie wirklich, daß ich Ihnen für so viel Vertrauen dankbar sein würde?"

„Ich glaube es," antwortete Hellweg, „denn Sie haben ein großes Herz für den Herzog und das Wohl des Landes. Sie sind eine glühende Patriotin und hegen den lebhaften Wunsch, daß Ihr Land stark, groß und unantastbar werde. Dazu sollen Sie mir helfen!"

Bertha ließ die Nadel fallen. „Ja, ich habe ein Herz für mein Land, und ich verehre unsern Herzog," gab sie zur Antwort, während eine Purpurröthe ihre Wangen bedeckte. „Aber, wie könnte ich am Wohle des Landes mitwirken, mein Herr? Ich bin ein unbedeutendes Mädchen und als solches ohne Einfluß."

„Sie werden den nöthigen Einfluß gewinnen," entgegnete Hellweg, „aber hören Sie erst zu, wie es um das Land steht. Sie wissen, daß der Kaiser einen Anspruch auf das Herzogthum Geldern erhebt. Nun, diesen Anspruch wird er nicht fahren lassen, sondern denselben mit seiner ganzen Macht behaupten. Ueber Kurz oder Lang muß es daher zum Kriege kommen, wenn Herzog Wilhelm die Lande dem Kaiser nicht freiwillig übergibt und auf alle seine Rechte verzichtet. Thäte er das Letztere, so würde das Herz seiner Mutter brechen, denn von ihr kommt Geldern; auch der Herzog würde für immer seine Zufriedenheit verloren haben und die getreuen Unterthanen müßten ihm fluchen, daß er nicht sein Recht mit dem Schwerte gewahrt hat.

„Kommt es aber zum Kriege, so ist der Herzog viel zu schwach, dem Kaiser zu widerstehen. Er wird mit seinen Schaaren das ganze Land überschwemmen. Sengend und brennend werden die Söldner in die Städte fallen, kein Haus werden sie verschonen, keines Standes

und keines Geschlechtes achten. Blut wird ihre Losung sein, und dieses schöne Düsseldorf bleibt dann nur ein Haufen von rauchenden Trümmern. Die Bürger mögen als Bettler ausziehen und sich jammernd über das Land zerstreuen."

„Mein Gott," rief Bertha, „das ist schrecklich!"

„Sehr schrecklich," antwortete Hellweg, „aber es gibt einen Weg, das Land vor diesen Schrecknissen zu bewahren: Der Herzog muß sich einen starken Verbündeten suchen. Es gibt keinen bessern, als Franz I., König von Frankreich. Seit dem Jahre 1519, als die deutsche Kaiserkrone nicht auf sein, sondern auf Karl V. Haupt fiel, lebt er mit dem Kaiser in der bittersten Feindschaft; viel Blut ist schon zwischen ihnen geflossen, aber der Krieg hat sein Ende noch nicht erreicht. Franz wird dem Herzoge gern die Hand bieten, wenn er gegen den Kaiser rüstet, und nur durch ein solches Waffenbündniß kann dieses Land, kann Ihre Stadt vor Untergang und Zerstörung bewahrt bleiben. Sie wissen bereits, Bertha, daß ich im Interesse des französischen Hofes hier bin. Nun, ich mache kein Geheimniß mehr daraus und ich will Ihnen bekennen, daß ich hierher gesandt bin, um die hiesige Stimmung zu sondiren. Uebrigens, mein schönes Kind, wenn ich sage, ich mache kein Geheimniß daraus, so soll das nicht heißen, ich werfe es Jedem an den Kopf, der es hören mag. O nein! Auf die Gefahr hin, mich in Ihnen getäuscht zu haben, sind Sie doch die einzige Person, der ich mein rückhaltsloses Vertrauen schenke und die ich für groß und edel genug halte, das schöne Ziel zu würdigen."

Bertha hatte ihm in der höchsten Spannung zugehört, denn, obschon sie sich den Anschein gegeben, als sei sie in seine Geheimnisse eingeweiht, so wurde ihr doch jetzt erst recht klar, was Hellweg hier that. „Mein

Herr," sprach sie, „ich kenne mich nicht auf die Politik, aber ich glaube, es taugt nicht, wenn sich der Deutsche mit dem Fremden verbündet."

„Wie die Umstände jetzt liegen," antwortete Hellweg, „bleibt kein anderes Mittel übrig. Ich sagte Ihnen, daß der Hof von Frankreich die Hand des Churfürsten gerne ergreifen möchte, aber er mußte erst die Lage der hiesigen Verhältnisse kennen, darum sandte er mich, einen Deutschen, der natürlich am wenigsten Verdacht erregte."

„Nun," fragte Bertha, „wie haben Sie die Verhältnisse gefunden?"

„Es ist mir nicht vergönnt gewesen," antwortete er, „bis zur herzoglichen Familie vorzudringen; ich habe nur untergeordnete Personen ausforschen können, aber ich glaube die Behauptung aufstellen zu dürfen, daß der Herzog die dargebotene Hand nicht ausschlagen wird, wenn die Noth kommt. Leider rufen mich Frankreichs Befehle jetzt an einen andern Posten und ich kann nicht bleiben, aber es ist Jemand nöthig, der bei der Herzogin-Mutter das Feuer schürt, bis es Flammen gibt und der König einen directen Unterhändler schicken kann, und dazu, Bertha, habe ich Sie ausersehen."

„Mich?" fragte sie verwundert. „Ich fühle keinen Beruf dazu."

„Sie werden für Ihr Land und Ihren Herzog ein Opfer bringen, dafür bürgt mir Ihr edles Herz."

„Mein Herr," antwortete Bertha, „Sie wissen von meinem Herzen wenig, Sie kennen es gar nicht und können sich in Ihren Voraussetzungen leicht getäuscht haben; aber angenommen, daß Sie Recht hätten, wie könnte ich für diese Sache wirken? Ich stehe der Herzogin-Mutter fern; ich glaube, sie kennt mich kaum."

„Hören Sie meinen Plan," sprach Hellweg; „die Kammerfrau Alettgen ist alt genug, um einer Stütze zu

bedürfen, und ich glaube, wenn diese für Sie spräche, würden Sie in ihre Stellung einrücken können. Geschieht dieses, so haben Sie über das Ohr der Herzogin-Mutter zu befehlen und Ihr Einfluß kann vom größten Nutzen sein."

Bertha hätte vor Freude aufspringen und dem noch kürzlich so verhaßten Hellweg um den Hals fallen mögen. Kammerfrau bei der Herzogin, das war mehr, als sie je erwartet hatte. „Herr Hellweg," sprach sie mit leuchtenden Augen, „wenn ich diese Stelle erlangen könnte, würde ich sie mit Vergnügen annehmen, aber ich weiß nicht, ob ich in Ihrem Sinne wirken würde, und wenn ich wollte, ob ich es könnte."

„Wenn Sie das Land in Gefahr sehen, werden Sie können und wollen," antwortete Hellweg; „übrigens würden Ihre Anstrengungen nicht unbelohnt bleiben."

„Und welchen Lohn hätten Sie mir zugedacht?" fragte sie. „Ich bin nur ein einfaches Bürgermädchen, aber ich würde vom Auslande keine Belohnung annehmen."

„Ich habe diese Antwort erwartet," sprach Hellweg; „sie macht Ihrem Character Ehre; aber außer dem Lohne, den Sie in Ihrer eigenen Brust finden werden, würde Ihnen mein Herz zu ewigem Danke verpflichtet sein und ich würde mich glücklich schätzen —"

„Bst," lachte Bertha, „sprechen Sie nicht weiter, wenn Monsieur Rocher hörte, was Sie zu sagen im Begriffe stehen, er würde Ihr gesalbtes Haupt schön mit dem Kochlöffel bearbeiten."

„Monsieur Rocher ist ein Narr," sprach Hellweg wegwerfend; „Sie werden in ihm immer einen Anbeter finden, aber — gestatten Sie mir es, zu sagen — treue Liebe doch nur bei mir."

„Mir dünkt, daß Monsieur Rocher nicht allein ein Narr ist," lachte Bertha. „Damit Alles klar unter uns

Beiden ist, will ich Ihnen offen gestehen, daß ich für Ihre Liebe nicht zur Zofe werden mag. Gelange ich zu dieser Stellung, so geschieht es nicht Ihretwillen, sondern meinetwegen."

„Sie empfinden also nichts für mich?"

„Nicht ein Fünkchen!"

„Das ist kein ermuthigendes Bekenntniß; dennoch werde ich den entblätterten Rosenzweig auf meinem Herzen tragen, und ich halte mich fest überzeugt, daß Sie nichtsdestoweniger Ihre Pflicht thun werden. Erlauben Sie mir, Ihre Hand zu küssen und die Hoffnung mit mir fortzunehmen, daß Ihr Herz nicht immer so kalt bleiben wird, wie heute."

Der Wirth zum goldenen Ringe hatte sein Mittagsschläfchen beendigt und trat eben jetzt gähnend zur Thüre herein.

„Es ist gut, daß Du kommst," rief Bertha, „Herr Hellweg war eben im Begriffe, mir eine Liebeserklärung zu machen. Du hast mich vor seinen Schwüren gerettet und ihn vor einem Meineide bewahrt."

Bogenhagen schaute mit Verwunderung bald auf Hellweg, bald auf das Mädchen; er wußte nicht, sollte er es für Ernst, sollte er es für Scherz nehmen. Für das Letztere entschied er sich, brach in ein schallendes Lachen aus und klopfte bei jedem neuen Ausbruche mit der Hand auf das lederne Schurzfell.

Bertha hüpfte hinweg und ließ die beiden Männer allein.

Die Herzen der Mädchen sind so unergründlich wie das Meer an seinen tiefsten Stellen. Glaubt Einer, er habe auf den Grund gesehen und die geheimsten Regungen beobachtet, so wird sich in irgend einem Winkel eine noch bodenlosere Tiefe öffnen, wo die üppigste Phantasie nicht hinabzusteigen wagt. Gerade so war es auch

mit Bertha. Sie hatte den Fremden bisher mit einer Kälte und fast, möchte ich sagen, Verachtung behandelt, welche nicht selten die Formen der Höflichkeit verletzte, und jetzt —? Nun, Hellweg war der Erste gewesen, welcher in ihr etwas mehr, als ein gewöhnliches Mädchen fand. Er hatte ihr ein Vertrauen gezeigt, welches sonst nur in durchaus bewährte Charactere gesetzt wird, ein Vertrauen, welches ihren eigenen Werth voraussetzte. Mußte sie da nicht wenigstens in etwas, nur ein ganz klein wenig dankbar sein? Sie war es jetzt schon und sie sah ihn nicht mehr mit denselben feindlichen Augen an, wie vor einer Stunde.

Als sie sich darüber klar wurde, mußte sie über sich selbst lachen, aber daß sie es konnte, war der beste Beweis für einen Umschlag in ihrer Gesinnung.

Siebentes Kapitel.

Der Landtag zu Arnheim.

Der Landtag war unterdessen am ersten Juli in Arnheim eröffnet worden. Die Königin-Regentin Maria hatte ihren Oberhofmeister Lanoy mit vier Geheimräthen dahin abgesandt. Diese Herren traten mit dem stolzen Siegsbewußtsein des Stärkeren in den Saal. Mit einer Art von Mitleiden schweiften ihre Augen über diese kleinen Herren, die es sich hatten beikommen lassen, ein Land, welches nach ihrer Meinung dem großmächtigen Kaiser zugehörte, an einen kleinen, unbedeutenden Regenten zu vergeben.

Lanoy bestieg den Rednerstuhl und hob unter lautloser Stille der Versammlung zu reden an: „Die Regentin schickt mich und ihre Räthe, um den versammelten

Ständen die Geneigtheit darzuthun, den ärgerlichen Handel wegen Geldern und Zütphen im Frieden beizulegen. Die Herren Räthe werden Ihnen mit unumstößlichen Beweisen zeigen, daß der Kaiser, mein allergnädigster Herr, ganz allein ein Recht auf diese Lande hat. Wenn gleichwohl Herzog Wilhelm sich vermessen, von dem Eigenthume des Kaisers Besitz zu nehmen, so ist das ein Eingriff in fremde Rechte. Er hat sich dieses Eingriffes schleunigst zu begeben und dem Kaiser das Land zu überliefern. Nur auf diesem Wege kann er die verscherzte Gnade des Kaisers wieder erlangen. Die Stände wollen also vor Augen halten, daß ich nicht gekommen bin, um mit ihnen zu unterhandeln, sondern nur zu dem einzigen Zwecke, ihnen zu beweisen, daß Geldern und Zütphen dem Kaiser erb- und eigenthümlich zugehört. Wenn sie die Richtigkeit dieses Beweises erkannt haben, so werden sie aus eigenem Antriebe dem Herzoge Wilhelm den Gehorsam kündigen und sich dem Kaiser, seine Gnade anflehend, zu Füßen werfen. Jetzt wollen Sie den Beweisstücken Ihre Aufmerksamkeit schenken, welche die Herren Räthe vorlegen und erörtern werden."

In der Versammlung erhob sich nach dieser Rede ein Gemurmel der Unzufriedenheit. Die Art, wie Lanoy auftrat, war nicht nach dem Geschmacke dieser Leute; noch weniger gefiel ihnen die hochfahrende Art, womit er von ihnen Unterwerfung verlangte. Sie hatten zum allerwenigsten erwartet, daß die Abgesandten der Regentin in einer versöhnlicheren Weise auftreten und eine Möglichkeit zur Verständigung offen lassen würden.

„Wenn wir wirklich das Unglück hätten, dem Kaiser zu gehören, welche Behandlung würden wir nach solchen Worten zu erwarten haben?" Das war der Gedanke, welcher Allen auf den Lippen schwebte, den Viele auch ohne Scheu aussprachen. War der Widerwille gegen die

kaiserliche Herrschaft früher schon groß gewesen, so steigerte er sich jetzt noch bedeutend; überdies waren sie von ihrem und des Herzogs Recht so fest überzeugt, daß sie einer neuen Belehrung nicht zu bedürfen glaubten.

Während das Gemurmel wuchs, nahmen die vier Räthe an dem Tische Platz, den man auf der Empore für sie hingestellt hatte. Ein Wink des Vorsitzenden brachte Ruhe in die Versammlung und die Räthe begannen, ihre Actenstücke zu verlesen, dieselben zu erläutern und mit historischen Bemerkungen zu versehen.

Das Alles waren Beweisstücke, die sie oft genug gehört und entkräftet hatten; sie konnten denselben andere von größerer Wichtigkeit und entscheidendem Werthe entgegenstellen. Sie hörten zwar zu, aber sie wurden von der tödtlichsten Langeweile geplagt; auf allen Herzen lastete es wie ein Alp und die Hitze des Tages vermehrte noch die allgemeine Theilnahmlosigkeit.

Endlich war die lange Auseinandersetzung vorüber, das Gähnen hörte auf und die Augen der Stände richteten sich wieder auf Lanoy, welcher zum zweitenmal den Rednerstuhl bestieg.

„Meine edeln Herren,“ sprach er, „Sie haben meine Räthe gehört und ich darf voraussetzen, daß sich Niemand mehr unter Ihnen befindet, der nicht vom Rechte meines Kaisers überzeugt ist. Wollten Sie jetzt noch widerstreben, so würde das nicht in einer verzeihlichen Unwissenheit, sondern in strafbarer Halsstärrigkeit gegen die bessere Ueberzeugung geschehen. Lassen Sie eine so günstige Gelegenheit, des Kaisers Gnade wiederzuerlangen, nicht vorübergehen. Bekunden Sie jetzt mit Ihrer lauten Zustimmung, daß Sie bereit sind, dem Kaiser das Land zu überliefern.

„Ihr Häuflein ist klein, Ihre Macht nicht in Anschlag zu bringen gegen die des Kaisers. So lange das

Schwert noch in der Scheide ist, können Sie Ihren Vortheil wahrnehmen, sobald es aber gezogen wird, müssen Sie sich jede Bedingung gefallen lassen. Die Heere des Kaisers werden Sie im ersten Anlauf zerdrücken, Ihr Land wird eine Wüste werden und Herzog Wilhelm, dem Sie in Liebe anzuhängen glauben, wird durch Ihre heillose Verblendung auch seine übrigen Länder verlieren."

Als Lanoy geendigt hatte, erhob sich der Marschall Martin van Rossem und entgegnete: „Wir haben in den vorgelegten und mit so viel Kunst erläuterten Actenstücken nichts ersehen, was uns anderer Meinung hätte machen können; im Gegentheile sind wir fester als je überzeugt, daß unser geliebter Herzog Wilhelm durch seine Mutter, Herzogin Maria von Berg, der rechte Erbe ist. In dieser Ueberzeugung haben wir ihn in's Land gerufen und ihm den Huldigungseid geleistet. Wir werden diesen Eid halten und nichts kann unsere Treue gegen ihn und seine Erben erschüttern. Uebrigens haben uns die dreimaligen Verhandlungen unsere Pflicht immer klarer gemacht und fernere Anstrengungen, uns zum Wanken zu bringen, werden keine Früchte tragen. Wir stehen fest in unserer Ueberzeugung, fest in unserer Treue und fest in unserem geleisteten Eide!"

Ein lautes Beifallsgeschrei erfüllte den Saal; die Ständemitglieder sprangen von ihren Sitzen empor, drückten dem Marschall die Hände, umarmten ihn und bekundeten, daß er ganz in ihrem Sinne gesprochen habe.

Lanoy wollte noch einen Versuch machen, sie für den Kaiser zu stimmen, aber sie erhoben sich wie ein Mann und erklärten unumwunden, daß sie von ihrem Herzoge nicht weichen wollten.

Da verließ Lanoy mit seinen Räthen die Versammlung und eilte nach Brüssel zurück, wo er der Regentin

einen getreuen Bericht über die unglaubliche Verblendung der gelder'schen Stände abstattete.

Nachdem die Versammelten die Sitzung geschlossen hatten, begaben sie sich in Procession zu der Wohnung des Herzogs und betheuerten ihm unter lautem Vivatrufen ihre Treue und Anhänglichkeit. Die Einwohner von Arnheim und die Landleute, welche zahlreich in die Stadt gekommen waren, mischten sich unter die Stände und verstärkten das allgemeine Jubelgeschrei. Der Herzog erschien mit seiner Mutter und den Prinzessinnen auf dem Altan. Nur wenige Worte konnte er sprechen, die Rührung des Herzens erstickte die Stimme und Thränen der Freude entflossen seinen Augen; aber diese Thränen waren dem Volke heilig; sie galten ihm mehr, als Brief und Siegel, denn sie zeigten, daß Wilhelm in guten und bösen Tagen fest mit ihm zusammenhalten wolle.

Das Volk verlief sich; der Herzog aber versammelte die Stände zu einem heitern Mahle, und hier wurden noch einmal von beiden Seiten die gegebenen Gelübde erneuert. Drei Wochen lang reiste Wilhelm im Lande umher, dann kehrte er mit seinem Hofe wieder nach Düsseldorf zurück.

Am Abende desselben Tages ließ Hellweg Jungfer Bertha um eine Unterredung bitten. Sie war ihm seit jenem Mittage geflissentlich aus dem Wege gegangen und auch jetzt begab sie sich nur mit größtem Widerstreben auf sein Zimmer. Einen Augenblick lang hatte sie zu ihm emporschauen können, weil er eine hohe Mission erfüllte und es mit dem Herzoge und dem Lande gut zu meinen schien, aber bald kehrte die alte Abneigung wieder zurück und sie konnte es ihm jetzt weniger als je verzeihen, daß er in fremdem Solde stand und einem ausländischen Fürsten Dienste leistete.

Als sie in das kleine Kämmerchen trat, fand sie Hellweg's Koffer gepackt, ihn selbst im Reiseanzuge.

„Bertha,“ sprach er, „es sind alle Vorbereitungen getroffen, daß Sie an den Hof kommen. Vergessen Sie nicht, daß Sie dort eine heilige Verpflichtung zu erfüllen haben. Die Stunde wird kommen, wo Sie sich entscheiden müssen, ob Sie Ihrem Herzoge nützen oder schaden wollen. Das Erstere lege ich Ihnen als Ihre Pflicht an's Herz und ich nehme die Ueberzeugung mit mir, daß Sie dieselbe ohne Zögern verrichten werden.“

„Ich begreife nicht,“ antwortete Bertha, „wie eine einfache Zofe im Stande sein sollte, auf die Entschlüsse des Herzogs zu wirken.“

„Sie werden auch nicht auf den Herzog selbst einwirken, sondern auf seine Mutter,“ sprach Hellweg. „Geldern ist ihrem Großvater abgedrungen worden und sie betrachtet sich noch mehr als der Herzog an diese Lande gebunden. Ich weiß, daß jeder Gedanke, den lieben Besitz aufzugeben, mit Heftigkeit von ihr zurückgewiesen wird, aber es werden von Seiten des Kaisers ohne Zweifel Leute geschäftig sein, die ihr die Nothwendigkeit des Nachgebens vorstellen. Es wird die Zeit kommen, wo sie schwankt, dann sollen Sie eintreten, Bertha, und sie anstacheln, daß sie nicht nachläßt, den Sohn gegen den Kaiser zu reizen, bis dieser sich zu einer thatkräftigen Handlung erhebt und mit dem Schwerte sicher stellt, was durch Unterhandlungen nicht zu erlangen ist. Wollen Sie das?“

Bertha hatte ihn während dieser Rede aufmerksam betrachtet, sie hatte sich Mühe gegeben, in seinem Gesichte zu lesen, ob er von der Güte seiner Sache überzeugt war, oder ob er bloß für fremdes Geld arbeitete. Sie mußte sich gestehen, daß in seinen Augen jetzt eine edle Begeisterung glühte, daß er aus reiner Liebe zum Herzoge und seiner Lande zu sprechen schien.

„Herr Hellweg,“ antwortete sie, „ich will offen ge-

gen Sie sein und Ihnen kein Hehl daraus machen, daß ich Sie nur für ein niedriges Werkzeug der französischen Regierung hielt."

„Ich bin in der That nichts anderes," gab er zur Antwort, „aber ich habe mich zu diesem Werkzeuge gemacht, weil ich überzeugt bin, daß ich auf diese Weise dem Herzoge diene. Ich weiß es, Bertha, Sie schauen mit Verachtung auf mich, Sie halten es eines Mannes für unwürdig, in fremdem Solde zu stehen. Wie sehr mich dieses Urtheil auch schmerzt und wie viel ich darum gäbe, wenn Sie besser von mir dächten, so kann ich doch nicht anders — ich muß für Frankreich wirken, weil ich dadurch unsägliches Unglück von diesem Lande, von Ihrem Vater, von Ihnen abhalte. Glauben Sie mir, Bertha, ich gehe mit schwerem Herzen fort; Ihre Rose hat einen Stachel in demselben zurückgelassen, an dem es sich verbluten wird; aber wenn unser Werk gelungen ist, wenn der Herzog ruhmreich aus dem bevorstehenden Kampfe hervorgegangen und Ihr Land glücklich geworden ist durch Ihre und meine Hülfe, dann werden Sie besser von mir denken. Ich wage nicht, zu sagen, Sie werden mir mit Ihrem Vertrauen auch Ihre Liebe schenken, aber ich wünsche es und werde nicht aufhören, den Himmel um dieses Glück anzuflehen."

Bertha zog die Hand zurück, die er ergreifen wollte, aber sie war doch bewegt, sie las in seinen Augen, daß er sie wirklich liebte, mit Leidenschaft liebte.

„Ich werde mir Mühe geben, zu erkennen, ob ein Bündniß mit Frankreich wirklich zum Heile des Landes führt," sprach sie — „und dann werde ich thun, was mir die Pflicht gebietet."

„Und darf ich dann zurückkehren und Bertha Bogenhagen den Beweis liefern, daß ich sie mit der ganzen Kraft meines Herzens liebe?"

Das Mädchen erröthete und wagte nicht, ihn anzuschauen, denn sie fühlte, daß seine Worte Eindruck auf ihr Herz machten und sie fürchtete, diesen Eindruck zu verrathen.

„Darf ich?“ fragte er noch einmal.

„Vielleicht — ich weiß es nicht!“ antwortete sie, während ihre Wangen noch heißer glühten. „Wohin reisen Sie?“

„Nach Gent,“ gab er zur Antwort, denn auch dort werden sich ernste Dinge begeben und sie werden vielleicht die Brücke bilden, auf welcher Herzog Wilhelm als unbestrittener Besitzer in sein Land einzieht. Reichen Sie mir nun die Hand zum Abschiede, ich darf nicht länger säumen.“

Bertha reichte ihm die Hand und verhinderte nicht, daß er sie an sein Herz drückte.

Unten wieherten die Rosse, Hellweg eilte die Treppe hinab, im nächsten Augenblicke saß er zu Pferde und sprengte von dannen. Bertha beugte sich aus dem Fenster und schaute ihm nach. Er warf ihr noch eine Kußhand zu, dann war er verschwunden.

Sie trat in das Zimmer zurück und ließ sich auf einen Stuhl nieder. Sonderbar, sie hatte diesem Menschen so lange ein hartnäckiges Mißtrauen gezeigt und ihn so sehr gemieden, daß ihr Vater ihr deshalb oft Vorwürfe gemacht hatte, und jetzt regte sich in ihrem Herzen auf einmal eine Neigung für ihn. Woher kam das? Weil er der Erste war, der ihr eine wirkliche Liebe gezeigt, weil er ihr ein großes Vertrauen bewiesen oder weil er sie zur Mitwirkung an einem großen Werke berufen? Sie konnte sich auf diese Fragen keine Antwort geben, aber sie fühlte, daß ihre bisherige Abneigung mit jeder Minute mehr schwand.

Sie zürnte sich selber, aber sie konnte es nicht ändern, sie mußte sich willenlos einem Gefühle überlassen, das sie nicht billigte.

Während sie noch mit sich selbst stritt und haderte, kam ein Page, welcher sie einlud, zu der Kammerfrau Alettgen zu kommen. Sie wollte erst Toilette machen, aber der Page drängte.

Alettgen empfing sie mit einem mütterlichen Lächeln. „Kind," sprach sie, „Du bist unter einem guten Zeichen geboren, denn die Herzogin-Mutter trägt ein Verlangen, Dich zu sehen."

„Was will sie von mir, Tantchen?" fragte Bertha mit klopfendem Herzen.

„Wenn Du nicht verräthst, daß ich aus der Schule geplaudert habe," antwortete Alettgen, „so will ich Dir's sagen. Sie findet, daß ich mit der Zeit alt werde und für ihre Ungeduld viel zu langsam bin. Da ist sie auf den Gedanken gekommen, mir eine Nachfolgerin zu geben und ihre Wahl ist auf Dich gefallen. Unter meiner Leitung sollst Du Dich langsam zu ihrem Dienste heranbilden, und sobald Du Alles genau zu machen verstehst, wie sie es liebt, werde ich in Ruhe mein Gnadengehalt verzehren."

„Tantchen, mein scharmantes Tantchen," rief Bertha, indem sie stürmisch die Arme um ihren Hals schlang, das habe ich Dir zu danken!"

„Ja, mein gutes Kind, ich habe auch meinen Theil dazu beigetragen, aber es sind doch auch noch andere und zwar unbekannte Personen für Dich thätig gewesen. Als ich Dich vorschlug, nickte sie lächelnd und sprach: Ich habe schon von dieser Jungfer Bogenhagen gehört; sie soll ein geschicktes Mädchen sein und eine Sache mit Verstand und Ueberlegung anzugreifen verstehen. Lassen Sie die Jungfer kommen. Wenn ich sie gesehen habe, werde ich mich schnell entschließen.

„Jetzt, mein Kind, müssen wir zu ihr; nimm Dich zusammen und vor allen Dingen sei ernst und bedacht-

sam. Wenn Du erst festen Fuß gefaßt hast, magst Du zuweilen Deiner Fröhlichkeit die Zügel schießen lassen, aber eher nicht!"

Sie stand auf, nahm Bertha bei der Hand und führte sie in die Gemächer der Herzogin-Mutter. Sie saß am Fenster und war mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, auch die beiden Prinzessinnen Anna und Amalie saßen an ihrer Seite und handhabten die Nadel. Am herzoglichen Hofe war es von jeher Sitte gewesen, daß sich Jeder, so viel es in seinen Kräften lag, nützlich machte, und die Erziehung der Prinzessinnen war immer mehr darauf gerichtet, sie zu guten Hausfrauen, als zu glänzenden Weltdamen heranzubilden. Sie verstanden deshalb wenig von den schönen Künsten, in denen heut zu Tage selbst die Bürgermädchen bewandert sind; desto besser aber wußten sie einen Haushalt zu ordnen und das ihrige zu einem angenehmen Leben beizutragen.

Herzogin Maria warf einen schnellen Blick auf das Mädchen und verwickelte sie in eine Unterhaltung. Das Resultat fiel befriedigend aus, sie glaubte, es mit der neuen Zofe wagen zu dürfen. „Kommen Sie morgen mit Alettgen hierher," sprach sie; „ich denke, daß wir Sie geeignet für unsern Dienst finden werden. Sprechen Sie deßhalb mit Ihrem Vater, und wenn er nichts gegen Ihre Uebersiedlung einzuwenden hat, so mögen Sie einstweilen bei Alettgen Wohnung nehmen."

Nach diesen Worten nickte sie mit dem Kopfe und verabschiedete sie.

Drunten im Kämmerlein der alten Kammerfrau wurde noch Manches beredet, dann eilte sie nach Hause, um ihrem Vater die Einwilligung abzunöthigen. Er schüttelte mit dem Kopfe und meinte, im goldenen Ringe thue ihre Hand noch mehr noth, als im Schlosse und er werde sich nun eine Haushälterin auf den Hals laden

müssen. Es ging nicht ohne etwas Schelten und Brummen her; als aber Bertha in ihr Stübchen hinaufgestiegen war, strich er vergnüglich über das Schurzfell, schmunzelte in Einem fort und freute sich ganz außerordentlich, daß die Wahl der Herzogin auf sein schönes Töchterlein gefallen war. „Ein Wunsch vom Hofe ist so gut wie ein Befehl," sprach er zu sich selber; „auch ist es eine große Ehre, daß mein Kind mit den höchsten Herrschaften im Lande umgehen wird. Da ist mancher Geheimrath, welcher mich hinter der Weinkanne hänselt, mir mein Schurzfell und meine Beleibtheit mit liebenswürdiger Grobheit vorwirft und doch nicht an den Hof kommt. Wie werden sie die Ohren spitzen und mich beneiden, wenn sie hören, daß Bertha herzogliche Kammerjungfer geworden ist. Uebrigens," schmunzelte er noch vergnüglicher, „wird der Herzog doch auch nicht umhin können, zuweilen ein Fäßlein aus meinem Keller zu befehlen. Eins mit dem Andern betrachtet, ist das Geschäft ein gutes, und ich werde es auszunutzen verstehen. Monsieur Rocher hat ein gutes Aug' auf das Mädchen; er muß also zuweilen fünf gerade sein lassen und für Küche und Keller etwas über den Bedarf nehmen."

Er hätte wohl noch länger in seinem Selbstgespräche fortgefahren, aber es kamen Gäste, die er bedienen mußte.

Bertha hatte in ihrem Stübchen zu ordnen, denn der abgezogene Miethsmann hatte eine heillose Unordnung in demselben zurückgelassen. Sie wollte nicht in ihre neuen Verhältnisse hinübergehen, ohne das Stübchen erst wieder in einen anständigen Zustand zurückzuversetzen. Dabei stieß sie auf einen Fund, der ihr Gesicht erglühen machte. Es war ein Brief, oder vielmehr ein Päckchen, welches an sie addressirt war.

Sie hielt es lange sinnend in der Hand, ehe sie sich entschließen konnte, das Siegel zu erbrechen. Der Brief

kam offenbar von Hellweg, sie hatte seine Handschrift oft genug gesehen, um sich nicht zu täuschen; aber er war mit einem adeligen Wappen verschlossen.

Endlich riß sie das Siegel auf und — ein Ring mit einem prachtvollen Diamanten, wie sie noch keinen gesehen hatte, fiel ihr entgegen. Sie beschaute ihn nach allen Seiten; er glühte in einem Feuer, daß sie die Augen abwenden mußte. Nachdem sie sich lange an seiner Schönheit geweidet hatte, faltete sie den Brief auseinander und las mit hochklopfendem Herzen:

„Meine angebetete Bertha!

Ich habe von Dir scheiden müssen, weil höhere Pflichten mich riefen, bei denen meine eigenen Wünsche zu schweigen hatten. Wäre es mir vergönnt gewesen, zu bleiben, ich würde nicht geruht haben, bis ich aus Deinem eigenen Munde mein Urtheil vernommen. Es hat anders sein sollen, aber ich hoffe, daß eine Zeit kommen wird, wo ich wieder in Deiner Nähe weilen darf. Wo ich mich aber auch befinden mag, ich werde Dein Bild stets vor Augen haben und nicht aufhören, Dich zu lieben.

Bei meiner Abreise gebrach mir der Muth, Dir den beiliegenden Ring zu geben, denn ich fürchtete, Du würdest ihn zurückweisen, und das hätte mich sehr unglücklich gemacht. Ich weiß nicht, ob er jemals an Deiner Hand glänzen wird, ich fürchte sogar das Gegentheil, aber meine Abwesenheit erlaubt mir wenigstens eine süße Selbsttäuschung. So nehme ich denn noch einmal Abschied von Dir. Lebe wohl, sei glücklich.

Dein aufrichtiger Freund

François de Cheminclair."

Bertha las den Brief verschiedene Male; die Betheuerung einer aufrichtigen Liebe, welche sie in demselben fand, stimmte mit seinen letzten Worten überein; es un-

terlag keinem Zweifel, daß dieser Mann sie wirklich liebte, daß er den ernstlichen Gedanken gefaßt hatte, sie zu seiner Hausfrau zu machen.

Wo wäre das Mädchen, welches bei so freudigen Aussichten sich nicht gerne dem Nachdenken überließ, welches sich nicht geschmeichelt fühlte und einen solchen Mann seiner Achtung würdigte? Bertha war ihm früher nicht hold gewesen, sie hatte sogar eine tiefe Abneigung gegen ihn empfunden, aber sie mußte sich sagen, daß an dieser Abneigung nur seine Geheimnisse Schuld gewesen waren. Diese Ursache bestand nicht mehr, er hatte sie offen in sein Herz schauen lassen und ihr seine Absichten klar dargelegt, ja er hatte sie sogar zur Theilnehmerin seiner Pläne gemacht und sie eines fast zu großen Vertrauens gewürdigt. Freilich wußte sie noch nicht recht, was sie zu thun hatte, aber es war ihr in großen Dingen eine Rolle zugetheilt und zwar eine solche, die das Heil ihres Landes und der herzoglichen Familie bezweckte; durfte sie da noch mäkeln? Sie vergaß um des entgegengebrachten Vertrauens willen alles Andere und ihr Herz rief ihr zu: „Er ist ein schöner Mann und seine Verhältnisse erlauben ihm, eine Frau nach der Wahl seines Herzens zu nehmen!"

Diese Erwägungen gingen sehr rasch durch ihren Kopf und sie waren kaum beendigt, so steckte auch der kostbare Ring an ihrem Finger.

Da fiel ihr Auge noch einmal auf die Unterschrift des Briefes. François de Cheminclair stand da. Er war also kein Deutscher, sondern ein Franzose. Das machte sie wieder stutzig, er hatte sich doch für ein Mitglied ihrer Nation ausgegeben. Warum diese Zweideutigkeit? Sie grübelte eine Weile darüber nach, dann schlug sie den Kopf in den Nacken und dachte: „Was soll's? Es ist ja eben eine Krankheit der Zeit, daß Män-

ner, die etwas Absonderliches sind oder sein wollen, ihre Namen in eine fremde Sprache übersetzen. Der Johannes Haußgen von Weinsberg hat sich Oekolampad, der Oswald Geißhüßler Myconius getauft. Nun, wie die Reformatoren ihre Namen in's Griechische übertrugen, um sich in die gelehrte Welt einzuführen, so hatte er den seinigen französisch gemacht, das war Alles. François de Cheminclair," lispelte sie, und legte auf das „de" einen besonderen Nachdruck.

Bertha war in diesem Augenblicke recht glücklich über die Liebe eines Mannes, der aller Wahrscheinlichkeit nach einen weit höhern Rang einnahm, als er zu offenbaren für gut fand; sie zweifelte nicht mehr, daß er es gut und aufrichtig mit ihr meinte, wie hätte er ihr sonst ein so kostbares Geschenk hinterlassen können! Sie war übrigens im Irrthume, wenn sie glaubte, seine Absichten vollkommen zu kennen. Daß seine Wahl gerade auf Bertha fiel, hatte einen doppelten Grund: Alle Welt glaubte, er verkehre im herzoglichen Schlosse nur mit der Dienerschaft, und er sprach das auch geflissentlich aus, aber wer seine verstohlenen Gänge hätte belauschen können, würde gefunden haben, daß er häufig heimliche Zusammenkünfte mit der Herzogin-Mutter hatte. Das durfte vorläufig weder der Herzog, noch irgend ein Anderer erfahren; die Anbahnung zu einem Einverständnisse mit Frankreich mußte geheim bleiben. Wer wäre da geeigneter gewesen, die heimliche Correspondenz zu besorgen, als die in's Interesse gezogene Kammerfrau? Sie konnte, ohne auffällig zu werden, in der Stadt und selbst mit Cheminclair verkehren, wenn er zurückkäme. Auf der andern Seite war es nicht unmöglich, daß die Herzogin des Haders mit dem Kaiser müde wurde, dann sollte sie das Feuer des Hasses schüren und deßhalb mußte sie seine Geliebte sein. Nur wenn ihr eigener

Vortheil Hand in Hand mit seinen Bestrebungen ging, durfte er hoffen, daß sie treu an der ihr zugetheilten Rolle festhielt. Bertha ging in die Falle und nahm seine angebliche Liebe für eine wirkliche.

Achtes Kapitel.

In der Nacht kommen Briefe.

Bertha hatte sehr bald ihre Obliegenheiten bei der Herzogin begriffen und sie wußte jedes Ding mit einem solchen Geschick anzugreifen, daß sie schon nach wenigen Tagen zum erklärten Liebling der herzoglichen Familie wurde. Niemand freute sich mehr darüber, als die alte Kammerfrau; es würde ihr das Herz abgedrückt haben, wenn „das Kind" nicht gefallen hätte und wieder in den goldenen Ring zurückgeschickt worden wäre. Freilich, sie hatte das Mädchen mit aller Wärme empfohlen und sie würde den Zorn ihrer Gebieterin zu tragen gehabt haben, wenn Bertha nicht nach Wunsch eingeschlagen wäre; jetzt aber konnte sie am Abende ihr Haupt ruhig zum Schlummer niederlegen und hatte noch dazu die Aussicht, sich mit Beibehaltung ihres Gehaltes bald ganz zurückziehen zu dürfen.

Wenn Bertha eine freie Stunde hatte, stieg sie in Tantchens Stübchen hinab und plauderte mit ihr, denn sie liebte die alte Kammerfrau, wie sie ihre selige Mutter geliebt hatte. Diese hatte ihre Freude an den heitern Scherzen, dem muntern Lachen und der Beweglichkeit des Mädchens und es dauerte ihr stets zu lange, bis sie da war. Nur einen Punct gab es, der zuweilen einen kleinen Streit zwischen ihnen hervorrief und den Bertha so gern zum Gegenstande ihrer Neckereien machte.

Das war nämlich jene lachenerregende Situation, in welcher sie eines Tages mit Monsieur Rocher betroffen worden war. Sie brauchte dieses Thema nur anzuschlagen, so war die Mißstimmung da und Tantchen kündigte ihr dann in voller Entrüstung die Freundschaft. Unglücklicher Weise schien es der Koch, seit Bertha im Schlosse war, darauf angelegt zu haben, sie vollends zur Verzweiflung zu bringen, denn jeden Augenblick kam er unter irgend einem nichtigen Vorwande an ihr Stübchen und hatte bald diese, bald jene Bestellung zu machen. Es geschah freilich nur in der Absicht, für eine Minute in die schönen Augen Bertha's zu schauen, aber diese setzte sein Kommen stets mit vielem Ernste auf Alettgen's Rechnung.

Eines Tages, es war gegen Ende August, kam er mit einem Briefe in der Hand; ein fremder Mann habe ihn gebracht, sagte er, und er sei an Bertha gerichtet. Dabei sah er so sauertöpfisch drein, daß das Mädchen keinen von ihren gewöhnlichen Scherzen anbringen konnte. „Ce sera une lettre d'amour,“ brummte er, „und ik mögen nickt leiden der Liebesbrief!“

Bertha hatte kaum einen Blick auf die Adresse geworfen, als sich ihr Gesicht mit einem glühenden Roth bedeckte, welcher Umstand den lauernden Augen des Kochs nicht entging. „Oui, oui,“ murmelte er zwischen den Zähnen, „une lettre d'amour, mais je trouverai ce frippon!“

Das Mädchen schob den Brief schnell in die Tasche ihres Kleides und suchte eine unbefangene Miene anzunehmen, aber sie war noch nicht genug Meisterin der Verstellung, um eine Gleichgültigkeit zu heucheln, die sie nicht empfand. Selbst Tantchen, die doch sonst nicht so leicht einen Verdacht schöpfte, fand Bertha so sonderbar zerstreut, daß sie dieselbe mit einem fragenden Blicke

anschauen mußte. „Bist Du nicht wohl, mein Kind?“ fragte sie.

„Nicht ganz, Tantchen,“ antwortete Bertha, indem sie den dargebotenen Ausweg mit Freuden ergriff; „etwas Kopfschmerzen, aber es wird bald vorüber sein. Ich gehe, um mich schlafen zu legen.“

„Ja geh, mein Kind,“ antwortete Alettgen, indem sie die Arme um ihren Hals legte und einen Kuß auf ihre Stirne drückte. „Du zitterst und Deine Wangen glühen; ich bringe Dir nachher einen Thee.“

Bertha eilte die Treppe hinauf in ihre Kammer, wo sie hastig den Riegel vorschob und den Brief aus der Tasche nahm. Sie trat mit demselben an's Fenster, denn es begann schon zu dunkeln. „Von François,“ lispelte sie und drückte einen Kuß auf das Siegel, dann riß sie denselben auf und verschlang den Inhalt mit glühenden Augen. Er strömte über von Liebesbetheuerungen; jedes Wort regte sie im höchsten Grade auf und raubte ihr die klare Besinnung, so daß sie die meisten Stellen mehrere Male nachlesen mußte. Endlich kam sie zum Schlusse und dort fand sie noch eine sehr wichtige Nachricht. „Wenn Du diesen Brief erhältst,“ las sie, so wartet ein von mir gesandter Bote auf Dich. Wenn im Schlosse Alles schläft, so komme an das kleine Pförtchen in der Orangerie und öffne dasselbe. Ein Mann wird Dir einen größeren Brief übergeben, welcher an die Herzogin-Mutter gerichtet ist. Bringe ihr denselben noch in der Nacht. Sie wird Dir aller Wahrscheinlichkeit nach am folgenden Tage eine Antwort übergeben, die Du dem Boten einhändigen mußt. Mit derselben Gelegenheit erwarte ich auch von Dir einige Zeilen; ich würde es nicht tragen, wenn der Bote ohne Nachricht von Dir zurückkäme. Schreibe mir auch, was sich im Schlosse zuträgt, der geringste Umstand hat einen Werth für mich.“

Sie faltete das Blatt zusammen, steckte es in ihren Busen und blieb gedankenvoll am Fenster stehen. Es war ihr nicht lieb, daß sie in der Nacht hinabsteigen und mit einem Fremden zusammenkommen sollte. Wie leicht konnte ihr Ausgang bemerkt, wie leicht mißdeutet werden! Dennoch konnte sie sich demselben nicht entziehen, denn in ihrem Briefe war die Rede von einem Briefe an die Herzogin-Mutter, welcher durch ihre Hände an dieselbe gelangen sollte. Dieses Schreiben mußte jedenfalls von Wichtigkeit sein, denn François wollte, daß sie es noch in derselben Nacht an ihr Bett bringe. „Ich werde gehen," lispelte sie, „weil François es so will, aber ich werde ihm Vorwürfe machen, daß er mich zur Nachtwandlerin gebraucht. Wie habe ich mich denn so ganz und gar verändert," dachte sie; „der Mann, welcher mir früher so gleichgültig war, macht mein Herz fieberhaft pochen, meine Pulse glühen, wie im Feuer, ich kenne mich selbst nicht wieder. Es muß doch wahr sein, was die Leute sagen, daß eine aufrichtige Liebe Gegenliebe erweckt. Ich könnte ihn jetzt nicht mehr lassen, wenn ich auch wollte."

Sie hielt inne, denn es fiel ihr ein, daß auch Monsieur Rocher sie liebe und daß sie für ihn doch nichts fühlte. Mit der gegenseitigen Erweckung konnte es also nichts sein. „Worin liegt es denn? Rocher ist jedenfalls aufrichtig. Hm, es liegt wohl darin, daß er so schrecklich geckenhaft ist und daß sein abscheuliches Deutsch nur zum Lachen reizt."

Eine Zeitlang unterhielt sie sich noch mit der angenehmen Idee, zwei Liebhaber zu besitzen, dann aber wurde sie gestört; Alettgen kam mit dem Thee und zankte sie aus, daß sie sich noch nicht zur Ruhe begeben hatte.

„Es geht schon besser," antwortete Bertha, „und der Thee wäre gar nicht nöthig gewesen."

„Du mußt ihn dennoch trinken,“ sprach die Kammerfrau. „Sei vorsichtig, mein Kind, und halte in jungen Tagen Deine Kräfte zusammen, damit Du im Alter noch frisch und rüstig bist. Komm, ich helfe Dir beim Auskleiden!“

„Das wäre doch zu viel Ehre,“ lachte Bertha; „die Hand, welche nur mit Herzoginnen verkehrt, soll sich nicht an den Schnürriemen einer simplen Bürgerstochter entweihen. Gehe ruhig zu Bett, Tantchen, ich schlürfe meinen Thee und suche dann ebenfalls die Ruhe. Du kannst versichert sein, daß ich morgen wieder ganz klar aus den Augen schaue.“

Alettgen's Besorgnisse wollten immer noch nicht schwinden und sie wiederholte zehnmal ihre Verhaltungsmaßregeln, ehe sie sich zum Gehen entschloß. Bertha hatte ihr Anerbieten zum Bleiben während der Nacht mit Entschiedenheit zurückweisen müssen.

Endlich war sie allein, endlich konnte sie den Brief noch einmal lesen. Mit Ungeduld wartete sie jetzt auf die Stunde, wo Niemand mehr wachte. Nach und nach wurden die Fenster dunkel und in den Zimmern und Corridoren trat Stille ein. Es war fast Mitternacht.

Mit klopfendem Herzen nahm sie einen Mantel von dunkler Farbe, hüllte sich in denselben und verließ leise das Zimmer. Draußen auf dem Corridore horchte sie ängstlich auf und nieder; ihr Herz klopfte so laut, daß sie fast fürchtete, es könne hinter einer der vielen Thüren gehört werden. Was hätte sie zur Ausrede machen können, wenn man sie hier gefunden! Sie wußte es nicht und war deßhalb versucht, wieder in ihr Stübchen zurückzukehren; aber die Herzogin-Mutter! Was würde sie ihr zur Entschuldigung haben sagen können?

Auf den Schuhspitzen schlich sie weiter; jetzt hatte sie unter steigender Angst die Treppe erreicht. Es waren

steinerne Stufen und hier und dort knirschte der Sand unter ihren Füßen, denn die Teppiche waren zum Reinigen aufgenommen. Rasch zog sie die Schuhe von den Füßen und gelangte, ohne bemerkt zu werden, unten in einen breiten, hallenden Bogengang, wo mehrere von den Schloßbedienten wohnten.

Jetzt fiel ihr ein, daß der Schloßgarten vielleicht abgeschlossen sei und daß sie in die Stube des Pförtners treten oder aus einem Fenster in den Garten springen müßte. Zu Beidem gebrach ihr der Muth und fast wäre sie noch so nahe dem Ziele wieder umgekehrt. Aber die Ungnade der Herzogin trieb sie vorwärts. Vor der Stube des Pförtners blieb sie stehen, schon streckte sie die bebende Hand nach der Klinke aus; da erinnerte sie sich eines kleinen Pförtchens, welches von einer Veranda in den Garten führte und fast nie geschlossen wurde.

Dorthin wandte sie sich. Plötzlich aber blieb sie wieder stehen und lauschte, denn sie glaubte, hinter sich ein Geräusch gehört zu haben. Sie mußte sich indessen getäuscht haben, Alles blieb ruhig und sie setzte ihren Weg fort. Bald hatte sie das Pförtchen erreicht, es stand offen; eilig huschte sie über die dunkeln Pfade der Orangerie zu; in athemlosem Lauf erreichte sie das Thörchen und legte die Hand auf den Schlüssel, dann aber besann sie sich und fragte durch das Schlüsselloch: „Wer ist draußen?“ „Ein Bote von François Cheminclair,“ erhielt sie zur Antwort.

Sie öffnete; eine dunkle Gestalt, in einen langen Mantel gehüllt, trat auf die Schwelle und fragte: „Ihr Name, Jungfer?“

„Bertha,“ hauchte sie.

Der Mann griff in seine Tasche und legte einen Brief in ihre Hand. „Ich hole morgen Nacht hier die Antwort,“ sprach er.

„Nicht hier," entgegnete sie hastig. „Kehren Sie im goldenen Ringe ein, dort werde ich Ihnen die Antwort selbst übergeben, und noch Eines, mein Herr: hierher komme ich nicht mehr. Kehren Sie künftig immer im goldenen Ring ein und binden Sie in der Stube über der Hausthüre ein weißes Tuch an's Fenster; ich kann es sehen und werde kommen, Ihre Briefe in Empfang zu nehmen. Jetzt gehen Sie; ich fürchte mich hier und kann außerdem leicht entdeckt werden."

Den Mann hinausdrängend schloß sie das Thörchen wieder und begab sich eilends auf den Rückweg. Sie war aber noch nicht weit gekommen, so trat ihr ein Mann aus dem Gebüsche entgegen und streckte seine Hand nach ihr aus.

Sie knickte in die Knie und ein leiser Schrei ging über ihre Lippen.

„Eh bien, da seind Mademoiselle Berthe," hörte sie Rocher's Stimme. „Mademoiselle Berthe in die Mittnacht, in die Dunkel. Was maken hier, so tout seule?"

„Monsieur Rocher," antwortete Bertha, „ich habe frische Luft schöpfen wollen, es war so heiß in meinem Zimmer und ich konnte nicht schlafen."

Eh bien, ik glauben, daß 'eiß, ouis très chaude, die 'Erz sein 'eiß von die lettre d'amour. Sie 'aben einen Schatz, und ik sein ein dummer Kerl, daß ik lieben so viel der Demoiselle!"

Bertha erschrak; wenn er die Unterredung mit dem Fremden gehört hatte, so konnte er Alles verrathen, und vielleicht war der Brief, den sie mit zitternden Händen in der Tasche festhielt, von großer Wichtigkeit. „Monsieur Rocher," sprach sie, „Ihre Worte sind beleidigend, ich sollte Sie dafür empfindlich strafen. Es wird mir doch erlaubt sein, in dieser Hitze frische Luft zu schöpfen."

Der Koch schüttelte mit dem Kopfe und durchsuchte

die Gesträuche, denn er glaubte, Bertha's Anbeter, dessen Stimme er gehört, habe sich in denselben versteckt.

„Ik 'aben eine groß Messer," sprach er zähneknirschend, „wenn ik finde dies Mann, ik make ihm todt!"

„Es ist Ihnen nicht verwehrt, den ganzen Garten zu durchsuchen, Monsieur Rocher," antwortete Bertha; „stechen Sie immerhin Jeden todt, der Ihnen begegnet, aber lassen Sie mich in Ruhe gehen."

„Morgen ein todt Mann 'ier sein!" hörte sie ihn brummen; aber sie wartete nicht länger, sondern eilte in das Schloß zurück. Hoch aufathmend erreichte sie ihr Zimmer, dann begab sie sich leise zu den Gemächern der Herzogin-Mutter. Unschlüssig stand sie vor dem Bette und überlegte, ob sie sie wecken solle.

Die Herzogin selbst kam ihr zuvor; sie hatte nicht geschlafen und ihren Eintritt gehört. „Was gibt's, Bertha?" fragte sie.

Das Mädchen reichte ihr statt aller Antwort den Brief.

„Zünde mir ein Licht an!" befahl die Herzogin.

Es geschah. Sie stellte das Licht an's Bett.

Nachdem die Herzogin den Brief erbrochen und einen Blick auf die Unterschrift geworfen hatte, sprach sie zu dem Kammermädchen: „Du wirst die Antwort morgen auf meinem Tische finden und magst sie besorgen. Gehe jetzt zur Ruhe!"

Bertha ging, aber nicht zur Ruhe; auch sie zündete in ihrer Stube Licht an, nahm Papier und schrieb an François. Eine ganze Stunde lang flog die Feder über das Papier, dann siegelte sie, machte die Aufschrift und las noch einmal den erhaltenen Brief. Als sie das gethan hatte, hielt sie ihn über das Licht und warf die flammenden Stücke in den Kamin. Jetzt erst legte sie sich schlafen.

Als Bertha die Herzogin-Mutter verlassen hatte, erhob sich diese von ihrem Lager und setzte sich an den Schreibtisch, um den umfangreichen Brief zu lesen. Er war von Flandern, aus der Stadt Gent datirt und trug dieselbe Unterschrift, wie Bertha's Brief.

Er hatte ungefähr folgenden Inhalt:

„Der Kaiser weilt noch in Spanien, seine Geburtsstadt Gent befindet sich in vollem Aufruhr und König Franz steht hinter den Coulissen, um im rechten Augenblicke auf die Bühne zu treten. Der Kaiser hat den Gentern angesonnen, einen Theil der Kriegskosten zu zahlen, welche durch den Kampf mit König Franz veranlaßt wurden. Es würde ihnen nicht schwer gefallen sein, dieser Aufforderung nachzukommen, aber sie ergriffen diese Gelegenheit mit Freuden, dem Kaiser ungehorsam zu werden. Am fünfzehnten August faßten sie den Beschluß, keinen Floren zu bewilligen, erklärten sich aber bereit, Kriegsleute zu stellen. Der Kaiser weiß sehr wohl, daß diese Kriegsleute sich nur gegen ihn bewaffnet hätten, deßhalb wies er das Anerbieten zurück und forderte mit drohenden Worten die Kriegssteuer.

„Diese Antwort wurde kaum bekannt, als alle Zünfte zu den Waffen griffen, die Stadt in Vertheidigungszustand setzten und Kanonen auffuhren. Krieg gegen den Kaiser war das Losungswort, welches in allen Zunfthäusern, in den Versammlungen und auf den Straßen erscholl.

„Sogleich sprengten Boten nach allen benachbarten Städten, welche dieselben zum Anschlusse aufforderten. Mehrere Städte und ein Theil des flachen Landes schlugen in die dargebotene Hand und waffneten ebenfalls, so daß es seitdem in ganz Flandern sehr kriegerisch aussieht.

„Gent steht unter der Gewalt der Zünfte, sie haben

alle Macht an sich gerissen und schreiben den Bürgern Gesetze vor. Es gibt zwar noch treue Anhänger des Kaisers hier, aber sie wagen es nicht, ihre Stimme zu erheben. Einzelne, welche kühn und unbesonnen genug sind, gegen den allgemeinen Strom zu schwimmen, büssen diese Tollkühnheit mit dem Tode. Liévin Pin wurde gefänglich eingezogen, auf die Tortur gebracht und enthauptet. Sein Verbrechen bestand in seiner Anhänglichkeit an den Kaiser, das war Alles. Auch Jean van Walsberghe wurde eingekerkert und starb an den Folgen der Tortur. Die Erbitterung gegen ihn war so groß, daß man noch seine Leiche enthauptete.

„Alle Wohlhabenden leben in großer Angst und suchen zu fliehen, aber es wird Niemand aus der Stadt gelassen; man fordert sogar die Geflohenen auf, zurückzukehren, im Weigerungsfalle sollten ihre Güter verkauft werden.

„Mit einem Worte, der Aufruhr hat schon jetzt alle Bürger der Stadt ergriffen und es fehlt nur ein kräftiger Anstoß von außen, so ist das ganze Land in voller Revolution.

„Herzogliche Gnaden werden ermessen, ob jetzt der geeignete Zeitpunkt da ist, wegen Geldern die Waffen zu ergreifen.“

Was wir hier nur in kurzen Worten und Andeutungen gegeben haben, war in dem Briefe weitläufig geschildert. Die Augen der Herzogin leuchteten bei dieser Lectüre in unheimlichem Glanze; mehrere Male sprang sie auf und schritt unruhig umher, dann setzte sie sich wieder und las weiter. Immer erregter wurde sie, und auch ihre Wangen begannen zu glühen, wie Bertha's, aber freilich, bei ihr handelte es sich nicht um eine heimliche Liebe, sondern um einen Krieg, der den Fortbestand des Herzogthums sichern oder ganz in Frage stellen mußte.

„Wahrlich, Cheminclair, Du bist ein goldener Verbündeter," lispelte sie, „aber Du bist zu schnell, und ziehst unsere deutsche Langsamkeit und Bedächtigkeit nicht in Betracht. Bis ich den Herzog und seine Räthe im Feuer habe, ist am Ende diese fland'rische Gluth verprasselt und wir müssen dann wieder auf neue Pläne sinnen."

Sie nahm die Feder und begann zu schreiben. Sie hielt sich noch länger dabei auf, als Bertha, denn schon leuchteten die ersten Sonnenstrahlen in das Gemach, als sie den Brief siegelte. Dann klingelte sie Bertha. Sie kam, etwas verwundert, die Herzogin schon munter zu finden.

Das Kammermädchen begann nun mit der Toilette. Sonst war diese Zeit wohl eine angenehme Plauderstunde, denn Bertha mußte ihrer Herrin berichten, was sich am gestrigen Tage im Schlosse und in der Stadt zugetragen. Heute aber schwiegen Beide, denn Jede war mit ihren Angelegenheiten beschäftigt.

Bertha's Augen fielen auf den Schreibtisch, wo François' Brief lag. Sie hätte gerne einmal hineingeschaut, aber das ging nicht. So viel aber sah sie doch, daß der Brief groß war. Neben demselben lag die gesiegelte Antwort.

Als sie mit der Toilette fertig war, machte die Herzogin eine unmerkliche Bewegung mit dem Kopfe gegen den Schreibtisch und legte einen Finger auf den Mund. Bertha verstand Beides, steckte den Brief in ihre Tasche und ging hinaus. Wenige Minuten später verließ sie das Schloß und begab sich in den goldenen Ring. Der gestrenge Herr Papa freute sich, sein Töchterlein schon so frühe am Tage zu sehen; aber Bertha hatte nicht viel Zeit. Als Bogenhagen für einen Augenblick den Rücken gewandt hatte, eilte sie die Treppe hinauf und klopfte mit dem Finger an ihr Stübchen.

Die Thüre wurde von innen geöffnet und der Mann, der sie in der Nacht gesprochen hatte, bot ihr einen guten Morgen. Sie erkannte ihn sogleich an der Sprache wieder und überreichte ihm die beiden Briefe, dann wollte sie forthüpfen, aber der Fremde hielt sie zurück und flüsterte: „Monsieur François de Cheminclair hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß er den Rosenstengel wie ein Heiligthum bewahrt und an seinem Herzen trägt. Lassen Sie mich sehen, ob auch sein Ring die rechte Stelle gefunden hat."

Bertha zeigte ihm den Finger, an welchem der Diamant glänzte, und sprach: „Grüßen Sie François und sagen Sie, daß ich seit seiner Abwesenheit erfahren, wie viel ich an ihm verloren habe." Der Fremde wollte noch mehr sprechen, aber sie war bereits wieder die Treppe hinabgeeilt.

Nachdem sie einen flüchtigen Besuch beim Vater gemacht hatte, um ihrer Anwesenheit einen Erklärungsgrund zu geben, eilte sie wieder in's Schloß zurück. Der Koch stand am Eingange der Küche. Der Groll der vergangenen Nacht lag noch auf seinem Gesichte, und er hatte offenbar die Absicht, sie noch einmal zur Rede zu stellen. Bertha zitterte leise, denn sie fürchtete für ihren guten Ruf, wenn ihre nächtliche Wanderung bekannt wurde; doch faßte sie sich schnell und lächelte ihm heiter entgegen.

Dieses Lächeln, das er so lange nicht mehr auf ihren rosigen Lippen gesehen hatte, entwaffnete seinen Zorn und er trat ihr mit der ganzen Liebenswürdigkeit, deren er fähig war, entgegen.

„O ma chère, tardez encore un peu!" seufzte er.

„Ich darf nicht, Monsieur Rocher," antwortete sie; „die Herzogin-Mutter erwartet mich; aber ich möchte doch wissen, mein lieber Rocher, ob Sie heute Nacht wirklich den Mann entdeckt haben, nach welchem Sie suchten."

„Par pleu, ik 'abe nikt kefunden, ik sein kewesen en grand erreur.“

„Gewiß sind Sie im Irrthume gewesen, mein lieber Rocher, aber ich muß Ihnen doch sagen, daß Ihre abscheuliche Eifersucht ganz unausstehlich ist. Wenn die Herzogin-Mutter erführe, daß Sie mir in den Garten folgten, so würden Sie einen schönen Verweis erhalten. Ich war mit ihrem Wissen da und mußte für sie einen Auftrag ausrichten. Wenn Sie sich von der Wahrheit meiner Aussage überzeugen wollen, so fragen Sie sie selbst; sie wird Ihnen ohne Zweifel eine Antwort geben, die Ihnen nicht besonders behagt.“

Rocher kratzte sich am Kopfe; er war schon überzeugt, daß Bertha die Wahrheit sprach und es fiel ihm natürlich nicht ein, sich einen Verweis von der Herzogin zu holen.

„Pardon, ik klaub die Jungfer,“ stotterte er, „aber meiner kroß Lieb' für Sie mack mir toll!“

Bertha lachte und hüpfte vorüber, denn sie wußte jetzt, daß seine „kroß Lieb“ allen Verdacht würde fahren lassen.

Für einen Augenblick sprach sie noch bei Alettgen vor, welche sich mütterlich freute, daß ihr Kind wieder munter war. „Ein wenig blaß bist Du doch noch,“ sprach sie, „und Du siehst aus, als ob Du wenig geschlafen hättest. Mein Kind, mißachte den Schlaf nicht, er ist halbes Leben und jede Versündigung gegen denselben rächt sich spät oder früh.“

„Lieb Tantchen,“ sprach Bertha lächelnd, „ich werde mir künftig Mühe geben, recht viel zu schlafen, und besonders die Augen recht fest zumachen, wenn Monsieur Rocher Dir wieder eine Liebeserklärung macht.“

Tantchen zog ein schiefes Gesicht und wollte schon

beginnen, zu schelten, aber Bertha machte sich schnell aus dem Staube; ihr fröhliches Lachen ertönte noch auf der Treppe.

Neuntes Kapitel.

Eine Botschaft des Königs von Frankreich.

Herzogin Maria ging mit der festen Absicht, ihren Sohn zu einem endlichen Bündnisse mit Frankreich geneigt zu machen, in das Frühstückszimmer. Sie kam heute früher, als gewöhnlich, die Ungeduld trieb sie. Noch hatten sich ihre Kinder nicht eingefunden, sie war allein und durfte sich ungestört ihren Gedanken überlassen. In eine der hohen Fensternischen zurückgezogen sann sie nach, ob es auch wohlgethan sei, dem Lande und ihrem Sohne einen so mächtigen Feind zu erwecken und in die Waffen zu rufen. Sie hatte es freilich schon häufig genug erwogen und sich nicht verhehlen können, daß Alles auf dem Spiele stand, wenn der Krieg einen unglücklichen Ausgang nahm; aber auf der andern Seite legte sie sich die Frage vor, ob es recht gethan sei, ihren Kindern und deren Nachkommen einen Besitz entgehen zu lassen, der ihr durch Erbschaft und Kauf rechtmäßig gebühre? Ihr Gerechtigkeitsgefühl, welches sich schon so oft gegen die Gewaltspolitik des Kaisers empört hatte, gerieth auch jetzt wieder in Aufruhr und ihr Stolz, einem Mächtigeren weichen zu sollen, bäumte sich gegen Carl's Forderungen. „Die Geschichte wird zwischen uns und ihm richten," sprach sie; „sie wird auf unserer Seite stehen und ihn verdammen. Es wäre eine ewige Schande und eine untilgbare Schuld, wenn das Herzogthum sich sclavisch vor diesem Manne in den Staub beugte."

Herzog Wilhelm trat jetzt ein und ihm folgten seine Schwestern Anna und Amalie. Alle Drei näherten sich der Mutter, verbeugten sich ehrfurchtsvoll vor derselben und küßten ihr die Hand.

Nachdem sie sich um den Tisch gesetzt hatten, gab die Herzogin den aufwartenden Dienern und Pagen einen Wink, sich zu entfernen. Sie gingen und schlossen die Thüre hinter sich.

„Mutter," hob der Herzog an, „Deine Stirne ist umwölkt und Deine Augen verrathen, daß Du eine schlaflose Nacht hattest."

„Wahrlich, mein Sohn," antwortete Maria, „es ist so, wie Du sagst."

„Darf ich fragen, was das Herz meiner Mutter kümmert?" fragte er, während er einen besorgten Blick auf sie warf.

„Mein Herz trauert wegen Geldern," antwortete sie; „wenn je ein Besitz ein rechtmäßiger war, so ist es dieser, und doch soll uns derselbe mit Gewalt entrissen werden. Ich vermag es nicht zu denken, ohne daß der Zorn mich übermannt."

„Es ist besser, Mutter," entgegnete der Herzog, „wir betreiben diese Angelegenheit mit Ruhe; Zorn und Aufregung trüben das Urtheil und nur allzuleicht beirren sie uns in der Wahl der rechten Mittel."

„Welche Mittel bleiben Dir denn?" fragte Maria. „Die Unterhandlungen mit dem Kaiser sind bis zum Ueberdrusse wiederholt worden und sie haben zu nichts geführt. Ich weiß nicht einmal, ob man diese Besprechungen eine Unterhandlung nennen kann. Mit seinem hochtönenden Machtworte sagt er jedesmal, daß Du auf Geldern verzichten sollst, ehe von einer Unterhandlung die Rede sein könne. Das heißt doch wohl nichts anderes, als Du sollst ihm Dein Eigenthum demüthig zu

Füßen legen und Dich anschuldigen, daß Du mit räuberischen Händen nach fremdem Gute gegriffen, und dann erwarten, ob er Dir vielleicht in übergroßer Gnade ein anderes, jedenfalls geringeres Geschenk mache. Ist eine solche Unterhandlung überhaupt möglich? Ich sage nein, und ein characterfester Mann läßt sich solche Bedingungen nun und nimmermehr vorschreiben. Besser ein ehrenvoller Tod von des Feindes Hand, als ein feiger Selbstmord."

Sie machte eine Pause, denn ihr Athem flog, ihre Pulse hämmerten, ihre Wangen glühten und ihr ganzes Wesen war in höchster Aufregung.

„Mutter," sprach der Herzog, „wenn die Unterhandlungen auch bisher nicht zum Ziele geführt haben, so können im Laufe der Zeit doch Ereignisse eintreten, welche den Kaiser umstimmen, die ihn geneigt machen, sich unserm Rechte zu fügen."

„Solche Ereignisse können eintreten," antwortete die Herzogin mit blitzenden Augen, „sie sind schon eingetreten, aber sie werden nur eine vorübergehende Wirkung auf des Kaisers Entschluß ausüben, wenn er nicht von der höchsten Noth gedrängt wird."

„Von welchen Ereignissen sprichst Du, Mutter? So viel ich weiß, weilt der Kaiser noch in Spanien und er hat weder von Deutschland, noch von Frankreich etwas zu befürchten."

Maria lächelte. „Mein Sohn," sprach sie, „Deine Wissenschaft von den Dingen, die um Dich herum vorgehen, ist eine langsame; Deine Politik bewegt sich nur auf der allgemeinen Heerstraße; damit aber kann man leicht von den Ereignissen überrascht und hinweggeschwemmt werden. Ein Fürst, welcher einen angefochtenen Besitz zu vertheidigen und zu erhalten hat, muß die offene Heerstraße vermeiden und auf wenig betretenen

und versteckten Pfaden mitten im Lager des Feindes erscheinen, um den geeigneten Zeitpunct zu erspähen, wann er das Schwert zieht."

„Eine solche Politik widerstrebt meinem Herzen," antwortete Herzog Wilhelm. „Geradezu und mit offenem Visir, das ist eines Fürsten würdiger."

„Aber ein solcher Fürst," sprach Maria mit einem Anfluge von Hohn, „wird nicht selten rücklings zu Boden geschleudert."

„Welche Nachrichten hast Du?" fragte der Herzog neugierig.

„Unbezahlbare," gab die Mutter zur Antwort. „Ganz Flandern ist gegen den Kaiser in Bewegung."

„Ist es möglich?" rief der Herzog aus.

„Mehr als das," antwortete Maria, „es ist factisch. In Gent hat sich der Aufstand gegen ihn organisirt. Die Gewerke haben die Stadt befestigt, in allen Straßen Kanonen aufgefahren, die Thore besetzt, eine Armee gebildet und die Republik proclamirt. Die umliegenden Städte beeilen sich, ihnen die Hand zu reichen und Frankreich wartet nur des günstigsten Augenblicks, seine Schaaren zur Hülfe nach Flandern zu schicken. Die stolze Regentin in Brüssel, die gegen Dich nur hochtrabende Worte im Munde führt, wagt nicht, gegen die Empörer einzuschreiten, denn sie weiß, daß sie gegen den energischen Willen des Volkes unterliegen muß."

Der Herzog war aufgesprungen, diese Mittheilung überraschte ihn; auch in seinen Augen flackerte es jetzt, wie Begeisterung und sein Herz bebte vor Erregung. Aber plötzlich verschwand die Gluth wieder aus seinem Gesichte, denn er begann Zweifel in die Wahrheit der Nachricht zu setzen.

„Woher kam Dir diese Kunde, Mutter?" fragte er.

„Auf den geheimen Wegen, die Dein offener Sinn

verschmäht," gab sie zur Antwort. „Ich muß für Dich handeln, wenn Du unthätig bist, denn von meinen Vorfahren kommt Geldern und es ist meine Pflicht, es den Nachkommen zu erhalten. Doch erlaube mir, daß ich Dir meine geheimen Pfade nicht aufdecke; ich fürchte, Du würdest mir in Deiner ehrlichen Langsamkeit auf denselben im Wege stehen."

Der Herzog schritt einigemale durch das Gemach; dann trat er vor seine Mutter und sprach: „Ich werde einen Boten nach Gent schicken, um zu erfahren, was Wahres an der Sache ist."

„Schicke statt seiner einen Gesandten an den König Franz von Frankreich," antwortete Maria mit steigender Ungeduld, „biete ihm ein Bündniß an und falle gemeinschaftlich mit dem Könige über den Kaiser her. Jetzt ist es noch Zeit, die entfesselte Wuth der Flanderer zu Euerem Vortheile zu benützen; wartet Ihr aber, bis die Gluth verraucht und der Feind zu neuen Kräften gekommen ist, so habt Ihr nur halbe Aussicht zum Siege."

„Mutter, Du bist schnell in Deinen Entschlüssen," sprach der Herzog. „Hast Du auch bedacht, daß das Bündniß, welches Du mir anträgst, ein Bündniß mit dem Feinde des deutschen Reiches, also ein Vaterlandsverrath ist?"

„Kein Vaterlandsverrath," antwortete Maria; „Du benützest nur den König von Frankreich, um zu Deinem Rechte zu gelangen; auch willst Du Geldern nicht vom Reiche reißen, sondern nur mit Deinen Landen verbinden und sie also dem deutschen Vaterlande erhalten. Wenn der Kaiser jemals Geldern erhält, so wird es nach seinem Tode an Spanien fallen, dem Auslande gehören. Dieses zu verhindern, verdient allein schon die Billigung aller Patrioten."

„Du magst Recht haben," gab der Herzog zur Ant-

wort, „aber Eines hast Du sicher nicht bedacht. Ehe mein Vater das Zeitliche segnete, beschwor er mich flehentlich, niemals frevelnd die Hand gegen meinen Kaiser und Herrn zu erheben. Mit dieser Mahnung auf den Lippen ging er in den Tod und ich gab ihm das Versprechen, seinem Wunsche getreu nachzukommen. Sein Leib ist kaum beerdigt, seine Mahnung tönt noch in meinen Ohren und ich sollte schon jetzt meines Versprechens vergessen und seinen letzten Wunsch mißachten? Du kannst das nicht wollen, Mutter, denn auch Dir war der Wille des Vaters stets ein unantastbares Gesetz."

„Ich habe diesen Einwurf schon bis zum Ueberdrusse gehört," antwortete sie unwillig. „Dein Vater, mein unvergeßlicher Gatte, weilt nicht mehr unter den Lebendigen und er kann uns nicht sagen, welchen Weg er jetzt einschlagen würde; aber ich habe die feste Ueberzeugung, daß er eine so günstige Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen lassen würde. Als er seinen Wunsch offenbarte, war die Weltlage eine andere und das Gelingen eines Kampfes unwahrscheinlich. Er selbst würde Dir zürnen, wenn Du jetzt noch zögertest.

„Das Beispiel der Genter sollte alle Deine Zweifel niederschlagen; der Kaiser hat in ihrer Stadt das Licht der Welt erblickt, er ist ihr Souverain und Mitbürger, das Recht auf Flandern ist ihm niemals bestritten worden. Aber er hat ihnen, wie sie vermeinen, Unrecht gethan und diesem Unrecht wollen sie sich nicht beugen. Alle Eide, die sie ihm geschworen haben, sind nicht vermögend, sie auf ihrer Bahn zurückzuhalten. Wie gerne würden sie Deine Hand annehmen, wie gerne Gut und Blut auch für Dich verspritzen. Zögere also nicht länger; sei ein ganzer Mann, und der Waffensieg wird Deine Entschlossenheit lohnen."

Der Herzog schritt wieder auf und ab, die Worte

seiner Mutter erwägend. Er konnte sich nicht verhehlen, daß eine so günstige Gelegenheit zum Siege vielleicht niemals wiederkehren werde, aber das Bündniß mit Frankreich und der blutigen Revolution widerstrebte ihm.

„Du ziehst nicht Alles in Betracht," sprach er. „Wenn ich Geldern durch Frankreich's Hülfe erhalte, so werde ich immer in einer gewissen Abhängigkeit von diesem Lande bleiben und es wird glauben, seinem schwächern Verbündeten Gesetze vorschreiben zu dürfen. Die Kette, welche mich an Franz heftet, wird vielleicht nie mehr brechen und ich werde ein Fürst sein, dessen Scepter von einem fremden Monarchen gehalten wird. Und nun gar die Hülfe jenes empörungssüchtigen Volkes, welches bis an die Knöchel im Blute seiner Mitbürger watet, wird sie mir nicht allzutheuer werden und kann nicht die Zeit kommen, wo meine eigenen Unterthanen sich auf ihr Beispiel berufen und mir den Gehorsam kündigen? Werden sie mir dann nicht zurufen, daß ich selbst die Revolution der Genter gebilligt und also den Aufstand der Völker gegen ihre Fürsten geheiligt habe? Nein, Mutter, ehe ich zum Aeußersten übergehe, müssen mir erst alle Wege zur Verständigung verrammelt sein. Dann freilich muß das Schwert entscheiden, denn freiwillig werde ich Geldern niemals an den Kaiser herausgeben."

Der Unwille der Herzogin hatte jetzt den höchsten Grad erreicht; mit einem heftigen Ausdrucke in den Zügen wandte sie sich an den Sohn, aber ehe sie noch zu sprechen begonnen hatte, ertönte im Schloßhofe eine Trompete. Alle eilten an's Fenster und schauten auf den Burgplatz hinaus, wo eben eine kleine Schaar von Reitern von den Pferden sprang und den wartenden Dienern die Zügel zuwarf.

An ihrer Spitze stand ein hoch aufgeschossener Mann von vornehmem Aeußern und edler Haltung.

„Graf Beveron," flüsterte Prinzessin Anna, und eine verrätherische Röthe bedeckte ihr Gesicht und Hals.

„Graf Beveron," sprach auch die Herzogin; „er kommt vom Hofe von Frankreich, mein Sohn; vielleicht trägt er Dir das Bündniß entgegen, um welches Du werben solltest."

„Es ist wirklich Graf Beveron," antwortete der Herzog; „ich bin begierig, was er bringt."

Während sie am Fenster standen und die Angekommenen betrachteten, trat ein Offizier von der Schloßwache zu den Reitern und fragte nach ihrem Begehren.

„Ich wünsche, zu dem Herzoge geführt zu werden," antwortete Graf Beveron; „ich habe einen Auftrag von meinem Souverain, den ich persönlich erledigen muß. Wollen Sie die Güte haben, dem Herzoge meine Ankunft zu melden und nachzufragen, wann ich eine Audienz haben kann?"

Der Offizier lud den Fremden ein, mit seiner Begleitung in das Schloß zu treten, dann begab er sich mit der Meldung zum Herzoge.

„Lasse ihn gleich vor," sprach Maria.

„Melden Sie dem Grafen von Beveron," befahl der Herzog dem Offizier, „daß ich bereit bin, ihn sogleich zu empfangen und führen Sie ihn hierher!"

Der Graf kam. Tief verneigte er sein Haupt vor dem Herzoge und seiner Mutter, dann machte er auch gegen die beiden Prinzessinnen eine ehrfurchtsvolle Verbeugung.

„Herr Graf," redete ihn der Herzog an, „seien Sie uns in unserer Residenz von Herzen willkommen und weilen Sie während Ihrer Anwesenheit als Gast in unserem Schlosse!"

Der Graf verbeugte sich abermals und antwortete: „Mein gnädigster Herzog, ich schätze mich glücklich, in

denselben Räumen weilen zu dürfen, welche von Ew. herzoglichen Gnaden bewohnt werden und ich werde diese unverdiente Huld mein ganzes Leben lang als eine werthvolle Erinnerung in meinem Herzen bewahren. Dennoch würde ich nicht wagen, von Ihrer Gnade Gebrauch zu machen, wenn ich nicht als Bevollmächtigter meines Monarchen hier stände."

„Und was entbietet mir mein königlicher Vetter?" fragte der Herzog.

Der Graf zog einen großen Brief mit einem daranhängenden Siegel hervor, überreichte ihn dem Herzoge und sprach, zwar in demüthigem Tone, aber auch mit dem stolzen Bewußtsein, daß er im Namen eines hochmächtigen Königs redete:

„Es ziemt mir nicht, von den Wünschen Seiner Majestät des Königs von Frankreich zu sprechen, bevor Ew. herzoglichen Gnaden dieses Schreiben gelesen. Es enthält die Grundzüge von Vorschlägen, welche mein allergnädigster Herr und König für das Wohl beider Länder als geboten erachtet. Mein Souverain wünscht, daß ich diese Grundzüge persönlich erläutere und mir dazu eine Audienz erbitte."

Der Herzog öffnete den Brief und las, während seine Mutter jeden seiner Blicke aufmerksam verfolgte, um sich gleichsam schon vorher ein Urtheil über seine Entscheidung zu bilden.

Als er den Brief gelesen hatte, wandte er sich an den Grafen und sprach: „Wollen Sie mir in meine Gemächer folgen! Der Brief enthält Staatsangelegenheiten, die vorläufig noch als ein Geheimniß unter uns zu behandeln sind."

Sie entfernten sich. Die Herzogin-Mutter fühlte sich unangenehm berührt, denn sie wäre gerne bei den Verhandlungen zugegen gewesen, um ihren Sohn zu be-

einflussen. Das aber wollte dieser gerade vermeiden und zog sich deßhalb aus dem Familienkreise zurück.

„Ich fürchte," murmelte die Herzogin, „er wird auch diesmal die dargereichte Hand nicht annehmen. Ich muß ihn möglichst in den Augen behalten und zur rechten Zeit mein Wort einlegen; jedenfalls soll der Herr Gesandte wissen, daß ich auf Frankreichs Seite stehe."

Sie verließ das Gemach und die beiden Prinzessinnen blieben allein. Kaum war die Thüre hinter ihr geschlossen, als Amalie sich an die Schwester wandte: „Wußtest Du von seinem Kommen?"

„Nein," entgegnete Anna, „ich hatte schon die Hoffnung aufgegeben, ihn jemals wiederzusehen."

„Liebst Du ihn noch immer?" fragte Amalie.

„Mehr als mein Leben, aber leider ist diese Liebe eine hoffnungslose, denn unser Bruder wird niemals zugeben, daß er mein Gemahl wird. Obschon er keine Ahnung von dem Zustande meines Herzens hat, so waren seine Worte doch deutlich genug. Es ist nun einmal nicht anders, je höher der Mensch geboren wird, desto weniger eigenen Willen hat er."

Die Prinzessinnen schwiegen und griffen zu den Nähnadeln, aber Anna machte heute manchen schlechten Stich und mußte nach einer Weile wieder auftrennen, was sie genäht hatte.

„Leg nur die Nadel hin," sprach Amalie; „komm in den Garten."

Anna erhob sich und die beiden Schwestern gingen Arm in Arm in den Schloßgarten, wo sie lange plaudernd zwischen dem grünen Gesträuch umherwandelten. Ihr Gespräch mußte ein gar heimliches und vertrautes sein, denn sie neigten stets die Köpfe zu einander und flüsterten gar leise. Jetzt erreichten sie eine Laube, in deren Schatten sie sich niederließen.

Anna hatte den Kopf auf der Schwester Schooß gelegt, ihre Brust wogte auf und nieder und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Sonderbar," sprach Amalie, „daß die Liebe so traurig macht; ich dachte sie mir immer als den Inbegriff alles Entzückens, Du aber lässest den Kopf hängen und seufzest wie ein schwer Kranker. Gestern hättest Du noch ein Herzogthum hingegeben, um ihn nur einmal zu sehen und heute, wo er Dir entgegenkommt, wo Du die Aussicht hast, ihn auf längere Zeit in Deiner Nähe zu wissen, heute hast Du nur Thränen."

„Weil ich nur lieben darf, um von ihm geschieden zu werden," antwortete Anna. „Dürfen wir armen Prinzessinnen unsern Gefühlen folgen? Ist es uns vergönnt, wie ein armes Bürgermädchen unsere Wahl zu treffen? Hörtest Du nicht den Herzog sagen, daß die Prinzessinnen seines Hauses die Bestimmung hätten, die Macht des Landes zu stützen, daß ihre persönlichen Wünsche schweigen müßten, wo es sich um das Glück des Herzogthums handelt?"

„Ich halte diesen Grundsatz für einen durchaus richtigen," sprach Amalie, „aber ich verstehe nur nicht, wie das Glück des Herzogthums in unsern Herzen stecken soll. Würde es für das Land nicht ganz gleichgültig sein, ob Du einen regierenden Fürsten, oder den Grafen von Beveron heirathest? Die großen Politiker sprechen zwar immer davon, es seien die sogenannten politischen Heirathen nöthig, um die Länder aneinanderzuhalten und Allianzen zur Wehr und Vertheidigung zu Stande zu bringen; aber ich kann die Richtigkeit dieser Behauptung eben nicht einsehen. Vielmehr lebe ich der festen Ueberzeugung, daß die Heirathen, welche aus solchen eigennützigen Gründen geschlossen werden, auch eigennützige Bestrebungen für die Zukunft voraussetzen. Bei einer

politischen Heirath hat doch am Ende jede der beiden Partheien die stille Hoffnung im Herzen, sich mit der Zeit durch das angeheirathete Land zu vergrößern und die ganze Macht desselben an sich zu ziehen. Was das schließlich für ein Glück bringt, das sagen uns doch zur Genüge die blutigen Erbfolgekriege. Und noch Eines, meine Schwester: Wenn sie sagen, diese verdammungswürdige Praxis wurzele in der Liebe zu den Unterthanen, so ist mir das erst recht unergründlich. Sind nicht die Kinder der Fürsten ihre nächsten Angehörigen, denen sie am meisten Liebe schuldig sind? Ohne Zweifel! Dennoch opfern sie dieselben, um einen scheinbaren Vortheil zu erlangen; wie viel eher noch werden sie ihre Schwäger und Neffen opfern, wenn es ihr Interesse erheischt? Und von den Neffen herab bis zu den wildfremden Menschen muß doch naturgemäß die Liebe immer mehr abnehmen. Mir scheint es also, wer seinen Sohn oder seine Tochter um schnöden Gewinn verschachert, dem liegt noch viel weniger das Wohl der unbekannten Menge am Herzen und er verkauft sie um noch leichtern Preis. Fort also mit den gemachten Heirathen! Eine Ehe, die nicht aus Liebe und Hochachtung geschlossen wird, verdient ihren Namen nicht."

„Ja," antwortete die Schwester mit einem schweren Seufzer, „die Verbindung zweier gezwungener Herzen ist nur ein anständiger Vorwand, um die Anwartschaft auf irgend ein Land zu bekommen. Doch schweigen wir lieber von diesen traurigen Nothwendigkeiten, an denen wir doch nichts ändern werden."

„Recht so," entgegnete Amalie, „verderben wir uns die schönen Stunden nicht, plaudern wir von etwas Anderem!" Sie hatte schon ein anderes Thema auf der Zunge, aber sie brach plötzlich ab und flüsterte: „Ich lasse Dich allein, Anna, er kommt!"

Anna schaute auf, auch sie sah den Grafen. Sie wollte sich erheben und der Schwester folgen, um der Begegnung im einsamen Garten auszuweichen, aber sie vermochte es nicht, die Füße versagten ihr den Dienst.

Mit jedem Schritte kam er der Laube näher, doch bemerkte er die Prinzessin nicht, denn er hatte den Kopf zu Boden gesenkt und in seinen schönen, männlichen Zügen herrschte ein tiefer, melancholischer Ernst. Seine Hand griff nach den Stauden am Wege und zerpflückte achtlos die schönsten Blüthen. Jetzt hatte er die Laube erreicht, er blieb stehen, schaute hinein — und sein Blick fiel auf Anna.

Eine glühende Purpurröthe übergoß sein Gesicht und ein wie vollkommener Hofmann er auch war, so konnte er doch seiner Verwirrung nicht Herr werden. Er suchte nach einem passenden Worte, um die Prinzessin zu begrüßen, aber er fand es nicht. Fast eine gewaltsame Anstrengung mußte er machen, um eine stumme Verbeugung fertig zu bringen. Dann aber wich der Bann von ihm, er konnte wieder sprechen.

„Verzeihen Sie, meine gnädigste Prinzessin," sagte er, „daß ich Sie in Ihrer Ruhe störe, ich wußte nicht, daß Sie in der Laube waren."

„Es bedarf dieser Entschuldigung nicht," antwortete Anna. „Sie sind unser Gast, wie ich vom Herzoge hörte, und als solcher steht Ihnen auch die ungeschmälerte Benützung des Schloßgartens zu."

Die Prinzessin hatte wohl nicht so zu ihm sprechen wollen, die eigene Verlegenheit hatte ihr diese kalten, fast zurückweisenden Worte eingegeben. Sie waren auch kaum ihren Lippen entflohen, als sie dieselben bereute und hinzusetzte: „Uebrigens war Graf Beveron ja immer gerne gesehen in diesen Laubgängen."

Der Graf faßte wieder Muth, ergriff die Hand der

Prinzessin und drückte sie an seine Lippen. „Sie werden es an unserm stillen Hofe einsam und langweilig finden,“ sprach sie.

„Nicht doch, meine allergnädigste Prinzessin, ich habe mich aus dem Geräusche von Paris so sehr auf diese Stille gefreut, daß ich Ihnen die Sehnsucht, welche mich beständig verzehrte, kaum beschreiben kann.“

Anna lächelte; es that ihr wohl, daß er sich nach Düsseldorf zurückgesehnt hatte.

„Aber wir können Ihnen hier nicht die Zerstreuungen des Pariser Hofes bieten,“ sagte sie aufblickend.

„Ich verlange wahrlich nicht nach diesen hohlen, glänzenden Freuden,“ antwortete er; „ich fühle mich glücklich, daß ich wieder unter Ihren Augen leben darf.“

„Gelten diese schmeichelnden Worte der Prinzessin?“ fragte sie erröthend.

„Nicht der Prinzessin,“ entgegnete er, „sondern dem Mädchen, welches vom Schicksale zu einer Prinzessin bestimmt worden ist.“

„Haben Sie für dieses Mädchen wirklich noch einige Neigung bewahrt?“

„O, Anna, meine angebetete Anna,“ sprach der Graf, indem er ihre Hand ergriff und sie mit glühenden Küssen bedeckte, „es ist mir nicht länger möglich, in diesem Tone mit Dir zu sprechen. Die Entfernung von Dir hat mich mit allen Qualen heimgesucht, von denen ein liebendes Herz getroffen werden kann. Allstündlich habe ich den Himmel angefleht, Dich wieder zu sehen, aber ein neidisches Geschick hielt mich ferne von Dir und ich verging fast in jenen glänzenden Spielereien des üppigen Hofes. Nun aber bin ich wieder da, ich sehe Dich und ich bin unaussprechlich glücklich.“

Auch die Prinzessin hatte jetzt ihre Befangenheit und gezwungene Kälte abgelegt; mit trunkenem Ent-

zücken. schaute sie ihm in die treuen Augen und hing schwärmerisch an seinen Lippen.

„Es ist ein Glück," sprach sie, „daß die großen Staatsaffairen den Menschen nicht ganz absorbiren, daß sie ihm auch noch eine kleine Spanne Zeit für das Herz übrig lassen."

„Ja, es ist ein großes Glück, Anna, aber ich würde selbst dann Zeit dazu finden, wenn ich König von Frankreich wäre. Wäre ich es! Du würdest den Thron schöner zieren, als je eine Königin."

Anna schaute ihn schalkhaft an. „Ich fürchte fast," sprach sie, Du würdest dann in die Fußstapfen der übrigen Fürsten treten und die Liebe schweigen heißen, um eine politische Heirath zu thun."

„Anna von Cleve," sprach er, „würde auch dem französischen Throne zur Ehre gereichen, aber wäre sie die Tochter eines geringen Mannes und ich der höchste Fürst auf Erden, ich würde mich doch immer für werthlos und geringe halten; ich würde glauben, die Welt für sie erobern zu müssen, ehe ich ihr ebenbürtig wäre. Aber Du, Anna, hast auch Du meiner gedacht?"

„Warum fragst Du?" gab sie zur Antwort; „weißt Du nicht, daß ich Deiner immer gedenken muß?"

„Ich danke Dir, Du treues Herz," sprach der Graf. „Wäre es möglich, Dich noch mehr zu lieben, ich würde es um dieser Antwort willen thun. Und doch," setzte er mit einem Seufzer hinzu, „muß diese Liebe über Kurz oder Lang zum Leide führen, zu einem Leide, dessen Größe und Gewaltigkeit nur ein Herz ermessen kann, welches ein anderes ganz in sich einschließt."

„Muß sie denn mit Nothwendigkeit zum Leide führen?" fragte die Prinzessin.

„Mit Nothwendigkeit," antwortete er traurig. „Wer weiß, wie bald schon die Stunde kommen wird, in wel-

cher Du dem Vaterlande mit Deiner Hand einen Dienst leisten mußt."

„Wer will mich zwingen, wenn wir Beide treu zusammenhalten?" fragte sie. „Meinen Bruder erkenne ich als meinen Herrscher, dem ich Gehorsam schuldig bin, aber dieser Gehorsam erstreckt sich nicht so weit, daß ich ihm mein ganzes irdisches Glück zum Opfer brächte. Ein solcher Gehorsam wäre ein Verbrechen gegen mich selbst, und vor Gott und meinem Gewissen sträflich."

„Wenn die Stunde kommt, wo Du Dich entscheiden sollst," sprach Beveron mit zitternder Stimme, „wenn sie Dir Deine Pflichten vorhalten, wenn sie Dich bei Allem, was Dir heilig ist, beschwören, dann wirst Du zwar in Aufruhr gegen den unwürdigen Zwang gerathen, aber Du wirst schließlich nachgeben, weil Dir kein anderes Mittel bleibt."

„Niemals," antwortete sie heftig. „Was liegt mir an Ehre und Größe, was selbst an einem königlichen Diadem! Ich will und mag nicht zu einer solchen stolzen Höhe hinansteigen, vor der mir schwindelt. Im friedlichen Thale, wo der Fuß fest und sicher auftreten, wo man dem Herzen seine Rechte geben kann, dort ist mein Platz. Hättest Du einen Thron mit mir zu theilen, ich würde ihn nicht verschmähen, weil mich die Liebe auf denselben erhöbe; aber Dein stiller Edelhof ist mir mindestens eben so lieb, denn dort werde ich nur bei Dir sein und Dir allein leben."

Herr von Beveron umfaßte sie und drückte einen Kuß auf ihre Stirne. „Wolle Gott, daß es zu einem gedeihlichen Ende käme und meine trüben Ahnungen niemals eintreffen!" flüsterte er.

„Gott wird es zum Besten lenken," antwortete sie, reichte ihm die Hand und ging in das Schloß zurück.

Der Graf setzte sich an die Stelle, auf welcher vorher die Prinzessin gesessen, und stützte den Kopf in die Hand.

Wie die Prinzessin heute gesprochen, so hatte sie es schon früher gethan; immer war sie fest entschieden gewesen, jeder Größe zu entsagen und ihm, dem niedrigen Grafen, die Hand zu reichen; er zweifelte auch nicht an der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung und an dem festen Willen zur Durchführung ihres Vorsatzes, aber seine größere Erfahrung zeigte ihm die unendlichen Schwierigkeiten, welche das Mädchen nicht sah und nicht sehen konnte. Er wußte, daß die Stunde nicht ausbleiben würde, wo sie ihm entsagen mußte.

„Ein trauriges, ein schadenfrohes Verhängniß hat uns zusammengeführt," lispelte er. „Könnte ich den Schritt noch einmal zurückthun, könnte ich diese verderbliche Liebe aus ihrem Herzen herausreißen, ohne ihr Schmerz zu machen, so möchte das meinige immerhin brechen, ich würde frohlocken."

Noch saß er in solchen trüben Gedanken, da nahte die Herzogin-Mutter; sie hatte ihn im Garten aufgesucht, um aus seinem Munde zu vernehmen, welche Vorschläge der französische Hof ihrem Sohne mache, welche Leistungen gefordert und welche Gegenleistungen versprochen würden.

Der Graf erhob sich mit jener Galanterie, welche den französischen Edelmann von jeher ausgezeichnet hat; Aber er verband mit der bezauberndsten Höflichkeit die Räthselhaftigkeit einer Sphinx. Jede Frage, welche die Herzogin stellte, wurde mit einer bewunderungswürdigen Doppelsinnigkeit beantwortet. Die Herzogin war nicht im Stande, eine Silbe aus ihm herauszulocken.

„Ihr welschen Diplomaten," sprach sie ärgerlich, „gleicht jenen Zauberschlössern, die nur der Verfertiger

öffnen kann. Wir Deutschen sind vielleicht weniger listig, aber doch gerade und aufrichtig."

„Der Herzog wird ohne Zweifel bald seiner Mutter die Schlüssel zu diesem Schlosse überreichen," sprach er, „und dann wird Niemand glücklicher sein, als ich, Ew. herzoglichen Gnaden das innere Getriebe zu zeigen."

Die Herzogin entfernte sich unwillig, der Graf aber blieb noch im Garten und hing seinen trüben Gedanken nach.

Zehntes Kapitel.

Ein nächtliches Abenteuer.

Prinzessin Anna und Graf Beveron waren es nicht allein, welche eine stille, hoffnungslose Liebe zu beklagen hatten, auch Monsieur Rocher lag in tausend Aengsten und Nöthen. Am Morgen nach jener Nacht, wo er Bertha im Schloßgarten getroffen, hatte er wieder Hoffnung geschöpft und die herrlichsten Luftschlösser gebaut. In der herzoglichen Küche hörte man seitdem eine Zeitlang nur Sang und Klang; des Koch's Stimme erscholl von früh bis spät in den gewagtesten Melodien und den künstlichsten Trillern, wozu seine flinken Beine nicht selten die graziösesten Pirouetten schlugen.

Auf die Mägde, die Küchen-, Spül- und Laufjungen übte seine Munterkeit eine magische Wirkung aus. Sie getrauten sich zwar nicht, mit so lauter Stimme und so vollem Behagen einzustimmen, wie ihr Herr und Meister, aber sie summten doch leise mit und auf ihren Gesichtern lag stets die strahlendste Heiterkeit. Die herzoglichen Pagen, welche mitunter eine Bestellung in der Küche zu machen hatten, hielten es zwar unter ihrer

Würde, in diesen plebejischen Lärm einzustimmen, aber die allgemeine Fröhlichkeit blieb doch nicht ganz ohne Einwirkung auf sie; sie lachten wenigstens und nannten Monsieur Rocher einen welschen Narren.

Solche Prädicate konnten ihn sonst wild und ungeberdig machen, aber jetzt war er selbst gegen seine Peiniger gnädig und nachsichtig, nickte ihnen vergnügt mit dem Kopfe zu und sang weiter. Es war merkwürdig, wie sich Alles von der heitern Laune des Küchenmonarchen anstecken ließ; schien es doch, daß selbst das Brotzeln der Braten sich in einem gewissen melodischen Rhythmus gefiel; unzweifelhaft geriethen alle Gerichte besser. Niederschlagen, Anbrennen, Versalzen rc. kam gar nicht mehr vor, obschon der letztere Fehler sonst gerade den Verliebten begegnen soll.

Durch seine fröhlich gefärbte Laune erschien ihm auch der ganze Hof heiter und lachend, was er natürlich seiner Kunst zuschrieb. Aber, wie nach dem heitersten Sonnenscheine sich oft plötzlich die Luft verdunkelt und ein tobendes Gewitter ausbricht, so sollte auch Rocher's Liebeshimmel sich bald umwölken. Eines Abends, nachdem er die Mühen des Tages abgeschüttelt und eben die Bibliothek seiner Ahnen vor sich aufgeschlagen hatte, gerieth er in's Sinnen. Es schien ihm endlich an der Zeit, den Junggesellen-Stand zu beschließen und sich mit Jungfer Bertha Bogenhagen in den Stand der heiligen Ehe zu begeben. Dazu bedurfte er der Genehmigung des Herzogs, aber es schien ihm nicht schwer, dieselbe zu erlangen, denn er rechnete auf seine fürstliche Dankbarkeit für langjährige, treue Dienste, ja, er ging noch einen Schritt weiter und meinte, Herzog Wilhelm würde einen solchen Diener mit einem ansehnlichen Heirathsgute beschenken.

Wohlzufrieden lächelnd, kreuzte er die Arme und

malte sich die Scene aus, wie er als Bittsteller vor dem Herzog erscheinen und sein Herz rühren würde. Um sicher zu sein, daß er bei dieser Gelegenheit keinen faux-pas mache, studirte er sich seine Rolle vollständig ein und declamirte mit großem Pathos die Rede, welche er halten wollte. Als er sie auswendig wußte, erhob er sich, stellte sich dem Spiegel gegenüber und übte die zugehörigen Gesticulationen ein.

„Ça va superbe!“ sagte er und ließ sich wieder auf den Stuhl nieder. Plötzlich kam er auf den Gedanken, daß der Herzog vielleicht nicht einwillige, weil er durch die Heirath zwei Diener mit einem Schlage verlöre. Er kratzte sich am Kopfe, aber seine Verstimmung dauerte nicht lange. Das reiche Geschenk würde dann verloren gehen, meinte er, aber er wolle auch ohne das mit Bertha ein glückliches Leben führen.

Wie ein gewissenhafter Ehemann begann er jetzt sein Verhalten während der Ehe zu regeln, seine Zeit einzutheilen, seine Arbeiten festzustellen, Einnahmen und Ausgaben zu überschlagen, mit einem Worte, seinen ganzen Haushalt zu gründen. Da kam ganz unerwartet der süße Gegenstand all dieser Pläne in sein Stübchen, um für den Herzog und seine Gäste einen Schlaftrunk zu bestellen.

Monsieur Rocher sprang auf, breitete seine Arme aus und rief: „Mon ange, es sein nun ßeit ßu 'eirath. Morgen frag ick den 'Erzog!“

„Endlich,“ antwortete Bertha lächelnd; „ich setze voraus, Sie werden eine pompöse Hochzeit halten und die Tafel wird Alles übertreffen, was Sie bisher geleistet haben.“

„Eh bien, vous dites la verité, mon ange, eine 'Ochzeit wie ein Graf!“

„So erlauben Sie mir wohl, daß ich Ihnen Glück

wünsche, Monsieur Rocher! Eins wundert mich nur: daß Alettgen mir Alles verschwiegen. Aber es thut nichts, ich werde sie auch noch lieben, wenn sie Ihre Frau ist. Sie erlauben doch, daß ich zuweilen einen Besuch mache?"

„Eh bien, was seind?" rief Rocher mit weitgeöffneten Augen. „Ick wollen nickt 'eirath der alten 'Exe; ick wollen 'eirath Jungfer Berthe!"

„Mich," rief Bertha in höchster Verwunderung. „Das geht nicht, Rocher, ich mag Sie nicht; Sie müssen sich schon mit Alettgen begnügen."

Rocher starrte sie mit einer Art von wildem Schrecken an, seine noch immer geöffneten Arme sanken schlaff an seinen Seiten herunter, der Glanz aus seinen Augen verschwand und der vorhin so freudig erhobene Kopf neigte sich wie eine geknickte Blume auf seine Brust herab.

Bertha wartete den Ausbruch seines Zornes nicht ab, sondern eilte behend hinweg.

Nach einer Weile kam der Koch wieder zu sich selbst; die schrecklichste Enttäuschung, die er jemals erlebt, bemächtigte sich seines Herzens. Wie rasend eilte er in seinem Stübchen auf und ab und da Niemand da war, an dem er seinen Aerger auslassen konnte, so bearbeitete er die Bibliothek seiner Ahnen mit Füßen und Fäusten.

Fast hätte er in seinem wachsenden Zorne den Schlaftrunk für seinen gnädigen Herrn und dessen Gäste vergessen; erst als die Pagen kamen, denselben in den Speisesaal zu holen, erinnerte er sich seiner Unterlassungssünde und eilte nun, den Fehler wieder gut zu machen. Es scheint aber, daß bei der Mischung der verschiedenen Kräuter und Ingredienzien seine Gedanken mehr bei Bertha als bei seinem Geschäfte verweilten, wenigstens fiel der Schlaftrunk heute nicht zur Zufriedenheit des Herzogs aus, denn am andern Morgen erhielt er einen derben Verweis.

Die fröhliche Zeit in der Küche war nun vollends vorüber, der Gesang verstummte, die Späße verwandelten sich in Schelten und Fluchen und es brach für Rocher's Untergebene eine wahre Höllenzeit ein. Wer eilte, wurde wegen seiner Unbesonnenheit ausgescholten, wer langsam und bedächtig zu Werke ging, wurde wegen seiner Trägheit abgekanzelt, Niemand konnte es ihm auch nur annähernd Recht machen. Die Stimmung des Kochs wirkte natürlich auf das ganze Küchenpersonal niederdrückend und lag Allen wie ein Alp in den Gliedern. Es ist leicht erklärlich, daß unter solchen Umständen auch die edle Kochkunst selbst zu leiden hatte. Niemals waren so viel verunglückte Pasteten in's Dasein gerufen worden, niemals so viele Suppen angebrannt und so viel Küchengeräthe zu Schanden gegangen. Die Mägde zitterten schon, wenn der gestrenge Küchentyrann sie ansah, und was sie dann gerade in Händen hatten, war dem Untergange gewidmet.

Der Herzog, dem die nachläßige Führung einer solchen Wirthschaft nicht entging und welcher mit Mißfallen wahrnahm, daß seine Gäste mehr und mehr den Appetit verloren, ließ den Hofmeister kommen, dem alle Diener der Hofhaltung untergeben waren, und machte ihn mit strengen Worten für eine bessere Versorgung der Tafel verantwortlich.

Der Hofmeister ging mit großer Entrüstung zum Küchenschreiber und machte ihm die herbsten Vorwürfe über eine so unverzeihliche Vernachläßigung und wies ihn auf das Strengste an, dem Uebelstande augenblicklich abzuhelfen. Der Küchenschreiber glühte vor Zorn und stürzte, wie ein angeschossener Tiger, in die Küche, wo Monsieur Rocher mit verdrießlichem Gesichte am Fenster stand und in die Wellen des Rheins schaute. Ein Seufzer nach dem andern entstieg seiner Brust, die Hand

fuhr wie in Verzweiflung durch das Haar und sein Fuß stampfte auf das Steinpflaster.

Der Küchenschreiber fuhr ihn mit einer solchen Wuth an, daß er kerzengerade in die Höhe schnellte und wie ein Kreisel herumfuhr. „Er windiger Franzose,“ schrie er ihn an, „er bringt den ganzen Hof in Aufruhr und die besten Beamten in Ungelegenheiten. Wo hat er seinen Kopf und Verstand? Wenn sich die Sache nicht ändert, werde ich ihn aus dem Dienste peitschen und einen andern Koch annehmen. Glaubt er etwa, er sei der einzige, der einen miserablen Braten machen kann? Spreche er, verantworte er sich!“

„Was sprecken, was verantworten?“ fragte Rocher verwundert.

„Er fragt noch?“ fuhr der zornige Küchenschreiber ihn an; „weiß er denn nicht, daß der Herzog und der ganze Hof über sein schlechtes und ungenießbares Geköch in Verzweiflung gerathen? Ich sage ihm, von dieser Stunde an muß die Tafel besser bestellt werden oder ich gebe ihm seinen Laufzettel!“

Fort war der zornige Küchenschreiber. Monsieur Rocher aber stand wie vernichtet und schaute ihm mit stummem Entsetzen nach. Er hatte einen Vorwurf erhalten, der ihn vernichtete, der ihm Ruf und Ehre, Ansehen und Würde nahm. Hätte man ihn vor die Mündung einer Kanone geführt, er würde kaum in größere Todesangst gerathen sein. Mit einem wehmüthigen Blicke schaute er zu dem Buche seiner Ahnen hinauf und flüsterte: „Vous l'avez entendu; votre petit-fils est accablé de honte!“

Eine Thräne trat in sein Auge und er empfand einen stechenden Schmerz in der Brust. Wie eine leblose Bildsäule stand er lange und schaute auf seine gebeugte Gestalt. Hatte er so herbe Vorwürfe verdient?

Er sann nach, und je länger er nachsann, desto mehr nahm die Trauer in seinem Herzen überhand, denn er mußte sich gestehen, daß er in der letzten Zeit seine Pflichten wirklich vernachläßigt hatte und daß die Klagen wohlbegründet waren.

„Der Lieb' sein Schuld," lispelte er; „der Lieb' verderben Alles!"

Nachdem er noch eine Zeit lang in sich versunken da gestanden hatte, richtete er sich stramm empor; seine Augen hatten den alten Glanz wieder, denn es galt, seine Ehre und seinen Ruf wiederherzustellen. Es war sein fester Vorsatz, die Liebe aus der Küche herauszuschlagen und wieder ganz Koch zu werden. Ja, er wollte es, aber es ging ihm doch ein leises Frösteln durch die Glieder. Wenn es ihm auch gelang, die Liebe aus der Küche zu verbannen, so zweifelte er doch, ob er auch stark genug sei, sie aus seinem Herzen zu vertreiben. Nein, das konnte er nicht, und er wollte es auch nicht; trotz aller Hindernisse sollte Bertha sein werden.

„Ick muß ihr 'aben," sprach er, „ohne ihr sein kein bonheur. Dieu m'aide! Ick werde sein enfin die Mann von die Berthe. Oui, oui, je le serai; je ne veux pas perdre mon ange!"

Monsieur Rocher ließ es bei diesem kräftigen Entschlusse nicht bewenden, er schritt vielmehr sofort zur That. Hatte er bei der Tochter kein Gehör gefunden, so wollte er sein Glück beim Vater versuchen.

Er schloß die Thüre seines Stübleins und kleidete sich mit einer Sorgfalt an, die selbst in Bertha's Augen untadelhaft gewesen wäre. Dann verließ er das Schloß und begab sich in den goldenen Ring, wo er sich eine Kanne vom besten vorsetzen ließ. Bogenhagen schmunzelte und strich selbstzufrieden über das lederne Schurzfell. Ein Besuch vom Hofe, wenn es auch nur von

der Dienerschaft war, that seinem Herzen immer wohl und dann — — ließ sich auch wohl noch der eine und andere von seinen Gästen verleiten, dem Beispiele des Koches zu folgen.

Rocher reichte dem Wirthe herablassend die Hand und lud ihn ein, an seiner Seite Platz zu nehmen. Bogenhagen that es gerne und verwehrte es auch nicht, daß ihm der Koch aus seinem Kruge einschenkte. „Das ist ein Weinchen,“ sprach er, indem er den genommenen Schluck prüfend von einer Seite des Mundes zur andern warf. „Sie können den ganzen Rheinstrom hinaufreisen, ganz Frankreich und Spanien durchwandern und Sie werden einen solchen Wein nicht mehr finden!“

„Oh,“ unterbrach ihn Rocher, an seinem Nationalstolze gekränkt, la France a des vins . . . . . .“

Zur rechten Zeit besann er sich indessen, daß er seinen künftigen Schwiegervater bei guter Laune erhalten müsse und verschluckte den Rest des Satzes.

„Was macht meine Tochter?“ fragte Bogenhagen, „ich sehe sie jetzt selten.“

„Charmante fille . . . .“ antwortete der Koch und wollte sich eben in einem Strome von Lobeserhebungen ergehen, als ein neuer Gast eintrat. Bogenhagen sprang auf, denselben zu bedienen; es dauerte einige Zeit, bis er zurückkam. Der Koch hatte sich während dieser Zeit Muth getrunken und war der Kanne bis auf den Grund gekommen. Er ließ noch eine zweite kommen und schenkte dem Wirth abermals ein.

„Votre fille se trouve très bien,“ hob er an.

„Noch eine Kanne Malvasier,“ rief eine Stimme im Hintergrunde des Zimmers. Bogenhagen eilte dorthin.

Ein Dutzendmal wurde er auf diese Weise unterbrochen, nachdem er kaum die ersten Worte gesprochen hatte. Da lief ihm die Galle ein wenig über und er

trank aus Verdruß und Aerger so lange ein Glas nach dem andern, bis ihm die Zunge schwer und die Augen starr wurden. Länger als eine Stunde hatte er jetzt allein gesessen und all die schönen Worte, die er vorbringen wollte, vergessen. „Thut nichts," dachte er, „die Sache muß heute entschieden werden."

Mehrere Male machte er einen Ansatz, dem Wirthe in die Menge zu folgen, aber dieser entschlüpfte ihm jedesmal. Jetzt mußte Bogenhagen in den Keller, um ein neues Fäßlein anzuzapfen. Entschlossen erhob er sich und folgte ihm. Unten in den dunkeln Kellerräumen strahlte ihm das Licht einer Oellampe entgegen; diesem Leitsterne folgte er. Die Unkundigkeit der Treppe und die schwere Weinladung machten ihn unsicher auf den Beinen und ehe er den Boden erreicht hatte, stürzte er dem Wirthe zu Füßen. Dieser, in der Meinung, daß ein böser Kobold sein Unwesen mit ihm treibe, stieß einen lauten Schrei aus und wollte eilig die Flucht ergreifen, als er noch rechtzeitig bemerkte, daß es Monsieur Rocher war, der vor ihm lag.

„Um Himmelswillen, wie erschrecken Sie mich," rief er aus. „Wie konnten Sie die Kellerthüre für die Straßenthüre nehmen und hier hereinfallen?

Monsieur Rocher erhob sich und betastete seine geschundenen Glieder. „Der Rock sein caput," sprach er; „der Bein fait mal; mais cela ne fait rien. Ick sein expreß kommen in Keller."

„Ah so, mein werther Herr," sagte Bogenhagen schmunzelnd, „Sie wollen eine Auswahl für den Hof treffen. Sehen Sie hier die langen Reihen an; jeder Tropfen ist flüssiges Gold. Von welchem befehlen Sie? Halt, mein Lieber, ich habe da ein Fäßchen echten Königswein."

„Es seind nicht die Wein, was ick will," unter-

brach ihn der Koch, „es seind seine Tokter, ma Berthe adorée, ick muß ihr 'eirath."

Bogenhagen glaubte ihn nicht recht verstanden zu haben und fragte: „Sprechen Sie von Bertha?"

„Oui, ick muß ihr 'eirath."

„So," sagte der Wirth gedehnt, „Sie müssen sie heirathen? Will sie es partout haben?"

„Non, mon cher, sie will mir nickt."

„Dann können Sie das Mädchen auch nicht heirathen," antwortete der Wirth.

„Dock, dock," stammelte der Koch, „le père muß befehlen das!"

„Hm," lächelte Bogenhagen, „die Bertha hat ihren eigenen Kopf, was sie einmal nicht will, das will sie nicht. Wissen Sie was, Rocher, suchen Sie mit dem Mädchen einig zu werden und dann kommen Sie wieder. Ich kann jetzt nicht länger warten! Hören Sie, wie da oben die Kannen rasseln. Die Erzschelme schlagen mir Berste hinein, wenn ich nicht eile. Adieu, Monsieur Rocher!"

Der Koch saß nun allein im Keller und wartete auf Bogenhagen's Rückkehr, aber dieser kam nicht; das Fäßchen, welches er mitgenommen, reichte für den ganzen Abend.

Rocher hatte sich auf die Kellertreppe niedergesetzt und starrte trüben Sinnes in die Oellampe vor seinen Füßen. Der Bescheid, welchen er von seinem künftigen Schwiegervater bekommen hatte, gefiel ihm nicht; er machte ihm das Haupt noch schwerer und trug seinen Theil dazu bei, daß er in einen sanften Schlummer sank.

Glücklicher Rocher, was Dir im Wachen nicht zu Theil wurde, das erhieltest Du im Schlafe. Ein süßer Traum machte ihn unaussprechlich glücklich; Bertha hatte seine Hand angenommen, sie war sein Weib geworden und er hatte aus dem goldenen Ringe die berühmteste Garküche in ganz Europa gemacht.

Da oben in der Wirthsstube hörte das Klappern mit den Kannen auf, die Gäste verließen einer nach dem andern den goldenen Ring und Bogenhagen schloß die Thüre hinter ihnen zu, um sich zur Ruhe zu begeben.

Die unbequeme Lage auf der Kellertreppe war Schuld daran, daß Rocher's Traum nicht bis an den lichten Morgen dauerte. Zwei Stunden nach Mitternacht erwachte er und wurde mit Schrecken inne, daß er sich noch im Keller befinde.

Er lauschte; Alles um ihn her war stille, kein Mensch regte sich und die Lampe zu seinen Füßen flackerte zum letzten Male auf; um ihn her herrschte jetzt die vollständigste Finsterniß.

Er besann sich eine Weile und tappte dann umher, um die Kellerschrote zu finden und auf die Straße zu gelangen; aber anstatt an die Kellerschrote gerieth er in ein Labyrinth von Fässern, zwischen denen er fast Arme und Beine zerbrach. Jetzt ritt er wie Bachus auf einem großen Fuder, dann kollerte er zwischen zwei andere nieder. Er rief, aber nur der dumpfe Wiederhall vom Gewölbe antwortete ihm. Nachdem er einigemal seine Lunge angestrengt hatte, fiel ihm ein, daß dieses das beste Mittel sei, sich lächerlich zu machen. Wenn man ihn hier zwischen den Fässern fand, so wußte es morgen die ganze Stadt und es konnte leicht zu den Ohren des Herzogs dringen. „Ich würde mit Schimpf und Schande fortgejagt," dachte er, denn es war dem Dienstpersonale am Hofe strenge untersagt, während der Nacht außerhalb des Schlosses zu sein.

Drei solcher Nächte hätten ihn vielleicht von seiner Liebe geheilt; schon jetzt floß ihm der Angstschweiß in dicken Tropfen über das Gesicht. Er wischte ihn mit den Händen weg, aber er kam immer wieder.

Als er ein wenig besonnener wurde, suchte er sich

zunächst aus dem Bereiche der Fässer zu entfernen und kam nach langem Umhertappen wieder an die Kellertreppe.

„Eh bien,“ lispelte er, „je suis sauvé.“

Leise arbeitete er sich die Treppe hinauf und fand die Thüre unverschlossen. An den Wänden vorbei tastete er sich auch zur Straßenthüre, aber hier stellte sich ihm ein neues Hinderniß entgegen: sie war geschlossen und dazu noch mit einem eisernen Balken verrammelt. Rathlos blieb er stehen und verfluchte seinen Einfall, die Werbung um Bertha im Keller angestellt zu haben.

Was war zu thun? Er mußte hinaus, ehe Bogenhagen aufstand, sonst war der Scandal fertig. Neue Hoffnung schöpfend arbeitete er sich im Dunkeln bis zur Hinterthüre; er hätte aufjauchzen mögen, denn sie war nur angelehnt. Leise schlich er hinaus, aber o weh, da sprang ihm der Wachthund mit einem mörderischen Gebell entgegen und riß ihm mit einem Griffe ein Stück aus den Beinkleidern.

Mit einem gewaltigen Ansatze that er einen Sprung gegen die Gartenthüre; sie flog in Trümmer und Monsieur Rocher wälzte sich in den Bohnen, deren morsche Stangen rings umher abknackten.

Das Geheul des glücklicher Weise angeketteten Hundes weckte Bogenhagen; er sprang aus dem Bette, riß das Fenster auf und schrie hinab: „Waldmann, faß den Dieb, greif ihn an der Gurgel, ich komme, ich helfe dir!“

Bogenhagen kam wirklich, einen alten, verrosteten Säbel in der Faust schwingend; es möchte dem Koch schlimm ergangen sein, wenn er ihn noch gefunden hätte. Dieser aber wartete sein Kommen nicht ab. Blitzschnell erhob er sich aus den Bohnen und eilte der Mauer zu, die er im Nu überkletterte und jenseits des Gartens seinen Lauf fortsetzte.

Endlich stand er stille, um Athem zu schöpfen. Den

Lärm des Hundes hörte er nicht mehr, Bogenhagen mußte seine Spur verloren haben oder ihm nicht weiter gefolgt sein. Wie dankte er Gott!

Aber nun kam eine andere Sorge: wie sollte er in's Schloß gelangen? Am Eingange standen Schildwachen und vor diesen durfte er sich nicht zeigen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als durch den Düsselbach zu waten und an der Orangerie die niedrige Mauer des Schloßgartens zu übersteigen. Es war ein weiter Umweg und schon brach der Morgen an, aber es blieb ihm kein anderes Mittel.

In hastigem Laufe legte er den Weg zurück und erreichte die Mauer. Ohne sich lange zu besinnen kletterte er hinauf; die Nothwendigkeit machte ihn in diesem Augenblicke zu einem geschickten Akrobaten. Mit einem Dankgebet für die glückliche Rettung sprang er in den Schloßgarten hinab und setzte seinen Weg eifrig fort. Säumen durfte er nicht, denn es war schon so hell geworden, daß er die Wege unterscheiden konnte.

Plötzlich blieb er stehen, er hörte in seiner Nähe sprechen, es waren zwei gedämpfte Stimmen, einem Manne und einem Weibe angehörend.

„Bertha mit ihrem unbekannten Anbeter!“ dachte er. Aller überstandenen Gefahr vergessend, ballten sich seine Fäuste und ein Gefühl wonniger Rache durchzitterte seinen Körper. Er lauschte mit vorgebogenem Kopfe, dann schlich er leise und vorsichtig, wie ein Fuchs, der auf Raub ausgeht, zwischen dem Gesträuche her, auf Beide zu. Ein paar Secunden und er stand dicht neben ihnen. Schon streckte er die Hand aus, schon hatte er den Ruf auf den Lippen: „Endlich habe ich Dich, Du falsche Schlange!“ Aber wie von einem electrischen Schlage getroffen, zog er die Hand zurück, schloß er die Lippen und eilte, auf den Tod erschrocken, zurück.

Und was war es, das ihn so in Schrecken versetzt hatte? Der Leser wird es kaum errathen.

Monsieur Rocher hatte im Morgenlichte, welches jetzt rasch hereingebrochen war, nicht Bertha und ihren unbekannten Anbeter, sondern die Prinzessin Anna und den Grafen Beveron gesehen. „Herr Gott," dachte er, „wenn ich die Prinzessin angegriffen und beleidigt hätte, mein Kopf stünde nicht lange mehr fest."

Das Beisammensein dieser beiden hohen Personen in der Morgendämmerung gab ihm viel zu denken, aber er schüttelte einstweilen alle Gedanken von sich ab und machte, daß er ungesehen in sein Stüblein kam. Es glückte ihm, doch hätte es keine fünf Minuten später sein dürfen, so wäre er dem erzürnten Küchenschreiber in die Arme gelaufen.

Rasch riegelte er die Thüre hinter sich zu, um Toilette zu machen. Es war nun schon so helle geworden, daß er den Zustand seiner Bekleidung deutlich sehen konnte. Es war ein Jammer, wie er aussah! Rock und Hose hingen ihm in Fetzen vom Leibe, der schöne, neue Anzug, den er sich noch vor wenigen Tagen hatte machen lassen, um Bertha zu gefallen, war keinen Heller mehr werth. Und wie sahen Gesicht und Hände aus! Schwarz, wie Kohle, strotzend von Theer, Harz und Schmutz!

Er wollte um keinen Preis in diesem Aufzuge überrascht werden; die Kleider flogen von seinem Leibe, er tauchte den Kopf bis an den Hals in eine Wasserkufe und begann eine gründliche Säuberung. Noch war er nicht ganz damit zu Ende, als es in der Küche schon laut wurde und man nach ihm rief.

Die zerfetzten Kleider vor neugierigen Augen in seinen Kasten verschließend, begab er sich an sein Tagewerk und murmelte mit einer behaglichen Freude in sich

hinein: „Les habits sont déchirés, mais Monsieur Rocher est sauvé!“

Den Tag über schwirrten ihm die nächtlichen Abenteuer durch den Kopf und er mußte sich zusammennehmen, um nicht abermals einen Verweis wegen seiner Kochkunst zu verdienen. Ein Schauder lief ihm über den Rücken, als er die Küchenjungen erzählen hörte, es habe während der Nacht im goldenen Ringe ein Einbruch stattgefunden. Dadurch konnte noch Alles an den Tag kommen!

Bertha hatte ebenfalls von dem Einbruche gehört und sich die Erlaubniß erbeten, ihren Vater besuchen zu dürfen. Als sie zurückkam, wurde sie von allen Seiten umringt; man wollte wissen, ob etwas Wahres an der Sache sei.

„Wahr ist es allerdings,“ gab sie zur Antwort; „unser Waldmann hat dem Dieb sogar ein Stück aus der Hose gerissen, und es ist wohl möglich, daß dadurch die Spur entdeckt wird.“ Ihr Auge streifte dabei zufällig über den Koch, dessen Gesichtsfarbe plötzlich leichenblaß wurde.

„Ist viel gestohlen worden?“ fragte eine Magd.

„Sonderbarer Weise wird nichts vermißt,“ antwortete Bertha; „wahrscheinlich ist der Mensch zu früh verscheucht worden.“

„Wie ist er in's Haus gekommen?“ wurde weiter gefragt.

Bertha wurde gerufen; sie konnte also keine weitere Auskunft geben.

„Tout est perdu,“ dachte Rocher, „ils me trouveront!“

Jedesmal, wenn die Küchenthüre sich öffnete, starrte er mit weit aufgerissenen Augen auf dieselbe, denn er fürchtete, den Büttel zu sehen. Bis zum Abende aber

war dieser gefürchtete Mann noch nicht gekommen. Da hielt es ihn nicht länger im Schlosse; rasch steckte er eine Rolle Geld zu sich, eilte zum goldenen Ring und verlangte den Wirth allein zu sprechen.

„Monsieur Bogen'agen," stammelte er, „ick sein la nuit passée . . . . ."

„Ha, Sie?" fuhr der Wirth ihn an, „jetzt geht mir plötzlich ein Licht auf."

„Still, still, ick will beßahl . . . ." flehte Rocher. Und nun erklärte er mit fliegendem Athem, wie Alles gekommen und wie er so ganz unschuldig an dem Scandal sei und durchaus nicht die Absicht gehabt habe, zu stehlen.

Das glaubte ihm Bogenhagen auf's Wort und da er allen angerichteten Schaden dreifach bezahlte, so strich der Wirth sein Schurzfell vor Behagen und gab dem geängstigten Koch die Hand darauf, daß Niemand seine nächtlichen Abenteuer erfahren solle. Er holte ihm sogar den verrätherischen Lappen herbei und drückte ihm zum Abschiede gar freundlich die Hand.

„Das war einmal ein glücklicher Diebstahl," sagte Bogenhagen zu sich selber; „ich habe ein Geschäft dabei gemacht. Und das beste steht noch in Aussicht. Die ganze Bürgerschaft wird heute Abend ihren Wein bei mir trinken, um von dem Diebstahle zu hören. Ich werde grause Dinge erzählen und es recht in die Länge ziehen damit sie gar nicht an's Heimgehen denken."

Bogenhagen hatte richtig gerechnet; der goldene Ring war heute viel zu klein für all die Neugierigen.

Elftes Kapitel.

Die Audienz.

Zu einer spätern Stunde desselben Morgens waren eine Anzahl von Hofleuten im Vorzimmer des Herzogs versammelt. Sie hatten sich paarweise in die tiefen Fensternischen zurückgezogen und plauderten mit gedämpften Stimmen. Zunächst der Thüre, welche in das herzogliche Gemach führte, standen der Stallmeister Plettenberg und der Hofmeister Sander van Drynborn. Sie flüsterten mit gedämpfter Stimme. „Wie stehen die Angelegenheiten mit Geldern?“ fragte Plettenberg. Der Hofmeister zuckte die Schultern und entgegnete: „Der Herr Stallmeister ist mehr um den Herzog, wie ich; außerdem vertraut er ihm zuweilen, was andere Leute noch nicht wissen sollen. Ich müßte also diese Frage an Dich stellen.“

„Ja,“ entgegnete Plettenberg, „er ist sonst nicht allzu schweigsam gegen mich, aber in dieser Angelegenheit scheint er keinen Mitwisser haben zu wollen. Uebrigens will es mir bedünken, als wenn er selbst noch unschlüssig sei; Graf von Beveron hat alle Tage eine lange Audienz bei ihm, aber ich sehe keine Veränderung auf dem Gesichte des Franzosen; er ist immer gleich glatt und geschmeidig, immer höflich und voller Complimente. Es ist weder ein ungewöhnliches Feuer, noch eine besondere Befriedigung in seinem Auge zu lesen. Auch beim Herzoge bemerke ich nur eine allgemeine Unruhe und sein ganzes Wesen deutet darauf hin, daß er noch zu keinem Entschlusse gekommen ist.“

„Ich fürchte, er zögert zu lange,“ sprach Sander von Drynborn; „er sollte mit einem kräftigen Entschlusse anzugreifen, so lange die Unzufriedenheit in Flandern an-

hält. Martin van Rossem hat seinen Haufen längst schlagfertig; er wartet nur auf einen Wink des Herzogs, so fällt er in die aufrührerischen Lande und macht gemeinschaftliche Sache mit ihnen. Ich sollte meinen, Frankreich, Flandern und unsere Lande könnten dem Kaiser schon etwas zu schaffen machen, besonders jetzt, wo er noch in Spanien weilt und seine Streitkräfte nicht schnell sammeln kann."

„Du hast Recht," entgegnete Plettenberg; „ein rasches Handeln wäre ein halber Sieg, zumal es unter den protestantischen Fürsten Deutschlands nicht an Helfern fehlen würde. Glaubst Du nicht, daß Johann Friedrich von Sachsen vor Begierde brennt, sich uns anzuschließen?"

„Ich glaube es fest und sicher," sprach der Hofmeister, „aber vor allen Dingen muß die Einigung mit Frankreich bewerkstelligt sein. Wer nur wüßte, auf welchen Grundlagen diese Vereinbarung aufgebaut werden soll."

„Ja, wer es wüßte," lächelte Plettenberg, „vielleicht wissen der König und der Herzog es selbst noch nicht."

„Nicht denkbar," entgegnete der Hofmeister; „dieser Graf von Beveron ist mit wohlüberlegten Vorschlägen nach Düsseldorf gekommen, aber sie müssen entweder nicht derart sein, daß der Herzog sie annehmen kann, oder er hat überhaupt eine Abneigung gegen dieses Bündniß."

„Nun," meinte der Stallmeister Plettenberg, „die Abneigung wird sich schon legen, wenn der Kaiser ihm mit seinen Karthaunen auf den Leib rückt; übrigens weiß ich genau, daß die Herzogin-Mutter nicht nachläßt, ihn anzustacheln."

„St!" flüsterte der Hofmeister und richtete seine Augen nach der Thüre, durch welche Graf Beveron soeben eingetreten war und mit dem Grafen Johann von Reifferscheidt ein Gespräch angeknüpft hatte. Auch der Graf von Manderscheydt und der Graf Wyrich von

Oberstein hatten sich dem Franzosen genähert, denn Alle waren neugierig, etwas über den Stand der Verhandlungen zu erfahren.

Nach und nach füllte sich die Stube mehr und mehr; die Junker des Hofes, Räthe mit dicken Aktenstößen und einzelne Bittsteller aus der Stadt und vom Lande traten ein. Es entstand ein allgemeines Gemurmel. Da hörte man im Zimmer des Herzogs den Ton der silbernen Glocke. Plötzlich entstand Stille, Niemand sprach mehr und die Augen aller Anwesenden richteten sich nach der Thüre.

Stallmeister Plettenberg verließ seine Fensternische, winkte dem Hofmeister mit den Augen und folgte dem Rufe der Glocke.

Herzog Wilhelm hatte sich soeben von seinem Betpulte erhoben, noch war seine Toilette nicht ganz beendigt. Plettenberg machte eine tiefe Verbeugung und begann, seine Papiere auseinanderzubreiten.

„Wer ist im Vorzimmer?" fragte der Herzog.

Plettenberg zählte ihm die Anwesenden auf und fügte hinzu, daß auch eine Anzahl von Leuten mit Bittschriften gekommen seien.

„Die müssen wir zuerst hören," sprach der Herzog; „sie sind wahrscheinlich weit hergekommen und empfinden den Verlust ihrer Zeit schmerzlich. Gehen Sie, lassen Sie Einen nach dem Andern ein, die Aermsten zuerst."

Der Stallmeister ging in das Vorzimmer zurück und ließ seine Augen durch die Menge schweifen. Das Herz der Höflinge klopfte vor Erwartung, Jeder hoffte, zuerst gehört zu werden, denn Jeder hielt seine Angelegenheiten für die dringendsten, und zudem war es ein Strahl von Gnade, wenn der Herzog sich eines Dieners besonders früh erinnerte. Plettenberg aber ließ die Grafen, Junker und Räthe stehen und wandte sich an ein altes Mütterchen, welches demüthig und zitternd in einer

Ecke stand. Sie hatte offenbar für diesen wichtigen Besuch am Hofe ihre besten Kleider angezogen, aber sie sah doch noch so ärmlich und zerlumpt aus, daß die Junker meinten, es sei eine Schande, solches Volk im Vorzimmer dulden zu müssen.

Das Weibchen folgte dem Stallmeister mit schlotternden Knien, der Angstschweiß stand ihr auf der Stirne, so daß er in dicken Tropfen niederfiel; der Gang mußte ein sehr beschwerlicher sein.

„Das gemeine Volk bekommt in unsern Landen alle Tage mehr die Oberhand,“ flüsterte der Landdrost Bynsfeld seinem Nachbarn zu. „Unter des Herzogs seligem Vater ist es nicht erhört gewesen, daß ein Bettelweib zur Adienz kommen durfte. Solches Volk gehört an die Feldarbeit und nicht in die Vorzimmer der Fürsten!“

Die arme Frau war in das Gemach des Herzogs getreten und an der Thüre stehen geblieben.

„Was wünscht Ihr, liebe Frau?“ fragte Herzog Wilhelm; „fürchtet Euch nicht, sprecht frei und offen von der Brust.“

„Allergnädigster Herzog,“ sprach die Frau mit zitternder Stimme und gefalteten Händen, „mein ganzer Reichthum ist ein kleiner Acker, den ich selbst baue und mit Fleiß pflege. Was er abwirft, reicht kaum hin, meine Kinder zu nähren. Aber darum will ich nicht klagen, denn es gibt viel arme Leute, die sich kümmerlich durchschlagen müssen. Wäre mir nicht so himmelschreiendes Unrecht geschehen, ich würde nicht den Muth gehabt haben, hier zu erscheinen.“

„Wer hat Euch Unrecht gethan, gute Frau?“ fragte der Herzog.

„Der Sohn des Landdrosten von Bynsfeld,“ gab die Frau zur Antwort; „er hat meinen wohlbestandenen Acker mit den Hufen seiner Pferde zerstampft, obschon

er denselben ohne Mühe umreiten konnte. Als er durch den schönen Roggen ritt und die Halme niedersanken, da warf ich mich vor ihm auf die Knie und flehte ihn an, mein Einziges und Alles, was ich besitze, zu schonen. Er lachte und hieß mich aus dem Wege gehen. Da ich nun dringender flehte, da setzte er sein Horn an den Mund und rief seine Jagdgenossen herbei. „Meine Freunde,“ rief er ihnen zu, „dieses Weib ist ungeberdig; es will mir wehren, über seinen Acker zu reiten; frisch auf, wir wollen einen Tanz auf ihrem Felde machen.“

„Die elenden Buben, die er gerufen hatte, jubelten laut auf, sprengten zwischen Roggen und Waizen und tummelten unter wüstem Geschrei ihre Pferde so lange umher, bis alle Halme zerknickt am Boden lagen und kein Kräutlein mehr unzertreten war.“

Des Herzogs Stirne hatte sich während dieses Berichtes mehr und mehr gerunzelt. „Ich hoffe, der junge Bynsfeld leistete Euch Schadenersatz,“ sprach er.

Sie schüttelte mit dem Kopfe. „Nein, mein gnädigster Herzog, er leistete keinen Ersatz. Ich flehte ihn darum an und stellte ihm vor, daß meine Kinder hungern müßten, wennn er meine billige Forderung abweise; aber er hörte nicht auf mich. Vielleicht machte mich der Gedanke an die Noth meiner Kinder zornig, vielleicht überlegte ich nicht jedes Wort, ehe ich es aussprach, ich weiß es nicht mehr, aber Bynsfeld mußte doch etwas Ungebührliches in meinen Ausdrücken gefunden haben, denn zornig rief er aus: „Ja, Weib, Du sollst Deine Entschädigung haben.“ Und er rief einen Diener, warf ihm seine Reitpeitsche zu und befahl ihm, mich bis auf's Blut zu schlagen. Der Diener war ein roher Mensch und der Auftrag seines Herrn war ihm willkommen. Er schlug mich so sehr, daß die Kleider in Fetzen hingen und das Blut stromweise an meinem Körper nieder-

floß. Meine Kinder eilten herbei und flehten mit aufgehobenen Händen für mich, aber anstatt daß ihr Flehen Erbarmen fand, wurden auch sie geschlagen."

Der Herzog näherte sich ihr, legte die rechte Hand auf ihre Schulter, sah ihr in die Augen und fragte: „Liebe Frau, ist das Alles die lautere Wahrheit und setzt Ihr nichts zu?"

„Es ist die lautere Wahrheit und kann von vielen Leuten bezeugt werden," antwortete die Frau; „auch habe ich hier eine Schrift aufsetzen lassen, in welcher die Zeugen genannt sind. Herzogliche Gnaden, ich bitte, mir zu helfen, daß der Junker mir neues Getreide gibt."

Der Herzog ging zu seinem Schreibtische, zog ein Gefach heraus und nahm eine Geldrolle, welche er in die Hand der armen Frau niederlegte. „Hier ist für die augenblickliche Noth," sprach er; „gehen Sie nun ruhig nach Hause, der Bynsfeld wird seine Schuldigkeit thun, ich gebe Ihnen mein fürstliches Wort darauf."

Die Frau fiel auf die Knie und küßte ihm die Füße, dann erhob sie sich und eilte hinweg; sie zitterte nicht mehr, die Gnade des Herzogs hatte ihr Herz gestärkt. Nur an ihre Kinder denkend, lief sie spornstreichs von dannen und rastete auf dem weiten Wege nicht, bis sie ihr Häuschen erreicht hatte.

Als der Herzog allein war, verdüsterte sich sein Angesicht und der Zorn, zu dem der leicht aufbrausende Jüngling über Gebühr geneigt war, bemächtigte sich seines ganzen Wesens. Er bedurfte einer geraumen Zeit, um denselben niederzukämpfen. „Ich denke an die Vergrößerung meiner Lande," sprach er zu sich selber, „und habe nicht einmal Ansehen genug, das arme Volk vor den Bedrückungen dieser Junker zu bewahren. Aber wartet, ihr Schmeichler und Speichellecker, ich werde euch zeigen, daß ich da bin und euere Verworfenheit kenne.

An diesem hochmüthigen Bynsfeld werde ich ein Beispiel statuiren, das sie alle in Schrecken setzen soll."

Er klingelte wieder und der Stallmeister Plettenberg führte einen geringen Bürgersmann in das Audienzzimmer. Auch er brachte Anschuldigungen gegen die Junker; überhaupt sollte der Herzog am heutigen Morgen nur Klagen über Bedrückungen und Belästigungen hören. Endlich waren alle diese armen Bittsteller abgefertigt.

„Der Landdrost von Bynsfeld soll kommen!" befahl der Herzog.

Der Landdrost hatte sich schon vorher der Thüre genähert, es dauerte ihm zu lange, bis er vorkam und den Fürsten seiner Liebe und Verehrung versichern konnte. Als er jetzt gerufen wurde, hob er stolz sein Haupt empor und schaute mit einem triumphirenden Lächeln auf den Grafen von Oberstein.

„Ich hoffe, Sie werden mir noch etwas von des Herzogs Gnade übrig lassen," sprach dieser mit zornigem Augenfunkeln.

„O, die Gnade des Herzogs ist groß genug für uns Beide," antwortete Bynsfeld und ging gebeugten Hauptes durch die offene Thüre, welche Plettenberg hinter ihm schloß.

„Der Herzog scheint nicht bei der rosigsten Laune," flüsterte er dem Hofmeister Sander von Drynborn mit einem boshaften Lächeln zu.

„Ich gönne ihm eine derbe Epistel," antwortete der Hofmeister leise; „der Mensch wird alle Tage hochmüthiger, es fehlt nicht viel, so schreibt er uns Gesetze vor."

Der Landdrost neigte sich bis fast zur Erde, als er dem Herzoge gegenüberstand. „Der allmächtige Gott verleihe meinem gnädigsten Herrn ein langes Leben und stete Gesundheit!" sprach er in einem erkünstelten Flötentone.

„Sie sind allzeit von den besten Wünschen für mich beseelt,“ antwortete der Herzog. „Ich danke Ihnen dafür. Sie drückten mir verschiedenemale den Wunsch aus, Ihren Sohn an den Hof bringen zu dürfen; wünschen Sie es noch?“

„Herzogliche Gnaden, ich kenne kein größeres Verlangen, als daß mein Sohn sich in Ihrer Gnade spiegeln dürfe. Ich würde der glücklichste Ihrer Unterthanen sein, wenn ich ihn hierherführen dürfte.“

„Ist er ein wohlgerathener Sohn, ein guter Unterthan und leutselig gegen Niedrige?“ fragte der Herzog.

„Es ziemt vielleicht dem Munde eines Vaters nicht,“ gab Bynsfeld zur Antwort, „sein eigenes Kind zu loben, aber Ew. Gnaden befehlen und ich gehorche. Mein Sohn ist ein Muster von Tugend, er liebt seinen Herzog mehr, als seinen eigenen Vater und würde tausend Leben für ihn geben, wenn er sie besäße. Niemals haben herzogliche Gnaden einen besseren Unterthan besessen, niemals einen Mann in Ihren Staaten gehabt, der leutseliger mit den Armen und Niedrigen war.“

„Ihr Sohn muß ein Engel sein,“ sprach der Herzog mit einem sonderbaren Lächeln; „ich bin in der That begierig, ihn kennen zu lernen und nach Gebühr zu belohnen. Morgen wollen wir eine große Jagd halten, lassen Sie den Sohn dabei sein.“

Der Landdrost verbeugte sich noch tiefer, als das erstemal und küßte dem Herzoge mit tiefster Inbrunst die Hand. Als er aus dem Gemache trat, an dem so viele Blicke mit gespannten Hoffnungen und Erwartungen hingen, strahlte sein Gesicht vor Freude, und noch hochmüthiger, als vorher, blickte er auf die Schaar der Höflinge. „Herr von Oberstein,“ sprach er im Vorübergehen, „ich habe meine Gnade bereits empfangen, denn der Herzog hat mich beauftragt, meinen Sohn zur mor-

gigen Jagd zu holen und ihn bei Hofe vorzustellen. Ihr Herr Sohn hat ja längst das hoffähige Alter; stellen Sie das dem Herzoge vor und ich zweifle nicht, daß er morgen ebenfalls an der Seite unseres Fürsten reiten wird."

Herr von Oberstein wandte sich ab und murmelte einen Fluch zwischen den Lippen.

„Kanzler Ghogreff und Rath Heresbach!" befahl der Herzog.

Die Gerufenen traten in das Gemach. Es waren wichtige Regierungsangelegenheiten mit ihnen zu besprechen. Eine Anzahl von Bürgern war um Bauerlaubnisse in der Residenz eingekommen, neue Gesetze waren ausgearbeitet, welche demnächst den Ständen vorgelegt werden sollten; aus allen Landestheilen liefen verschiedenartige Fragen über die Haltung in religiösen und bürgerlichen Dingen ein. Sie mußten allesammt erledigt werden, denn der Herzog hielt strenge darauf, daß sich die Arbeit nicht anhäufte, sondern jedes Gesuch in möglichster Schnelligkeit erledigt werde.

Die beiden Herren hielten ihre Vorträge, erläuterten überall den Zusammenhang, ertheilten ihren Rath und erwarteten den Ausspruch des Herrschers, dessen Willen sie mit kurzen Worten am Rande der Actenstücke verzeichneten.

Diese Arbeit nahm viel Zeit weg und die draußen Harrenden wurden ungeduldig.

„Ist der Graf von Beveron im Vorzimmer?" fragte der Herzog.

„Er wünscht herzogliche Gnaden seine Aufwartung zu machen," antwortete Heresbach.

„So möge er kommen," befahl der Herzog.

Der Graf erhob sich von seinem Sessel und begab sich in das Cabinet.

„Setzen Sie sich, Herr Graf," sprach der Herzog. „Haben Sie Neues von Ihrem Hofe?"

„Nichts in unsern Angelegenheiten," entgegnete der Graf, „nur eine Depesche, welche die Ungeduld meines Königs verräth; er wünscht sehnsüchtig, daß das Bündniß endlich zum Abschluß gelange."

„Dieses Bündniß," antwortete der Herzog, „ist in der That ein ehrenwerthes für mich, und die Hand der königlichen Prinzessin ein beneidenswerthes Gut, aber bedenken Sie auch, Herr Graf, daß in dieser Verbindung die Auflehnung und Untreue gegen meinen Kaiser liegt. Beveron, Sie sind mir mehr, als ein Gesandter, Sie sind mir ein Freund, den ich liebe und Sie stehen meinem Herzen so nahe, daß ich unbedingtes Vertrauen auf Sie setze. Ich bitte Sie deßhalb, mir Ihren unumwundenen Rath zu geben, aber nicht als Gesandter Frankreichs, sondern als aufrichtiger Freund!"

„Mein gnädigster Herzog," antwortete der Graf, „Sie bringen mich mit diesem Ansuchen in eine sehr schlimme Lage. Wie sehr auch mein Herz Ihnen entgegenschlägt und wie aufrichtig ich wünsche, daß all Ihre Schritte vom besten Erfolge gekrönt seien, so stehe ich doch zunächst unter der Krone von Frankreich und bin ihr in allen Dingen den unbezweifeltsten Gehorsam schuldig. Wie könnte und dürfte ich also anders rathen, als im Interesse meines Königs? Ich trage zwar die feste Ueberzeugung in mir, daß dieses Interesse auch das Ihrige ist und würde als Freund denselben Rath geben, den ich als Gesandter so oft wiederholt habe, aber werden Ew. herzoglichen Gnaden glauben, daß dieser Rath ein unbeeinflußter ist? Und den schlimmsten Fall gesetzt, daß Ihnen aus dem Bündnisse Nachtheil erwüchse, würden Sie mir es jemals vergessen, daß ich als Freund also gerathen?"

„Beveron, Sie haben Recht," antwortete der Herzog. „Lassen wir diese Angelegenheit heute überhaupt noch ruhen; ich habe Verdrießlichkeiten und zu solchen Unterhandlungen bedarf es eines heitern Gemüthes und offenen Geistes. Ich lade Sie auf morgen zur Jagd ein; im Walde holen wir uns frischen, freudigen Muth und stählen nebenbei unsere Glieder."

„Herzogliche Gnaden haben ganz über Ihren Diener zu befehlen," antwortete Beveron; „ich werde mich mit Vergnügen der Jagd anschließen, aber auch mit Sehnsucht dem Tage entgegenharren, an welchem Frankreich und Jülich-Cleve-Berg sich enge miteinander verbünden."

Er machte eine Verbeugung und schritt hinweg. Der Herzog aber winkte dem Hofmeister Sander van Drynborn.

„Herr Hofmeister," redete er ihn an, nachdem sich die Thüre wieder hinter ihm geschlossen hatte; „es kommen mir mancherlei Klagen über die Führung des Hofhaltes zu Ohren. Es wird nicht Alles so gehandhabt, wie es in unserer Hofordnung vom 24. Juni 1534 vorgeschrieben ist, und ich finde, daß die Hofhaltung mehr Geld kostet, als nothwendig ist. Sie sollen die Augen offen machen, Herr Hofmeister, und keine Rechnungen annehmen, die ohne unsern Willen gemacht sind oder übertriebene Preise ansetzen. Es soll dem Glanze des Hofes zwar kein Abbruch geschehen, aber ich will keine Verschleuderung. Das überflüssige Geld soll wohl aufgehoben und gut angelegt werden, denn es wird vielleicht bald die Zeit kommen, wo wir es brauchen. Ich finde, daß eine übermäßige Anzahl von Dienern im Schlosse umherläuft, wovon der eine dem andern nur Arbeit macht; deßhalb sollen bei Abgang der alten Diener keine neuen angenommen, im Gegentheile sollen diejenigen,

die sich eines Vergehens schuldig machen, entlassen werden und ihre Stelle so lange unbesetzt bleiben, bis ihre Wiederbesetzung unabweislich ist. Jegliche Verschwendung, wie sie immer Namen haben mag, muß mit dem heutigen Tage ein Ende nehmen, damit sich unsere Schatzkammern füllen."

Der Hofmeister stand noch immer mit geneigtem Kopfe; er wagte es nicht, seinen gnädigsten Herrn gerade anzusehen, denn er war sich wohl bewußt, daß nicht Alles in der Ordnung und seine eigene Casse stets besser gefüllt war, als die des Herzogs. Jeden Augenblick erwartete er aus dem Munde seines Fürsten einen vernichtenden Donnerschlag. Als dieser ausblieb, hörte sein Herz auf, zu klopfen, die Röthe verschwand von seinen Wangen und er konnte sich wieder aufrichten und den Herzog ansehen.

„Wir wollen morgen eine Jagd veranstalten," fuhr dieser fort. „Mit Tagesanbruch rücken wir von hier aus und bleiben die Nacht und den folgenden Tag abwesend. Richten Sie Alles ein und sorgen Sie, daß wir auf dem Schlosse zu Grevenbroich für uns und unsere Gäste Aufnahme, Küche und Keller finden."

Der Hofmeister verbeugte sich und eilte hinweg, um die Befehle des Herzogs in Ausführung zu bringen. Der Herzog selbst aber trat in das Vorzimmer, ließ sich von dem Stallmeister Plettenberg jeden einzelnen der Anwesenden vorstellen, sprach ein paar freundliche Worte mit Jedem und entfernte sich dann.

Es war kaum bekannt geworden, daß der Hof morgen auf die Jagd ginge, als in allen Stuben und Kammern die Vorbereitungen begannen. Der Hofmeister hatte seit Langem seine vornehme Würde nicht so herausgekehrt, wie heute. In der Eile entwarf er eine Jagdordnung und gab sie in der Canzlei zur Abschrift, damit

jeder Theilnehmende eine erhalte und sich darnach richte. Diese Jagdordnung war freilich kein großes, mit Fleiß und Verstand geschriebenes Opus, sondern nur eine trockene Aufzählung von Pflichten, die Jeder befolgen mußte; aber Sander van Drynborn behauptete doch, außer ihm befinde sich Niemand am Hofe, welcher zur Abfassung eines solchen Werkes im Stande sei. Zu seinem Glücke hatte jetzt Niemand Zeit, ihm diese Geschicklichkeit streitig zu machen.

Der Stallmeister Plettenberg, dessen Lebenselement die Jagd war, rannte über den Hof zu den Ställen und trat mitten unter die Stallknechte und Stalljungen, welche sich eben damit vergnügten, auf den Luxuspferden des Herzogs das Reiten zu lernen. „Herr Gott," schrie er im höchsten Zorne, „sitzen diese Generalfeldmarschallsflegel auf diesen edeln Thieren, die ich kaum mit seidenen Handschuhen anzufassen wage. Der Fuchs da, den der König von Dänemark schenkte, ist nicht mit Gold aufzuwiegen, die beiden arabischen Hengste sind ein Fürstenthum werth, jener Schimmel ist vom türkischen Sultan geritten worden, und dort der schlanke Braune ist aus dem Gestüte des heiligen Vaters."

Plettenberg zählte den ganzen Stall durch und vergaß darüber seines Zornes. Als derselbe wieder in ihm aufstieg, griff er nach einer Reitpeitsche, um die Knechte und Jungen verdienter Maaßen durchzuhauen, aber diese waren schon gleich bei seinem Erscheinen von den Gäulen gesprungen und hatten sich im Stroh verkrochen; diejenigen aber, welche augenblicklich nicht zum Dienste gehörten, waren zur Hinterthür hinausgeschlüpft und hatten im eiligen Laufe das Weite gesucht.

Plettenberg wollte und mußte sein Opfer haben; die Peitsche hoch geschwungen rief er in den Stall hinein: „Heraus, ihr Missethäter, oder ich kündige euch allen den Dienst!"

Dieser Ruf übte eine magische Wirkung auf die Versteckten aus; Stroh und Heu wurden lebendig, Arme und Beine kamen zum Vorscheine. So wie ein Glied sichtbar wurde, fiel die Peitsche darauf und er ließ nicht nach, bis er die armen Sünder ganz aus dem Versteck herausgeprügelt hatte. Diese saure Arbeit war endlich vollendet.

„Streut den Thieren die Krippen noch einmal voll!“ befahl er. „Während sie fressen, sollt ihr sie striegeln und waschen. Hann-Gert, komm Du mit in die Pferdekammer.“

Hann-Gert schüttelte die Schläge von sich ab und folgte dem strengen Manne.

Die Pferdekammer war ein großer Raum, an dessen Wänden die Sättel aufgehängt waren. In der Mitte des Gemaches standen breite Schränke, in welchen die kostbaren Schabraken, die Perlenzäume, die silbernen und goldenen Steigbügel und was sonst zu einer Jagdrüstung gehörte, aufbewahrt wurden.

Plettenberg traf unter diesen Dingen seine Wahl, übergab Alles den Stallknechten und empfahl ihnen, die Sachen fein zu säubern, daß sie morgen im Sonnenscheine leuchteten und glitzerten.

Auch der Kammermeister hatte sich auf die Beine gemacht, denn seines Amtes war es, die Kleidung der gnädigen Frau Herzogin und der Prinzessinnen einzuschließen und auszugeben, sowie das Beschädigte wieder herstellen zu lassen. Mit scharfen Augen traf er die Auswahl und begab sich dann in die Schneiderei, wo sechs Ritter vom Fingerhute auf dem Tische saßen, welche fortwährend mit dem ehrbaren Amte beschäftigt waren, den gesammten Hof bei wohlanständiger Kleidung zu halten. Auch die Wappensticker saßen in diesem Gemache und rümpften die Nase, daß sie mit den Schneidern zusammengethan wurden.

Der Kammermeister übergab die verschiedenen Kleider und schärfte dem Oberschneider bei Androhung von schwerer Pön ein, Alles hübsch zu säubern und zu bessern und wie neu herzustellen.

So hatte Jeder seine Beschäftigung, bis die Nacht kam; selbst Monsieur Rocher hatte alle Hände voll zu thun, obschon er nicht mit zur Jagd ging. Der Herzog liebte es, sich bei solchen kurzen Jagden von allem Hofceremoniell loszumachen und im Walde, oder wo man sich sonst befand, einen Picknick zu veranstalten. Monsieur Rocher war nun beschäftigt, zu diesem Imbiß Gebackenes und Gebratenes, sowie edle Weine und sonstige Getränke in Körbe zu verpacken.

Endlich waren alle Vorbereitungen getroffen und der Hof ging früh zur Ruhe, um morgen desto eher zur Hand zu sein.

Zwölftes Kapitel.

Die alte, verfallene Burg.

Früh Morgens wurde es im Schlosse lebendig; die Kammerfrauen und Kammerjunker liefen hin und her, der Hofmeister gab allenthalben Befehle, Thüren gingen auf und zu, aus allen Zimmern erschollen Stimmen, bis endlich die Herrschaften zum Frühstück gerufen wurden, wo beim Eintritt der herzoglichen Familie eine ehrfurchtsvolle Ruhe entstand.

Desto lauter aber ging es draußen auf dem Burgplatze zu, wo sich schon eine Menge von Neugierigen gesammelt hatte, die den Jagdzug sehen wollten.

Im Innern des mit einem eisernen Gitter umfriedigten Hofes begannen sich schon die Knechte und Diener

zu sammeln; die reich geschirrten Pferde wurden vorgeführt, wieherten in die Morgenluft und stampften den Sand unter ihren Hufen. Das Schloßpersonal, darunter auch Monsieur Rocher, erschien an den Fenstern und wechselte hier und dort Blick und Wort mit den Dienern im Hofe.

Die dreizehn Pagen oder Hofjungen, welche auf Fürbitte des Grafen Beveron die Erlaubniß erhalten hatten, sich an dem Jagdzuge zu betheiligen, brannten vor Ungeduld; es dauerte ihnen viel zu lange, bis die hohen Herrschaften das Frühstück beendigt hatten und sie begannen bereits, allerlei Allotria zu treiben. Die Hofordnung aber hatte dafür gesorgt, daß sie nicht ungestraft über die Schranken schlugen, denn es war ihnen ein „stracker gesell“ vorgesetzt, dessen Amt es war, sie in allen nothwendigen Dingen zu unterrichten, im Gehorsame zu erhalten und zu züchtigen.

Dieser „stracke gesell“ erschien jetzt in der Gestalt des Simon von Gymmenich, welcher in das Portal trat und den Hof überschaute. Er war in der That ein stracker und dazu ein stämmiger, großgewachsener Gesell. Wer ihm unter die Fäuste gerieth, kam ohne blaue Flecken sicher nicht weg. Die Hofjungen waren seiner kaum ansichtig geworden, als sie stille und demüthig wurden und urplötzlich ihre Allotria einstellten. Wo es anging, versteckten sie sich zwischen die Pferde und die Dienerschaft. Herr Simon von Gymmenich schritt mit gravitätischer Würde in den Hof. „Die Jungen sollen kommen,“ sprach er mit tiefer Baßstimme. Sogleich flogen sie aus allen Winkeln herbei und pflanzten sich vor ihm auf. „Stillstehen!“ commandirte er; „das Gesicht nach dem Portale gewendet!“ Seinem Befehle wurde pünctlich Folge geleistet.

Jetzt entstand eine Bewegung im Portale, die her-

zogliche Familie, von dem ganzen Hofstaate gefolgt, trat auf den innern Burgplatz heraus und begab sich zu den Pferden. Der Herzog schwang sich in den Sattel, für die Damen wurden Zelter vorgeführt und die Herren halfen ihnen in die Reitstühle. In wenigen Minuten war Alles zum Abreiten fertig.

Da ritt der Landdrost Bynsfeld an den Herzog heran und stellte ihm seinen Sohn vor. Es war ein junger Mensch mit impertinentem Gesichte, der seine Anwesenheit am Hofe wie ein ihm zukommendes Recht zu betrachten schien. „Herzogliche Gnaden befahlen mir, meinen Sohn an den Hof zu bringen,“ sprach Bynsfeld, indem er sein Barret vom Haupte nahm. „Da ist er, mein allergnädigster Herr; mein innigster Wunsch ist, daß er Ihnen gefallen möge.“

„Er scheint bereits eine große Selbstständigkeit zu besitzen,“ gab der Herzog zur Antwort. „Führen Sie ihn zu meiner Mutter und meinen Schwestern!“

Damit war die ganze Vorstellung abgemacht. Sie versprach eben nicht allzuviel Gnade. Der Landdrost wurde verlegen und erröthete, Wyrich von Oberstein aber, der gestern noch so bittere Pillen hatte verschlucken müssen, lächelte boshaft und flüsterte ihm zu: „Ihr Sohn kann sein Glück machen! Der Herzog hat ihn für seine Jugend sehr gereift gefunden.“

„Herr von Oberstein,“ entgegnete der Landdrost mit aufeinandergebissenen Zähnen, „ich hoffe, die Jagd wird Sie nicht so vollständig in Anspruch nehmen, daß Sie nicht ein Stündchen zu einer ernsten Auseinandersetzung übrig hätten.“

„Ich bin zwar gewohnt, mein Schwert nur im Dienste des Fürsten zu ziehen,“ antwortete Wyrich von Oberstein, aber da Sie so sehr darauf erpicht sind, seine Schärfe zu fühlen, so werde ich mich Ihnen zur Verfügung stellen.“

Dieses kleine Intermezzo wäre vielleicht ganz unbemerkt vorübergegangen, wenn sich der Landdrost in seiner gekränkten Eigenliebe nicht so auffällig benommen hätte. Seine glühenden, Verderben sprühenden Blicke verriethen der Prinzessin Amalie, daß hier etwas im Werke sei, was die Freude des Tages trüben konnte; eine kurze Beobachtung der beiden Männer klärte sie sehr bald darüber auf und sie nahm sich vor, den bevorstehenden Zweikampf unmöglich zu machen. Sie gab dem Pferde einen leichten Schlag mit der Reitpeitsche und trieb es an die Seite des Landdrosten. „Mein werther Herr," sprach sie lächelnd, „auf der letzten Jagd nahm das edle Waidwerk Sie so sehr in Anspruch, daß Sie für mich keine zehn Minuten übrig hatten. Damit mir diesmal nicht das Gleiche geschehe, will ich mich zeitig Ihrer Person versichern und Sie bitten, während der Jagd mein Cavalier zu sein und an meiner Seite zu bleiben."

Der Landdrost verneigte sich bis auf den Hals des Pferdes; aber es geschah nicht aus Dankbarkeit, sondern um den aufsteigenden Aerger zu verbergen.

Die Prinzessin lächelte, ritt zu Oberstein und band ihn auf dieselbe Weise an ihre Person.

Der Herzog gab ein Zeichen. Zwei Trompeter und ein Trommler traten an die Spitze des Zuges und begannen ihre Musik. Sie war einfach genug, aber in damaliger Zeit war man noch nicht so verwöhnt, wie heute; man stellte sich leicht mit ein wenig musikalischem Lärm zufrieden. „Wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen," sagt das Sprichwort. Es hatte schon damals seine Richtigkeit. Wenn die schmucken Düsseldorferinnen, welche umherstanden, auch nicht gerade dazu tanzten, so hatten sie doch offenbar Lust dazu, denn ihre Beine hoben sich unwillkührlich im Tacte.

Die Langschläfer und die Gemächlichen, welche nicht auf den Burgplatz gekommen waren, wollten doch auch ihre Augenweide haben. Allenthalben öffneten sich die Fenster und in denselben wurden eine Menge unfrisirter Köpfe sichtbar. Der letztere Umstand aber hinderte nicht, daß die Meisten dem Herzog mit lauter Stimme einen Jubelruf entgegentrugen und daß die Frauen ihre Tücher schwenkten.

Fort ging der Zug durch die Stadt, auf beiden Seiten von der fröhlichen Menge begleitet.

Die beiden Cavaliere der Prinzessin hatten sich rechts und links zu ihr gesellt, denn ihr Wunsch war ihnen Befehl, aber sie sahen Beide recht sauertöpfisch drein und es war schwer, mit diesen Begleitern eine Unterhaltung zu pflegen.

Amalie gab aber ihr Vorhaben, sie unterwegs zu versöhnen, so leicht nicht auf und wußte das schnell stockende Gespräch immer wieder von Neuem zu beleben.

Der Zug hatte die Stadt bald hinter sich und langte außerhalb derselben am Rheinufer an, wo schon Nachen und Schalden bereit lagen, um die Jagdgesellschaft und ihre Pferde überzusetzen.

Graf von Beveron hatte sich Anfangs an der Seite des Herzogs gehalten, als sie aber eine Strecke weit am Rheinufer vorbeigeritten waren und die Landstraße erreicht hatten, fand er eine günstige Gelegenheit, sich der Prinzessin Anna anzuschließen, welche ihn mit einem dankbaren Blicke lohnte.

In der Gegend von Neuß nahm sie der Wald auf, da wandte sich der Herzog im Bügel und rief seinen Begleitern zu: „Meine Herren und Damen, ich will Sie in Ihrem Jagdvergnügen nicht beschränken, sondern Jeden seiner Neigung folgen lassen, aber um die Mittagsstunde werden wir uns Alle bei dem Schlosse zu Grevenbroich zusammenfinden, dort im Walde einen

Imbiß nehmen und dann eine gemeinschaftliche Jagd halten."

Nach diesen Worten gab er seinem Rosse die Sporen und sprengte in den Wald. Seinem Beispiele folgten die Andern und gesellten sich in Gruppen, wie die Freundschaft und der Zufall sie zusammenführte; auch der Landdrost und der Herr von Oberstein wollten vorwärts, aber Prinzessin Amalie sprach lächelnd: „Die Herren haben wohl schon vergessen, daß ich sie zu meinen Cavalieren ernannt habe. Ich hätte wahrlich nicht geglaubt, daß ich am Hofe meines Bruders nicht zwei Ritter finden würde, die geneigt wären, die Freuden der Jagd in meiner Gesellschaft zu genießen!"

Wohl oder übel mußten sie sich fügen und einstweilen ihren Strauß auf einen günstigern Augenblick verschieben.

„Folgen Sie mir, meine Herren!" rief sie und peitschte das Pferd, daß es im vollen Galopp dahin schoß.

In wenigen Minuten war die ganze Jagdgesellschaft zwischen den Bäumen verschwunden, nur Anna und der Graf Beveron ritten einsilbig und im Schritt nebeneinander her. Die Anstrengungen, welche der Graf machte, den Faden einer Unterhaltung zu finden, waren vergeblich, Anna blieb in ein stilles Hinbrüten versunken.

Jetzt hatten sie mitten im Walde einen Hügel erreicht, auf welchem eine zerfallene Burg stand. Anna hielt ihr Pferd an und schaute zu dem epheuumrankten Gemäuer empor. „Wie schön ist es hier?" rief sie aus. „Dort ringsumher der dichte Wald mit den hohen Bäumen und hier die einsame Ruine. Wenn es Ihnen recht ist, Herr Graf, steigen wir ein wenig ab. Ich glaube, die bezaubernde Schönheit dieses Platzes wird uns für die Langweiligkeit der Jagd hinlänglich entschädigen."

Beveron sprang aus dem Sattel und half der Prinzessin auf den Boden, dann reichte er ihr den Arm und führte sie den Hügel hinan, wo sie sich zwischen dem Epheu auf der zerfallenen Treppe niederließen.

Die beiden jungen Leute, welche so schweigsam neben einander hergeritten waren, blieben auch jetzt noch ziemlich einsilbig. Tausend Dinge hatten sie sich zu sagen, aber das Wort fand den Weg aus dem Herzen zu den Lippen nicht; wie hinter einem eisernen Gitter eingeschlossen, wagte es sich nicht aus seinem Kerker hervor. Doch wenn auch die Lippen schwiegen, die Augen konnten nicht stumm bleiben; in ihnen stand die Sprache glühender Liebe, was bedurfte es da auch noch der Worte? Wußten Sie nicht, was sie sich waren und wären Worte im Stande gewesen, das Gefühl des Herzens wiederzugeben?

Die Prinzessin hob ihr Auge empor und ließ es über die Ruine schweifen. „Ich habe diesen Ort niemals gesehen,“ sprach sie, und doch war ich so oft in diesem Walde. Es liegt etwas Geheimnißvolles über dem alten Gemäuer, es heimelt mich an und flößt mir doch auch ein gewisses Grauen ein. Ich möchte wohl die Geschichte dieser verfallenen Burg kennen.“

Sie war aufgestanden und hatte sich dem Gemäuer genähert; Beveron folgte ihr. Sie wies mit dem Finger auf den Epheu, dessen untere Theile fast armdicke Stämme zeigten, welche dicht mit grünem, langhaarigem Moose bewachsen waren, während die oberen Zweige überall junge, lebensfrische Schossen getrieben hatten und höher und höher emporrankten. Wie tausend kleine Finger griffen sie allenthalben in den Mörtel und das Gestein hinein; wo nur eine Ritze und eine Oeffnung war, hatten sich die zahllosen Luftwurzeln Eingang verschafft, den Stein umflochten und umklammert und sich so fest an-

gesogen, daß die Prinzessin nur mit Mühe einen saftigen Schößling von dem Gemäuer ablösen konnte.

„Herr Graf,“ sprach sie lächelnd, „schauen Sie diese schwache Ranke, wie sie sich mit einer wunderbaren Kraft an dem Gestein zu halten versteht. Glauben Sie nicht, daß es einer großen Kraft bedürfen würde, sie von der Wurzel bis zu dieser Höhe abzulösen?“

„Allerdings,“ gab er zur Antwort, „wenigstens würden die Zweiglein an hundert Stellen brechen, ehe sie losließen.“

„So ist es,“ entgegnete sie; „sie würden sich eher zerstückeln lassen, als daß sie einer frevelnden Hand willig nachgäben. Nun wohl, Herr Graf, bin ich nicht auch ein solcher Epheu, der sich an den starken Mann klammert? Ist nicht meine Liebe so stark, daß nur die Gewalt mich von ihm trennen kann? Und würde nicht diese rohe Gewalt, indem sie über meine Ohnmacht siegte, zugleich mein Herz zerreißen?“

Beveron ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippen, während sein Auge sich in das ihrige versenkte. „Anna,“ sprach er mit zitternder Stimme, „Dein Bild ist nicht das richtige. Du bist nicht der Epheu, welcher, des Schutzes und der Stütze bedürftig, haltlos am Boden umherkriecht, bis er einen mächtigen Baumstamm oder eine Ruine gefunden hat, die ihm Halt und Kraft gebe, ohne deren Dasein er immer im Staube kriechen würde. Du bist nicht bestimmt, gestützt zu werden, sondern selbst zu stützen. Wärest Du im Dunkel des Waldes geboren, wie dieser Epheu, so möchte das Bild gelten, aber die leuchtende Alpenrose will eine sonnige Höhe, von welcher herab sie in voller Majestät frei und ohne Halt stehend den einsamen Wanderer entzückt. Dort in der Nähe des Himmels, hoch über den Fluren gemeiner Sterblichen gedeiht sie und entfaltet ihre blen-

dende Farbenpracht. Der Alpensteiger kniet in ihrem Gluthmeere nieder und fühlt sich unaussprechlich glücklich in ihrer Nähe, aber er weiß, daß sie in seinem niedrigen Thalgarten nicht fortkommen, sondern einsam vertrauern und verkümmern würde. Sie bedarf der Höhe und der Sonne, die frei über den Bergen schwebt."

„Wie traurig ist das Loos einer solchen Alpenrose," antwortete die Prinzessin. „Mit einem Herzen voller Gluth steht sie in blendendem Farbenglanze zwischen Eis und Schnee. Die Sehnsucht zieht sie ewig nieder in das Thal zwischen die leuchtenden Seen und die grünen Gräser, aber sie ist gebannt in jene Höhen, wo nichts ist, was sie erwärmen und erfreuen kann. Wenn die Frühlingssonne sie anlacht, schöpft sie neue Hoffnung und diese Hoffnung gebärt Knospen und Blumen, aber ach, wie bald wird sie von der Täuschung entblättert und von Neuem angefröstelt! Liebst Du mich so wenig, daß Du mir diese einsame, kalte Höhe wünschest?"

„Beim Himmel," antwortete der Graf, „ich bin mir bewußt, daß ich Dich mehr liebe, wie mein Leben, daß ich meinen letzten Blutstropfen mit Jauchzen verspritzen würde, um Dir eine frohe Minute zu verschaffen — wäre es auch nur eine einzige. Aber eben diese Liebe verbietet mir, Dein Geschick an das meinige knüpfen, Dich Deinem natürlichen Boden entreißen zu wollen. An dem Tage, an welchem ich von Dir lassen muß, wird mein Leben sein, wie ein Zweig, der, von seinem Stamme losgerissen, langsam verdorrt; es wird keine Fröhlichkeit mehr in mein Herz kommen, der Tod wird mir erwünscht sein, aber ich werde mir sagen dürfen, daß ich wie ein Mann gehandelt habe."

„Und wirst Du Dir nicht auch sagen: Ich habe das Glück meiner Geliebten zerstört, ich habe sie zur

ewigen Einsamkeit verdammen helfen und ihrem Herzen einen Stoß gegeben, dem sie erliegen muß?"

„Anna," antwortete er mit feuchten Augen, „Du wirst nicht unglücklich werden; diese thörichte Liebe wird Dir über Kurz oder Lang wie ein schöner Traum erscheinen, aus dem Dich die aufsteigende Sonne erweckte. Eine kurze Zeit wirst Du dem Traume nachhängen und bedauern, daß er entschwand, aber die Wirklichkeit des Lebens wird doch stärker sein, als der Traum."

Sie schüttelte mit dem Kopfe, und plötzlich das Gespräch abbrechend, trat sie in den halb verschütteten Eingang des Thurmes. „Beveron," flüsterte sie, „es ist so schaurig da drinnen, aber ich kann der Neugierde nicht widerstehen."

Sie schlüpfte hinein und der Graf folgte ihr. Im Innern des Thurmes sah es wüst aus; die Decke war zur Hälfte eingestürzt und der Schutt lag am Boden, während die andere Hälfte schief niederhing und jeden Augenblick zu fallen drohte. Ueber den Fenstern hatten die Schwalben ihre Nester gebaut, welche mit lautem Gezwitscher aus- und einflogen und von den Eingetretenen keine Notiz nahmen. In einer Ecke hatte ein Fuchs sein Lager aufgeschlagen; er sprang auf, schaute die Eindringlinge mit mißtrauischen Augen an und verließ mit verhaltenem Ingrimme seine Festung.

Die Prinzessin ging über den Schutt hinweg zu einer Thüre, die nur noch in einer Angel hing. Sie gelangten in einen großen Raum, der ehemals als Waffensaal gedient haben mußte. Die meisten Fenster waren vom Sturme hinweggeführt, im Regen verfault, oder von niederfallenden Steinen entzweigeschlagen, aber in einzelnen Oberlichten hatten bunte Glasscheiben das Zerstörungswerk überdauert; auf diesen waren noch kriegerische Inschriften und Abbildungen von ritterlichen Kämpfen

zu sehen. Hier und dort hing auch noch eine Waffe an den kahlen Wänden, aber von dem ehemaligen Glanze war nichts mehr zu sehen, Staub und Rost hatten sie ganz eingehüllt.

Graf Beveron streckte die Hand nach einem der Schwerter aus; es war ein krummer Türkensäbel, über und über von Rost und Staub bedeckt; er vermochte ihn nicht aus der Scheide zu ziehen, die Einwirkung von Nebel und Regen hatten ihn mit derselben verbacken. „Hänge nur wieder an Deiner Stelle," sprach er, „Du wirst keinem Christen mehr den Kopf spalten."

„Sieh hier," rief die Prinzessin, „wie aus der Ruine das Leben aufsteigt! Aus dem herabgefallenen Schutte sproßt selbst im Innern dieser Halle Kraut an Kraut."

Es war in der That so; rings um die Wände, wo sich die von oben tropfende Feuchtigkeit sammelte, schossen Blumen auf, aber es waren Kräuter, deren bloßer Anblick ein Frösteln einjagt, Giftpflanzen mit dunkeln, dichtbehaarten Blättern und noch dunkleren Blüthen.

„Ziehe Deine Hand zurück," rief Beveron erschrocken, „denn in diesen Blättern und Blüthen schläft der Tod."

Anna fuhr schnell zurück. „Ich hätte mir's denken können," flüsterte sie, „daß aus dem Blute, welches einst diese Männer des Schwertes vergossen, nur Tod und Verderben blühen kann."

Sie gingen zusammen in ein anderes Gemach; es war nicht besser, als das vorhergehende; auch hier hatte der Zahn der Zeit genagt.

„Steigen wir die Treppe hinauf," sprach Anna; „ich möchte den Verfall dieser ehemaligen Herrlichkeit überall sehen, um mir desto besser in's Gedächtniß rufen zu können, was die Zeit aus Glanz und Größe machen kann."

Die Treppe war eines von jenen Kernstücken, wie sie im Mittelalter construirt wurden, die aber aus unsern heutigen Bauordnungen längst verschwunden sind. Die Ballustrade aus schweren Eichenbohlen trug noch unversehrtes Schnitzwerk, aber auch dieses Prachtstück hatte dem allgemeinen Ruine nicht entgehen können; die schweren Tritte waren theilweise angefault und gaben unter den Füßen der Hinaufsteigenden bedenklich nach; auch fehlten an verschiedenen Stellen die geschnitzten Ballustres, andere hatten sich aus der Verbindung gelöst und hingen schief nach einer Seite.

„Jetzt hatten sie das erste Stockwerk erreicht und gelangten in eine Anzahl von Kammern, die sich nur dadurch von einander unterschieden, daß sie mehr oder minder zerfallen waren. Aus den Fenstern oder vielmehr aus ihren Löchern hatte man einen wundervollen Anblick auf den rauschenden Wald, dessen schlanke Wipfel sich zu Füßen der Burg schaukelten. „Wie schön!" mußte Anna noch einmal ausrufen.

„Und doch so erschrecklich langweilig und ewig einerlei," sprach eine tiefe Baßstimme.

Erschrocken wandte sich die Prinzessin um. Ein alter Mann, auf einen Krückenstock gestützt, stand ihnen gegenüber. Er paßte zu dieser Ruine; gebeugt und gebrechlich, wie sie, gaben seine kräftigen Züge und sein von jugendlichem Feuer leuchtendes Auge doch ein beredtes Zeugniß, daß er einst ein ganzer Mann und ein Held gewesen sei. Jetzt hing ihm das weiße Haar unordentlich um die abgemagerten Schläfen, seine Glieder zitterten, seine Hände vermochten kaum den Stock zu halten, aber so war es nicht immer gewesen.

Langsam auf die Prinzessin zuschreitend, sprach er mit der Grazie eines vollendeten Weltmannes: „Ich heiße Sie willkommen in meinem Eulenneste!"

„Sie sind der Eigenthümer der alten Burg?“ fragte Anna verwundert.

„Ihr Eigenthümer und ihr Bewohner,“ antwortete der alte Mann; „aber seit zwanzig Jahren habe ich hier keines fremden Menschen Antlitz gesehen. Der alte Freiherr von Vlaerden lebt für die Leute nicht mehr, sondern geht nur als Gespenst in den Räumen seiner verfallenen Burg umher. Ist es da ein Wunder, daß sie auf eine Meile weit um die verwünschte Burg herum gehen, aber niemals den Fuß auf ihre Schwelle setzen? Uebrigens ist es dem alten Freiherrn schon recht so, denn er liebt diese langweilige Einsamkeit, weil er in derselben ungestört träumen und sich in sein längst verblichenes Glück zurückversetzen kann.“

„Verzeihen Sie uns, mein würdiger Herr,“ sprach Anna, „daß wir Ihre Stille störten; wir hatten keine Ahnung davon, daß diese Ruine bewohnt sei.“

„Man sollte es allerdings kaum glauben,“ antwortete der Greis; „sie eignet sich besser für Wolf und Fuchs, als für einen Menschen; aber Sie könnten mir den herrlichsten Palast anbieten, ich würde ihn nicht eintauschen gegen dieses erbärmliche Obdach, in welchem ich kaum einen Platz finde, wo mein graues Haupt vor Schnee und Regen sicher ist. Doch erlauben Sie mir vorher, Ihnen zu sagen, daß Sie mir mit ihrem Begleiter durchaus nicht unwillkommen sind.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte,“ entgegnete die Prinzessin; „aber ich möchte wissen, was Sie so sehr an diese Stätte fesselt.“

Der Greis lächelte; er schien sich in eine längst vergangene Zeit zu versenken. „Folgen Sie mir in meine Stube,“ sprach er nach einer Weile. „Sie sollen den Grund hören und ein Geheimniß erfahren, auf welchem bisher sieben Siegel lagen.“

Langsam schritt er voran in ein Gemach an der Hinterseite der Burg; es war nicht so verfallen und so ärmlich, wie die übrigen, im Gegentheile machte sich eine Art von verblichenem Glanze hier bemerkbar. Er öffnete das Fenster, zeigte mit dem Finger in den kleinen Burggarten hinab, wo ein greiser Knecht mit Pflanzen beschäftigt war, und sprach: „Er und ich, wir haben es hier ausgehalten und wir werden bleiben, bis der Tod uns ruft oder ein fallender Stein uns erschlägt.“

Mit den zitternden Fingern auf die Fensternische deutend, die zu beiden Seiten eine Bank hatte, lud er seine Gäste zum Sitzen ein. „Ich wollte Ihnen meine Geschichte erzählen,“ sprach er, „aber es wird Ihnen sonderbar und wie Geschwätzigkeit vorkommen, daß ich meine Erlebnisse zwei fremden Personen aufdränge. Das soll man dem alten Freiherrn von Blaerden nicht nachsagen, deßhalb muß ich Ihnen erst den Grund meines Benehmens mittheilen. Sehen Sie den alten Mann da draußen! Er und ich haben in der jüngsten Zeit oft die Boten des Todes bei uns gehabt; wir werden bald sterben, wahrscheinlich ehe sich noch einmal der Fuß eines Fremden hierher verirrt. Ich glaube, daß Gott Sie mir hierhergesandt hat, um mir einen Dienst zu leisten, den einzigen, den ich noch von Menschen verlange.“ Also sprechend zog er ein Medaillon aus dem Busen, welches mit funkelnden Edelsteinen übersät war und an einer feinen, goldenen Kette hing. Nachdem er dasselbe mit einem Druck des Fingers geöffnet hatte, überreichte er es der Prinzessin und sprach: „Sehen Sie diesen Frauenkopf; er strahlt von Schönheit und Jugend und ich glaube nicht, daß es eine zweite Frau in der Welt gibt, welche sich mit dieser an körperlichen Reizen und an Vorzügen des Geistes messen kann.“

Anna hatte das Medaillon in die Hand genommen

und schaute das Miniatur-Gemälde in demselben an. „Wahrlich," rief sie aus, „das ist die schönste Frau, welche ich jemals gesehen habe. Sie trägt eine Krone!"

„Sie trägt eine Krone," antwortete der Greis, „denn sie war eine Fürstin und zugleich meine Frau!"

„Ihre Frau?" riefen Anna und der Graf zugleich.

Er nickte und fuhr mit einem schmerzhaften Lächeln fort: „Ja, sie war meine Frau! In meinen Jünglingsjahren stand mein Sinn auf Heldenthaten und Abenteuer. Diese Burg, die damals noch nicht in dem Rufe stand, daß hier Geister und Gespenster umgingen, sondern jung und schmuck war, wie ich selber, wurde mir zu enge. Hinaus mußte ich in die weite Welt; mein Knappe, der Greis, welcher jetzt im Schloßgarten arbeitet, mußte zwei Hengste satteln, welche wir bestiegen und hinwegtrabten. Unser Ritt ging durch manches Land, aber wir fanden nirgends die Abenteuer, welche wir suchten, bis wir endlich, weitab vom deutschen Lande, zu einem fremden Könige kamen, der mit seinem Nachbarn im Kriege lag. Ich ritt in den Königshof und verlangte, für den Souverain dieses Landes zu streiten. Man willigte gerne in meine Bitte, denn tapfere Leute thaten Noth. Was soll ich Euch erzählen von den Kämpfen, die wir gewonnen! Es ist nicht nöthig, obschon mein Blut noch heute schneller fließt, wenn ich der Thaten gedenke, die ich und mein Knappe vollbrachten. Als ein gewöhnlicher Reiter, der für Sold und Ehre dient, war ich gekommen, aber in wenigen Monaten stieg ich von einer Würde zur andern, bis ich zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt wurde. Gott war mit mir, ich schlug den Feind des Königs so vollständig, daß er sich unterwerfen und harte Bedingungen eingehen mußte. Ruhmgekrönt und von Allen hochgepriesen kam ich zurück und wurde mit den höchsten Ehren überschüttet. Des Königs Töchter-

lein mußte mir vor den Augen aller Großen des Reiches einen goldenen Kranz auf die Locken drücken. Da begegnete mein Blick dem ihrigen — und wir liebten uns. Mich verzehrte das Feuer dieser Liebe, wie ein glühender Strom, aber ich wagte nicht, ihr zu gestehen, was in meinem Herzen vorging, denn ich sah die unermeßliche Kluft, welche zwischen ihr und mir stand.

„Ich wollte fliehen und alle Ehren in die Schanze schlagen, aber ich vermochte es nicht. Wahrscheinlich hätte mich diese stille, hoffnungslose Liebe bald aufgerieben, und das wäre gut gewesen. Ein unglücklicher Zufall aber brachte uns eines Tages auf der Jagd zusammen; wir waren allein, weit von dem Gefolge des Königs. Das böse Geschick wollte es, daß wir uns erklärten. Von dieser Stunde an war unser Schicksal besiegelt, denn wir schwuren Beide einen heiligen Eid, daß wir nicht von einander lassen wollten, was auch über uns hereinbrechen möchte.

Da geschah es nicht lange nachher, daß ein fremder Fürst sie zur Gemahlin begehrte. Sie stellte ihrem Vater vor, daß ihr Herz brechen würde, wenn sie zu der verhaßten Heirath gezwungen werde, aber ihre Thränen halfen nicht; der König sagte ihr, daß eine Königstochter niemals auf ein süßes Eheglück rechnen dürfe, sondern verpflichtet sei, ihr Glück und selbst ihr Leben dem Wohle des Landes zum Opfer zu bringen.

„Wir hielten das für Tyrannei, für einen Mißbrauch der väterlichen Gewalt, erinnerten uns gegenseitig an den Schwur, welchen wir geleistet und — flohen.

„Auf weiten Umwegen erreichten wir die Burg meiner Väter, froh, dem königlichen Zwange entronnen zu sein. Mit Freuden hatte sie dem Glanze des Thrones entsagt, um mir ganz und ungetheilt anzugehören. Ich jauchzte in meinem Glücke und war verblendet ge-

nug, zu glauben, daß meine Liebe groß genug sei, ihr alle Ehren der Welt zu ersetzen.

„Nun wohl, so lange der Taumel der Liebe kein ruhiges Nachdenken erlaubte, waren wir allerdings so glücklich, wie es unter Menschen möglich ist; aber dieser Taumel dauerte nicht ewig. Die Einsamkeit des Waldes fing an, auf sie zu drücken und es kamen Stunden, in welchen sie es bitter empfand, den Vater und die Familie verlassen zu haben. Für den Glanz und die Größe erzogen, wurde ihr diese Waldinsel bald unerträglich. Wir gingen auf Reisen, denn ich wollte die Leere in ihrer Brust mit neuen Eindrücken verscheuchen, aber es gelang mir nicht. Zwar liebte sie mich mit gleicher Gluth, wie in den ersten Tagen, aber es schmerzte sie, daß sie diese Liebe in fremden Landen verbergen mußte, daß sie nicht offen vor ihren Vater hintreten und ihm bekennen durfte, ich gehe ihr über alle Könige der Erde.

„Was mich anging, so hatte ich mir schon längst Vorwürfe gemacht, sie ihren natürlichen Kreisen entzogen zu haben, denn ich sah mit Bangen, daß meine Person nicht ausreichte, sie für das Verlorene zu entschädigen. Ich sprach ihr das auch offen aus, aber sie wollte davon nichts hören, sondern betheuerte mir, daß sie den gethanen Schritt niemals bereuen werde.

„Nun, ich ließ mich von ihren Betheuerungen wieder in die alte Sorglosigkeit einwiegen und war so überaus glücklich in ihrem Besitze, daß ich noch heute keine Worte für diesen beseligenden Zustand finden kann. Aber ich täuschte mich dennoch, wenn ich glaubte, auch meine Gattin sei so glücklich. Nach und nach verlor sich ihre Heiterkeit, ihre Augen wurden trüber, ihre Wangen blässer und sie verlangte, in meine einsame Burg zurückgeführt zu werden.

„Ich hoffte, hier werde sich ihre stille Trauer legen

und ich durfte es mit Grund hoffen, denn wir nahten uns der Zeit, wo sie mir einen Erben schenken sollte.

„Als dieses neue Pfand unserer Liebe das Licht der Welt erblickte, jubelte ich laut auf, denn ich glaubte, dieses bildschöne Knäblein werde die Erinnerung an den verlassenen Königshof in ihrem Herzen verwischen. Aber auch darin hatte ich mich getäuscht. In einer stillen Nacht, als sie sich allein wähnte, nahm sie das Kind in ihre Arme und begann bitterlich zu weinen. Armes Kind, sprach sie, mein Leichtsinn hat Dir eine Krone geraubt. Dein Platz war unter den Fürsten und Mächtigen der Erde und ich habe Dich zu einem Landedelmann erniedrigt. Wenn die Könige die Geschicke der Völker bestimmen, wirst Du unbekannt und ungeachtet hinter dem Wilde dieses Waldes herjagen, dann und wann einen ritterlichen Strauß auskämpfen und im Uebrigen ein armer Ritter sein, der im Rathe der Großen weder Sitz noch Stimme hat. Wenn Du jemals das Geheimniß Deiner Geburt erfährst, wirst Du Deiner armen Mutter fluchen.

„Ich hatte mich hinter der Gardine ihres Bettes in einem Sessel niedergelassen, um zur Hand zu sein, wenn sie einer Hülfe bedürfe. So hörte ich jedes Wort. Wie eben so viele brennende Pfeile bohrten sie sich in mein Herz und ich glaubte zu sterben. Starr und unbeweglich blieb ich sitzen, bis sie eingeschlafen war, dann schlich ich mich in meine Kammer und weinte bis zum Morgen. Von diesem Tage an waren alle Hüllen, die bisher unsern Schmerz verdeckt hatten, gefallen. Wir wußten gegenseitig, daß wir litten, aber wir mühten uns ab, uns so viel Liebe anzuthun, als möglich war. Was konnte es helfen! Eine Scheidewand stand dennoch zwischen uns, die nicht mehr weggeräumt werden konnte.

„Ich wollte sie wieder an den Hof zurückbringen, aber

sie weigerte sich entschieden und sagte, ihr Platz sei an der Seite des Mannes, den sie frei und ungezwungen gewählt habe. Zum Unglücke starb das Kind und nun wurde sie so ganz vereinsamt in ihrem Gemüthe, daß sie nicht einmal mehr auf die Zeichen meiner Liebe achtete.

„Ich war dem Wahnsinne nahe und ich würde mir das Leben genommen haben, wenn sie dadurch nicht noch ärmer und elender geworden wäre.

„Doch, wozu noch länger die Tage unseres Unglücks schildern? Sie siechte langsam hin und starb in meinen Armen. Als sie in den letzten Zügen lag, kam noch einmal die alte Liebe über sie; so heiter, wie in den ersten Tagen unseres Glückes, lächelte sie mich an, dann brachen ihre Augen und sie war eine Leiche. Drunten in der Schloßkapelle, die nun auch schon zu einer Ruine geworden ist, liegt sie begraben.

„Als sie beigesetzt war, nahm ich Abschied von der Welt; all mein Gesinde verabschiedete ich und hielt nur jenen treuen Knappen bei mir. So bin ich nach und nach mit meiner Burg eine gebrechliche Ruine geworden und sehe dem Augenblicke entgegen, wo ich meinen letzten Athemzug aushauche."

Die Prinzessin und Graf Beveron hatten ihm mit tiefer Bewegung zugehört; ihren Herzen entstiegen jetzt leise Seufzer und Anna wendete sich mit der Frage an den alten Mann: „Welchen Dienst wünschten Sie von mir?"

„Einen großen," antwortete er. „Noch immer liegt es schwer auf meiner Seele, daß ich die Königstochter in den Staub der Alltäglichkeit niederzog, noch habe ich die Leiden nicht gesühnt, die ich dem Vater durch die Entführung seiner Tochter verursachte. Wer sollte es nach meinem Tode thun, wenn nicht ein mitleidiges Herz für mich eintritt? Nehmen Sie aus der Hand eines Sterbenden dieses Medaillon und lassen Sie alljährlich

am ersten Mai, dem Tage meiner Trauung, eine Messe für mich und meine Gattin lesen. Wollen Sie das?"

„Ich will es und werde es pünktlich thun, so lange ich lebe," antwortete Anna, „aber behalten Sie das Medaillon."

„Nein," antwortete der Greis, „der alte Freiherr von Vlaerden bedarf dieses Kleinodes nicht mehr; es ist besser an Ihrem Busen aufgehoben! Möge es Ihnen ein Talisman sein, der Sie durch die Fährlichkeiten des Lebens und der Liebe führt. Aber noch eines, mein Kind: Kommen Sie wieder, wenn ich gestorben bin. Sie sollen dem Vater, oder vielmehr seinen Nachkommen, sagen, wo die Königstochter begraben liegt. Sie werden das Geheimniß hier aufgedeckt finden, wenn Sie wieder kommen!"

Er war nach diesen Worten matt und abgespannt, reichte der Prinzessin das Medaillon und machte ein Zeichen mit der Hand, daß sie sich entfernen sollten.

Anna hing das Kleinod um ihren Hals, küßte die welke, zitternde Hand des alten Mannes und entfernte sich mit dem Grafen. Schweigend und nachdenklich kamen sie bei ihren Pferden an, die sich unterdessen das Gras hatten schmecken lassen.

„Welch ein wunderbares Abenteuer!" flüsterte die Prinzessin!"

„Und welch ein Fingerzeig des Himmels!" antwortete der Graf.

Anna senkte den Kopf. „Wir müssen eilen," flüsterte sie, „der Herzog möchte uns vermissen und in Sorge sein."

Die Pferde flogen im schnellsten Laufe dahin und bald war die Burg mit dem alten, zitternden Freiherrn ihren Blicken entschwunden.

Dreizehntes Kapitel.

Wie Herzog Wilhelm den Uebermuth des Adels straft.

Der Herzog hatte seinen Jagdgenossen absichtlich die Freiheit gegeben, denn ihm lag in Begleitung seines getreuen Rathes Heresbach ein stilles Geschäft ob, um dessentwillen ja eigentlich die heutige Jagd angestellt war. Die beiden Reiter trabten auf Seitenwegen von dannen und der Herzog ertheilte seinem Stallmeister noch den Auftrag, sich, langsam jagend, dem Schlosse Grevenbroich zu nähern und von Zeit zu Zeit durch Hornsignale der Jagdgesellschaft kund zu thun, wo er sich befinde.

Prinzessin Amalie bedurfte all ihrer Aufmerksamkeit, um die beiden gezwungenen Cavaliere, den Landdrosten Bynsfeld und den Herrn von Oberstein, an ihrer Seite zu behalten. Es war komisch anzusehen, wie diese beiden Herren sich in Höflichkeiten und artigen Redensarten gegen die Prinzessin überboten und gleichzeitig einander flammende Blicke zuwarfen. Ein kleines Wild, ein armseliger Fuchs oder ein hinkender Wolf, wurden schon Anlaß, daß sie mit hängenden Zügeln hinter den Flüchtigen hersprengten, nicht aber aus Jagdeifer, sondern aus dem wenig freundschaftlichen Grunde, sich einander im Dickicht die Hälse zu brechen.

Simon Gymmenich, der stracke Gesell, der im Walde seine liebe Noth hatte, die Pagen in Ordnung zu halten, hatte einen Augenblick dieses lästigen Amtes vergessen, um einem stattlichen Hirsche nachzusetzen. Auf diesem Ritte kam er an der Prinzessin vorüber; da wurde auch diese vom Jagdeifer ergriffen, ließ ihre beiden Gefangenen außer Acht und schloß sich dem Pagenmeister an.

Lustig schallte das Hüfthorn; die Pferde setzten

durch Dorn und Gestrüpp, sprangen über Bäche und Gräben immer dem Hirsch nach, der sich in einem weiten Kreise bewegte. Schon hatte er manche Wunde empfangen, das Blut troff ihm an verschiedenen Stellen am Leibe herunter, aber noch ließ er im Laufe nicht nach. Endlich, zwischen einer Gruppe von hochragenden Bäumen, stürzte er, wie vom Blitze getroffen, zusammen. Die Prinzessin und der Pagenmeister sprangen gleichzeitig aus dem Sattel, um ihm den Garaus zu machen, aber sie blieben wie angewurzelt stehen, denn der Hirsch war zwischen zwei kämpfenden Männern niedergestürzt, als sie eben ihre Degen gegeneinander kreuzten.

Die Prinzessin trat ihnen näher und redete sie mit ernster, fast zorniger Stimme an: „Meine Herren, Sie hatten meinen Wunsch, den Frieden zwischen Ihnen zu stiften, wohl erkannt, und doch suchen Sie sich um kleinlicher Streitigkeiten willen zu tödten! Wahrlich, Sie sind dem Herzoge keine treuen Diener, wenn Sie die Gesetze des Landes und meine Wünsche so gering achten! Stecken Sie augenblicklich Ihre Degen ein, oder ich muß Sie durch Simon Gimmenich entwaffnen lassen. Auf dieser Jagd darf kein Menschenblut fließen!“

Die Kämpfenden verbeugten sich vor der Prinzessin und steckten ihre Degen grollend in die Scheide.

„Meine Herren, Sie wollen diesen Streit nur vertagen,“ sprach Amalie weiter, „ich ersuche Sie aber, sich die Hand zu einer wirklichen und dauernden Versöhnung zu reichen; ich finde mich sonst genöthigt, dem Herzoge Anzeige von diesem Duell zu machen. Sie kennen den Herzog zur Genüge, um zu wissen, daß er Ihren Ungehorsam und Ihre Widersetzlichkeit gegen die bestehenden Vorschriften nicht ungestraft lassen würde.“

„Ich bin vollständig bereit, mich zu versöhnen, gab Oberstein zur Antwort; „ich gehe gerne noch einen Schritt

weiter und bitte ihn um Vergebung, weil ich glaube, daß ich ihn durch beißende Worte und herausfordernde Mienen gekränkt habe."

Die Erklärung Obersteins machte eine gute Wirkung auf die Prinzessin; sie lächelte ihm freundlich zu und wandte sich an Bynsfeld: „Sie sehen, Herr Landdrost, daß Ihr Gegner mehr als die Hälfte der Schuld auf sich nimmt und zugleich eine große Selbstverleugnung übt, indem er dem ritterlichen Kampfe durch eine demüthige Bitte ein Ende macht. Folgen Sie seinem Beispiele!"

Der Landdrost krümmte sich noch ein wenig, aber es blieb ihm schließlich doch nichts anderes übrig, als zu Herrn von Oberstein zu treten, ihm die Hand zu reichen und mit sauersüßer Miene ebenfalls Versöhnung zu geloben. Ob bei ihm das in diesem Augenblicke ernstlich gemeint war, oder ob er nicht vielmehr den alten Haß noch mit derselben Stärke in seiner Brust trug, das mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls war der Zweikampf für dießmal beseitigt, wenn auch nur aus Rücksichten der Schicklichkeit und des Gehorsams. Die Prinzessin war klug genug, den Waffenstillstand, den sie den streitenden Partheien dictirt hatte, wie einen dauernden Frieden zu betrachten und beiden Höflingen die Sonne ihrer Gnade wieder leuchten zu lassen.

Herr von Gymmenich lächelte etwas sarcastisch unter seinem dicken Schnurrbart her, und in dem Spiele seiner Augen glaubte man lesen zu können, daß ihm nichts lieber wäre, als die Erlaubniß, sowohl dem Herrn von Oberstein, als auch dem Herrn Bynsfeld etwas am Zeuge flicken zu dürfen. Die Züchtigung der Knappen widerte den stracken Gesellen schon lange an, weil sie sich nicht zu muxen wagten und alle Unbill seiner Hand und seines Mundes schweigend und mit einge-

zogenen Schultern über sich ergehen ließen. So ein rechtes Stück Arbeit that ihm Noth, wobei sein Muth und seine Glieder gleich viel Arbeit bekamen, aber er wußte wohl, daß er sich solche Gelüste vergehen lassen mußte.

„Der Herzog will uns in Grevenbroich einen Picknick geben,“ sprach die Prinzessin; „dieser Hirsch ist ein prächtiger Beitrag; ich wünsche deßhalb, meine Herren, daß Sie denselben ausweiden und zur Stelle schaffen. Herr von Gymmenich, Sie haben wohl die Güte, meinen beiden Cavalieren beizustehen und darauf zu achten, daß ihre Jagdmesser keine falsche Richtung nehmen. Ich werde mich unterdessen selbst mit der Sorge um die Pagen belasten.“

Der Pagenmeister verbeugte sich, warf einen triumphirenden Seitenblick auf seine Genossen und setzte ein silbernes Pfeifchen an den Mund, welches mit seinem scharfen Tone den Wald durchdrang.

Dieser silberhelle Klang mochte den freiheitslustigen Pagen, welche mehr nach Vogelnestern und Erdbeeren, als nach Wildschweinen und Wölfen umherspähten, nicht besonders angenehm sein, aber es lag doch eine so gewaltige Macht in demselben, daß sie auf der Stelle, wo sie sich eben befanden, blitzschnell herumfuhren und dem Orte zueilten, von woher der Ruf kam. Ihre Folgsamkeit hatte Aehnlichkeit mit dem Gehorsame eines gut dressirten Hundes, der auf den Ruf seines Herrn sich mitten im Laufe wendet und zurückkehet. Man sieht also, daß Herr von Gymmenich nicht mit Unrecht den Beinamen eines stracken Gesellen führte. Es war unter dieser rüden Schaar auch eine eiserne Hand nothwendig, denn diese Pagen bestanden zum größten Theile aus den verzogenen Söhnen eines unwissenden und anmaßenden Landadels, der kein anderes Verdienst hatte, als daß er

seinen Ursprung von den Raubrittern früherer Tage ableitete und, wenn es sich machen ließ, die ererbten Talente seiner Vorfahren auch jetzt noch zuweilen, freilich in abgeschwächter Form, gebrauchte. Ihre Söhne wuchsen durchschnittlich in Rohheit und wildem, zügellosem Wesen auf, streiften bis zu einem gewissen Alter im Walde und in den Obstgärten umher, überhoben sich gegen Jedermann und pochten auf die Stellung und den Reichthum ihrer Väter. Ihr einziger Ehrgeiz bestand darin, einmal an den Hof zu kommen. Dorthin brachten sie natürlich all die Fehler ihrer verwahrlosten Erziehung mit und es bedurfte eines energischen Mannes, der ihnen wenigstens äußerlich einen gewissen Schliff und Anstand beibrachte. So hieß es denn auch ausdrücklich in der Hofordnung, welche der verstorbene Herzog Johann gegeben:

„Item fur die Jungen zu haldenn eynen stracken gesellenn, der sy lere, zuchtige unnd in gehorsam halde und die unzuchtigen den Durwertern anghebe, umb die nach geboren zu straffen.“

Auf den Pfiff des Pagenmeisters entstand in den Gesträuchen ein Rascheln und Rennen und bald kamen die „Jungen“ herbeigestürzt. Die meisten verstanden es noch nicht, regelrecht auf den Pferden zu sitzen, aber reiten konnten sie doch Alle; sie lernten es ja fast früher, als das Gehen. Der donnernde Ruf Gymmenich's brachte aber doch schnell eine bessere Haltung in den Sätteln hervor, und mit einem gewissen höfischen Anstande grüßten sie erst die Prinzessin, dann ihren Meister und zuletzt die beiden Höflinge.

„Folgt mir,“ sprach die Prinzessin, „Herr von Gymmenich stellt Euch unter meine Obhut.“

Sie lächelten vergnügt, denn jede Gelegenheit, der Zuchtruthe des Meisters zu entkommen, war ihnen lieb.

Rasch sprengte die Cavalcade von dannen. Die drei Männer machten sich über den erlegten Hirsch her, bei welcher Arbeit es ziemlich schweigsam zuging, denn der Pagenmeister führte fast allein das Wort, während Oberstein und Bynsfeld nur hie und da eine Antwort knurrten.

Herzog Wilhelm hatte heute Morgen auf das Jagdvergnügen verzichtet, ihn trieb eine andere Sache, die ihm wichtiger war, als die Erlegung eines Rehes oder eines Hirsches. Um der alten Frau willen, welche Audienz bei ihm gehabt hatte, war die Jagdparthie veranstaltet, denn ihr sollte im Beisein des ganzen Hofes eine glänzende Genugthuung werden. Zugleich sollten auch seine Höflinge und die Junker im Lande, die den armen Mann für gering achteten, eine empfindliche Lehre erhalten.

Um völlig unbeeinflußt zu sein, ritt er allein, nur von Heresbach begleitet, und trabte dem Orte zu, welchen die arme Frau als ihren Wohnsitz umständlich beschrieben hatte. Er traf die Wittwe neben ihrer Hütte, wo sie einen schmalen Streifen, welcher sich um dieselbe herzog, mit Rübsamen besäte, um für die nahenden Tage des Herbstes wenigstens etwas für die hungerigen Mägen ihrer Kinder zu besitzen.

Als sie des Herzogs ansichtig wurde, erschrak sie; er aber sprang vom Pferde und ermuthigte sie mit liebreichen Worten, näher zu kommen. „Wo ist das Feld," fragte er, „welches Euch die muthwilligen Buben zerstört haben?"

Die Frau zeigte mit dem Finger auf einen Acker, welcher in der That ein Bild der vollkommensten Verwüstung darbot. Die Hufe der Pferde hatten hier so heillos gewirthschaftet, daß kein Halm mehr aufrecht stand. Es hätte nicht schlimmer sein können, wenn ein feindliches Lager hier aufgeschlagen gewesen wäre.

„Sie haben Euch schlimm mitgespielt, gute Frau,“ sprach der Herzog, „aber ich gebe Euch noch einmal die Versicherung, daß Ihr eine doppelte Ernte halten werdet. Euer Acker soll niemals so gute Früchte getragen haben. Aber nun hört auch von mir, was Ihr zu thun habt, um zu dieser guten Ernte zu gelangen. Nach Mittag werde ich mit meinem Hofe wie von ungefähr an diesen Acker kommen. Ihr müßt auch da sein und, wenn ich Euch frage, wer diese Verwüstung verschuldet, so sollt Ihr ohne Umschweife antworten. Wollt Ihr das?“

„Ich will es ganz gewiß und sicher thun,“ antwortete die Frau, „doch ich fürchte, der Herr Bynsfeld wird nachher seine Rache an mir auslassen. Sie glauben gar nicht, mein gnädiger Herzog, wie viel wir armen Leute von diesen stolzen Junkern zu leiden haben!“

„Darüber seid ohne Sorgen, gute Frau,“ antwortete der Herzog, „ich werde dem jungen und dem alten Bynsfeld einen Denkzettel geben, der sie für die Folge demüthig macht.“

Nach diesen Worten sprengte er wieder hinweg und begab sich auf das Schloß Grevenbroich, wo er dem Haushofmeister den Auftrag gab, im Walde eine Anzahl von Feuer anzuzünden und Alles zum Kochen und Braten fertig zu richten, auch aus dem herrschaftlichen Keller ein paar Fäßlein guten Gewächses in den Wald zu rollen und die kalte Küche, welche bald auf einem Wagen ankommen werde, in Empfang zu nehmen.

Der Haushofmeister verneigte sich tief und machte sich sogleich an die Arbeit, während der Herzog in den obern Zimmern des Schlosses umherspazierte.

„Sie wollen große Thaten von mir, diese Hofschranzen und Speichellecker,“ sprach er zu sich selber; „sie drängen mich unaufhörlich, mit dem Kaiser anzubinden, und doch treten sie das Recht eben so sehr mit

Füßen, wie er? Wie kann ein Fürst große Thaten verrichten, wenn seine ersten Diener so unreinen Herzens sind, daß sie die wahre Größe nicht einmal begreifen? Wenn sie nicht im Stande sind, ihren gröbsten Leidenschaften zu gebieten, sondern die winzige Macht, welche sie erlangt zu haben glauben, bei jeder Gelegenheit zur Unterdrückung der Armen und Schwachen benützen? Wahrlich, wären sie Alle rein von Schuld, wären ihre Schmeichelworte der Ausdruck ihrer wirklichen Gesinnung und machte sie die Stärke der Tugend auch stark am Körper, wir hätten alle unsere Kraft und Weisheit nöthig, um einem so gewaltigen Gegner die Stirne zu bieten. Wie aber jetzt? Wird nicht ein Heer, welches aus Unterdrückten zusammengerafft und von Unterdrückern commandirt wird, beim ersten Anlaufe zu Grunde gehen?"

Noch lange beschäftigte er sich mit diesem Gedanken und stampfte zuweilen in Zorn und Unwillen mit dem Fuße auf den Parketboden, daß er dröhnte.

Im gegenüberliegenden Walde loderten indessen die Feuer auf und er konnte aus den Fenstern des Schlosses beobachten, wie der Koch seine Vorbereitungen zum Mahle traf. Einzelne von der Jagdgesellschaft trafen allmählig bei den Feuern ein und Keiner kam mit leeren Händen. Jeder hatte irgend ein Wild erlegt, welches die Anzahl der Schüsseln vermehren sollte.

Jetzt kam seine Schwester Amalie mit den Pagen; die jungen Herren schienen außerordentlich mit dem Wechsel ihres Aufsehers znfrieden zu sein, denn der ausgesprochenste Muthwillen leuchtete aus ihren Augen, sie lachten so laut, daß es bis zu den Fenstern des Schlosses emporschallte, und sie tummelten ihre Rosse unnöthiger Weise nach allen Richtungen. Auch der junge Bynsfeld hatte sich zu ihnen oder vielmehr zu der Prinzessin gesellt, denn er betrachtete die „Jungen" als tief

unter ihm stehend und gab dieses durch seine übermüthigen Blicke genugsam zu erkennen.

Die Prinzessin rief die ganze Schaar zu sich und gab ihnen den Befehl, dem Koche behülflich zu sein, theils an den Kesseln und Casserollen, theils beim Herbeischleppen des Holzes, des Wassers und sonstiger unentbehrlicher Dinge. Sie gehorchten ihr mit Freuden; bald waren sie alle in behender Thätigkeit.

Nicht lange, so kamen auch Simon Gymmenich, der alte Bynsfeld und der Graf von Oberstein heran. Jeder von ihnen hatte sein Pferd mit einem Drittel des erjagten Hirsches beladen, der nun dem Koche überantwortet wurde. Auch die Herzogin-Mutter und Bertha kamen, der Platz füllte sich immer mehr, bis nur noch Anna und Beveron fehlten.

Endlich sah der Herzog auch sie, sie nahten in langsamem Schritte und waren die Einzigen, welche keine Jagdbeute mit sich führten.

„Ich weiß nicht," sprach der Herzog zu sich selber, „seit einiger Zeit will es mir bedünken, daß diese Beiden öfter zusammen sind und angelegentlicher miteinander verkehren, als es die Hofsitte erfordert. Doch, was kann ich ihnen zum Vorwurfe machen? Ist es nicht natürlich, daß diese offenen und aufrichtigen Herzen unter dem Schutte von so viel Hohlheit und Verkehrtheit ihren gegenseitigen Werth erkennen? Wäre ich ein Privatmann, wahrlich, ich wollte der Erste sein, der ihnen zu dem Glücke behülflich wäre, welches sie zu suchen scheinen."

Er machte noch ein paar Gänge durch das Zimmer, dann sandte er den Hofmeister Sander van Drynborn in den Wald und ließ der Gesellschaft sagen, sie möchten sich nicht zerstreuen, sondern bis zum Mahle zusammenbleiben und sich, so gut es anginge, vergnügen.

Diese Botschaft wurde von Allen mit Vergnügen

aufgenommen, denn im grünen Walde hörte die lästige Hofetiquette auf; man konnte sich für ein paar Stunden gehen lassen und brauchte nicht immer vor seinen Worten und Blicken auf der Hut zu sein. Die Ungebundenheit wirkte so wohlthätig auf die Herzen, daß selbst die beiden Höflinge, die sich noch vor wenigen Stunden in allem Ernste die Hälse hatten brechen wollen, ihre Rauflust als Thorheit erkannten. Herr von Oberstein näherte sich dem Landdrosten und sprach mit der ganzen Offenheit eines ehrlichen Mannes: „Bynsfeld, wir machten Frieden, weil es die Prinzessin so wollte, aber mir deucht, daß auf dem Grunde Eurer Seele doch noch ein Tropfen Bitterkeit zurückgeblieben ist. Wollt Ihr jetzt nicht aus freien Stücken meine Hand zur Versöhnung nehmen und, wenn es sein muß, auch zugleich eine Abbitte für meine spitzigen Worte?“

Bynsfeld schaute ihn überrascht an; im Grunde genommen war es ihm lieb, daß es so kam und besonders, daß der Graf zuerst seinen Kopf beugte, aber er wußte nicht, ob dieses ungeforderte Entgegenkommen ernstlich gemeint sei.

„Ihr traut mir nicht, Bynsfeld?“ fragte der Graf, und der Umstand, daß Jemand Zweifel in die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung setzen konnte, hätte ihn beinahe wieder zur Heftigkeit hingerissen.

„Doch, ich traue Euch, Graf,“ antwortete der Landdrost, „und da Ihr so offen einen Theil der Schuld auf Eure Schultern nehmt, so stehe ich nicht an, zu bekennen, daß meine Empfindlichkeit und Gereiztheit die größere Hälfte des Streites verschuldet. Möge er denn begraben und vergessen sein! Ich zweifle nicht, Herr Graf, daß wir unserm Herzoge durch Verträglichkeit besser dienen, als durch Zank, und vielleicht kann noch einmal eine Stunde kommen, wo gegenseitiges Zusammenhalten auch für uns selbst ersprießlich ist.“

Sie schüttelten sich die Hand und aller Hader war vergessen.

Der junge Bynsfeld bewegte sich mit einer Sicherheit in dem ihm noch so unbekannten Kreise, daß mancher von den Höflingen still für sich dachte, sie sehe der Unverschämtheit so ähnlich, wie ein Ei dem andern. In der That machte er sich überall bemerklich und nahm weder auf das Alter, noch auf die Stellung der Personen, denen er sich aufdrängte, Rücksicht. Die Schutzbefohlenen des „stracken Gesellen" schienen große Lust zu haben, ihn, der sich erlaubte, sie meistern zu wollen, in die Grenzen der Bescheidenheit zu verweisen, aber ihr Obermeister, den selbst die kecke Art des jungen Menschen verdroß, gab ihnen den Rath, ihn für seine Ungeschliffenheit mit der äußersten Höflichkeit zu behandeln.

Sie thaten nach seinem Rathe, aber anstatt stutzig zu werden und seine Tactlosigkeiten einzusehen, schwoll ihm nur der Kamm desto höher und er hielt dafür, daß er die Huldigungen, welche ihm dargebracht wurden, vollständig verdiene.

Der alte Bynsfeld war einer von jenen Vätern, welche die unglückliche Neigung besitzen, ihre Kinder liebenswürdig zu finden. Er lächelte vergnügt in sich hinein und wenn er es auch nicht aussprach, so leuchtete doch aus seinen Augen ein Gefühl der Befriedigung, daß der Junge sich so schnell in den Umgang mit so viel erlauchten Personen zu finden wußte. Wo jeder Andere nicht aus dem Zittern herausgekommen wäre, bewegte er sich so ungenirt, wie zwischen seinen Kameraden und Jugendfreunden. Wie leicht mußte es ihm werden, den schlüpfrigen Boden des Hofes, auf dem so mancher Geübte strauchelte, mit sichern Schritten zu durchwandern.

Graf von Oberstein hatte ebenfalls seine Augen auf den jungen Bynsfeld gerichtet, aber er beurtheilte sein

Benehmen doch anders, und was der Vater nur eine bewunderungswürdige Unbefangenheit nannte, dem legte er den Namen einer unverschämten Dreistigkeit bei; aber er hütete sich wohl, diese Ansicht laut werden zu lassen, denn er hatte es ja schon einmal erfahren, wie leicht ein verblendeter Vater zum Zorne gereizt werden kann.

Nach einiger Zeit kam der Herzog vom Schlosse herab, um an dem Mahle theilzunehmen. Man hatte für ihn einen Tisch und einen Stuhl bereit gestellt; er verschmähte diese Bequemlichkeit. „Nein, meine Freunde," sprach er, „ich will mich des Vergnügens nicht berauben lassen, mein Mahl im Grase und gegen den Stamm eines Baumes gelehnt, einzunehmen. Wir wollen heute einmal ganz natürlich bleiben und deßhalb auch unsern Pfeifern und Trommlern den gewohnten Dienst erlassen. Die Vögel in den Zweigen werden unsere Tafelmusik übernehmen und die Brosamen, welche wir verstreuen, als Spielgeld annehmen. Hier auf diesem Wurzelstumpf finde ich einen prächtigen Platz für mich und erbitte mir Trank und Speise hierher."

Nach dem Beispiele des Herzogs suchte Jeder einen schicklichen Platz; in Gruppen zu Zweien und Dreien saßen sie zusammen, scherzten und lachten und ließen sich das Mahl wohlschmecken.

Um den Herzog herum hatten sich seine Mutter und die beiden Prinzessinen niedergelassen und scherzten in der heitersten Weise. Der junge Bynsfeld mußte sich von dieser Heiterkeit angenehm angeheimelt fühlen, denn er verließ den Platz, wo er bisher ausgestreckt gelegen hatte, und begab sich direct zu der herzoglichen Familie. Ehe er aber den Ort seiner Wünsche vollständig erreicht hatte, trat ihm der Hofmeister Sander van Drynborn entgegen und sagte ihm in sehr gemessenem Tone, daß

es sich für einen so jungen Menschen nicht schicke, in der unmittelbaren Nähe der erlauchten Familie zu speisen.

„Ei, mein lieber Drynborn," rief ihm Wilhelm lächelnd zu, „laßt heute einmal fünfe gerade sein! Ihr müßt dem jungen Bynsfeld schon etwas zu Gute rechnen, denn seine Dreistigkeit rührt offenbar von der Liebe zu uns her. Laßt ihn nur kommen; ich werde Sorge tragen, daß er seinen Theil vom welschen Hahn mitbekommt, der uns eben aufgetragen wird."

In der Versammlung entstand eine peinliche Stille, die Augen aller Anwesenden waren auf den kecken oder vielmehr frechen Burschen gerichtet, der sich ohne die geringste Verwirrung an der Seite des Herzogs niederließ.

Dieser hatte die Absicht, ihn seine Unschicklichkeit fühlen zu lassen und verwickelte ihn in ein Gespräch, worin sich seine ganze Unwissenheit und Plumpheit glänzend documentirte; aber er erreichte seinen Zweck nicht, denn der junge Bynsfeld war so dickfellig und so wenig erzogen, daß er weder die Absicht des Herzogs, noch seine eigene Unwissenheit merkte.

Die Tafel, wenn wir diesen Picknick im grünen Walde so nennen dürfen, wurde bald aufgehoben. „Zu Pferde, meine Herren," rief der Herzog. „Heute Morgen habe ich Ihnen volle Freiheit gegeben, jetzt aber wünsche ich, daß wir uns enge zusammenhalten, denn ich will Sie an einen Ort führen, wo ein paar mächtige Eber sind. Wir werden sie gemeinschaftlich abfangen."

„Eber!" Das war den Herren eine erfreuliche Aussicht und die Lust am Kampfe malte sich in ihren Gesichtern. Für die Damen mochte die Freude nicht ganz so groß sein, aber sie zeigten wenigstens keine Furcht und nahmen auch keine geschützte Stellung in Anspruch. Ein schneller Blick, welchen die Prinzessin Anna auf den Grafen von Beveron warf, konnte allenfalls so

gedeutet werden, als ob sie für den eintretenden Fall seine Hülfe in Anspruch nehmen wolle; da aber außer dem Grafen diesen Blick Niemand bemerkte, so fiel die Deutung von selbst weg.

Herzog Wilhelm war zu Pferd gestiegen und ritt an der Spitze der Jagdgenossen langsam weiter. Kein Jagdhorn tönte, kein Reiter sprengte aus dem Zuge, ein feierliches Schweigen lagerte über der Gesellschaft und sie bot in diesem Augenblick eher das Bild einer Wallfahrt, als das Gemälde einer muntern Jagd. Nur der junge Bynsfeld machte eine Ausnahme; ihm schien es nöthig, dem Herzog einen Begriff von seiner Geschicklichkeit im Reiten zu geben, weßhalb er allerlei halsbrechende Capriolen an seiner Seite ausführte, die den Prinzessinnen und der Herzogin-Mutter ein stilles Lächeln, wenn auch keine Anerkennung, entlockten.

Bald kamen sie aus dem Walde zwischen weitgedehnte Kornfelder, über deren hochragenden Halmen die Reiter sich von Weitem sichtbar machten. Eines dieser Felder, an dessen äußerstem Ende ein armseliges Lehmhüttchen lag, war jämmerlich zertreten, kein Halm stand mehr aufrecht. Der Herzog hielt stille und warf einen befremdlichen Blick über das Feld; auch die übrigen Reiter hielten ihre Rosse an.

Aus der Hütte trat ein armes Weib. „He, Frau," rief ihr der Herzog zu, „kommt her und sagt mir, wem dieses Feld gehört!"

„Es gehört mir, mein gnädigster Herr," antwortete sie; „außer dieser Hütte ist es mein ganzes Eigenthum."

„Wie habt Ihr denn so in Euerer Habe wüthen können?" fragte der Herzog.

„Ich wäre thöricht und strafenswerth, hätte ich's selbst gethan," gab sie zur Antwort, „denn ich werde im Winter nicht wissen, womit ich den Hunger meiner

Kinder stille. Ich habe dieses Feld mit meinem Schweiße gedüngt und alle Tage zu Gott um eine reiche Erndte gebeten. Er schien mein Gebet zu erhören und ich sah das Gedeihen der Aehren mit lachendem Herzen; da kamen eine Anzahl junger Reiter des Weges und nahmen keine Acht auf mein Korn, sondern verließen den Pfad und setzten mitten durch mein Feld. Ich bat sie, meiner geringen Habe zu schonen, aber einer von ihnen verlachte mich, drohte mir mit der Hetzpeitsche und forderte seine Kameraden auf, das ganze Feld zu zerstampfen. Gnädiger Herr, Sie sehen selbst, wie gut diese schlechten Buben den Befehl ausführten!"

„Ich sehe es mit Erstaunen und Befremden," gab der Herzog zur Antwort; „hoffe aber, daß dieser junge Mann Ihnen eine reiche Entschädigung gegeben hat."

„So reich," antwortete das Weib, „daß die Narben, welche seine Hetzpeitsche auf meinem Rücken hervorbrachten, noch jetzt zu sehen sind."

„Ich will nicht hoffen, daß Ihr die Wahrheit sprecht!" rief der Herzog.

„Die volle Wahrheit, gnädiger Herr; wenn es gewünscht wird, kann ich Zeugen herbeirufen, die sowohl meine Mißhandlung, als auch die Verwüstung des Feldes mit angesehen haben."

„Wer ist dieser Nichtswürdige?"

„Er befindet sich in Ihrer Begleitung," antwortete das Weib.

„Sollte es möglich sein!" antwortete der Herzog mit gut gespieltem Erstaunen, „sollte es möglich sein, daß Jemand, den ich meines Umganges würdige, sich so weit vergäße, eine arme Frau ihrer geringen Habe zu berauben, ohne sie zehnfach zu entschädigen? Aber seid außer Sorgen, gute Frau, Ihr sollt keinen Schaden leiden. Zeigt mir jetzt den Nichtswürdigen und habet

keine Furcht, denn wer Euch ein Haar auf dem Haupte krümmte und einen Grashalm muthwillig zerträte, der würde den schweren Arm des Herzogs Wilhelm fühlen!"

Die Frau schritt zwischen den Reitern hindurch und warf auf jeden einen kurzen, prüfenden Blick. Vielleicht hatte der junge Bynsfeld die Tragweite der gegen ihn erhobenen Beschuldigung nicht genugsam ermessen, vielleicht war auch seine anmaßende Ueberhebung der Meinung, es liege äußerst wenig an der Anklage eines so niedrigen Geschöpfes, denn er verrieth nicht die mindeste Verlegenheit, sondern nur eine Art von Ungeduld, weil durch diesen Zwischenfall die Jagd verzögert wurde.

Das Weib war jetzt in seine Nähe gekommen, streckte die Hand gegen ihn aus und rief: „Hier ist er, mein gnädigster Herzog! Der junge Bynsfeld war es, auf dessen Befehl dieser Acker, trotz meines Flehens, so gründlich zerstört wurde!"

Die Köpfe aller Anwesenden wandten sich dem jungen Menschen zu, und es gab Manche unter ihnen, die ein zufriedenes Lächeln nicht unterdrücken konnten. Es war ihnen eine stille Freude, daß gerade ihn, der sich so beispiellos unverschämt betrug, der herzogliche Zorn treffen würde. Die Gerechtigkeit aber gebietet uns hier die Bemerkung, daß der Graf von Oberstein nicht unter den Lachenden war; es that ihm vielmehr recht wehe, daß der Mann, mit dem er sich noch kurz vorher auf Tod und Leben hatte schlagen wollen, in seinem ungerathenen Kinde einen solchen Schmerz erleben mußte.

Der Landdrost zuckte bei der Anklage zusammen und wurde todtenbleich, denn sie mußte seine stolzen Hoffnungen gleich in der Geburt ersticken und seinen Zukunftsplänen allen Boden nehmen. Mit einem Ausdrucke, der sich kaum beschreiben läßt, wendete er seine zornfunkelnden Blicke auf den Sohn; unwillkührlich ballten sich seine

Fäuste und es fehlte nicht viel, so hätte er sie dem Buben in's Gesicht geschleudert; aber im nächsten Augenblicke fielen sie schlaff an seiner Seite nieder und sein Kopf senkte sich.

„Herr Landdrost," rief der Herzog, indem er sein Pferd nach diesem umwandte, „ich bin Ihnen in der That wenig Dank schuldig, daß Sie diesen saubern Burschen an den Hof brachten. Wir würden bald allen Respect bei unsern Unterthanen verlieren und in den Ruf der Ungerechtigkeit und Partheilichkeit kommen, wenn wir eine solche Schändlichkeit nicht exemplarisch bestraften. Ich gebe Ihnen auf, daß Sie dieser armen Wittwe den zehnfachen Werth des zertretenen Kornes ersetzen und überdieß Ihren Sohn unter die Zuchtruthe nehmen. Ich hoffe, daß Sie in diesem Spruche eine übergroße Milde finden werden und mich nicht der Härte anklagen. Er hätte wahrlich Schwereres verdient, doch will ich die treuen Dienste des Vaters in Betracht ziehen und sie dem ungerathenen Sohne anrechnen. Es kann natürlich nicht die Rede davon sein, daß er noch eine Stunde länger in unserer Gesellschaft bleibt. Schicken Sie ihn also augenblicklich hinweg und bedeuten Sie ihm, daß er nicht wiederkommen solle, bis er so viel Sitte und Anstand gelernt hat, als man von einem Edelmanne fordern muß!"

Niedergedrückt und fast zerschmettert neigte der Landdrost sein Haupt und antwortete mit zitternder Stimme: „Mein allergnädigster Herzog, ich gäbe zehn Jahre meines Lebens und meine gesammte Habe darum, daß ich diese Schmach an meinem eigenen Kinde nicht erlebt hätte, aber da es einmal geschehen ist, so bleibt mir nichts übrig, als einzugestehen, daß Ew. Gnaden viel zu milde handeln, wenn Sie das geschehene Unrecht nur mit Geldbuße und augenblicklicher Verbannung stra-

fen. Die Wittwe soll mehr als zehnfach entschädigt werden, aber dieser Bube soll außerdem eine Strafe erhalten, welche ihn zeitlebens witzigen wird."

„Ich höre diese Antwort mit Vergnügen," sprach der Herzog, „doch möchte ich wissen, welche Strafe Sie für ihn bereit halten."

Der Landdrost wandte sich jetzt an den Sohn und rief im höchsten Zorne: „Steig ab, Du Elender, und führe dieser Frau das Thier in den Stall, damit es ihr in Zukunft den Acker pflüge; Du aber lasse Dir von dem Weibe einen Spaten reichen und grabe diesen Acker mit eigener Hand um. Du sollst die Arbeit ohne Hülfe verrichten und nicht eher an den Herd Deiner Mutter zurückkehren, bis Du den letzten Spatenstich gethan hast. Aus meinem Herzen aber bist Du ausgeschlossen, bis Reue und Besserung Dir die Gnade des Herzogs, unseres erhabenen Landesherrn, zuwendet!"

Es schien, als wenn der also Angeredete keine besondere Lust verspüre, dem Befehle seines Vaters nachzukommen, aber die Augen des erzürnten Landdrosten funkelten, wie zwei lodernde Flammen und zwangen ihn, instinktmäßig aus dem Sattel zu gleiten und das Pferd in den kleinen Stall zu führen. Es mochte ihn auch eine nicht geringe Ueberwindung kosten, den Spaten zu ergreifen, welcher an der Lehmwand lehnte, aber die Wirkung der flammenden Augen dauerte noch fort; er begann die Arbeit, welche ihm sicherlich ungewohnter war, als Jagd und loser Muthwille.

Die Wittwe, welche einen so ernsten Ausgang und ein so hartes Urtheil nicht erwartet hatte, vergaß die ihr zugefügte Unbill und sie erhob die Hände, um den Herzog für ihren Peiniger anzuflehen.

„Greift dem Landdrosten nicht in seine Autorität," antwortete der Herzog, „und gebt Euch zufrieden mit

dem, was er angeordnet hat. Käme der junge Mensch mit einer gelinden Strafe davon, so würde sein Uebermuth noch wachsen, während jetzt hoffentlich seine Anmaßung für immer gebrochen wird. Wenn er gelernt hat, ein begangenes Unrecht zu sühnen, wird er vielleicht noch tauglich zu unserem Dienste."

„Nun, meine Herren," wandte er sich an die Jagdgenossen, „vergessen wir dieses unangenehmen Zwischenfalles und geben wir uns ganz dem Vergnügen der Jagd hin!" Darauf gab er seinem Rosse die Sporen und trabte von dannen. Im nächsten Augenblicke waren sie Alle vom grünen Walde aufgenommen und nur noch aus der Ferne hörte man das Wiehern der Rosse und den Ruf des Hüfthornes.

Der unglückliche Landdrost weilte noch eine kurze Zeit bei seinem Sohne, überschüttete ihn mit einer Fluth von Schmähungen und Drohungen und ritt dann langsam dem Gefolge des Herzogs nach.

Vierzehntes Kapitel.

Der Alraune als Liebeshelfer.

Wir wissen, daß Monsieur Rocher, der herzogliche Koch, in Düsseldorf zurückgeblieben war; er war geneigt, diesen Umstand als eine Art von Ungnade zu betrachten, und er meinte, es müsse den Herzog selbst eine nicht geringe Ueberwindung gekostet haben, sich von einem fremden Speisekünstler bedienen zu lassen. Er saß traurig in seinem Stübchen und malte sich aus, wie viele günstige Augenblicke er im Walde von Grevenbroich habe finden können, um seiner vielgeliebten Bertha die Inbrunst seiner Liebe zum hundertsten Male zu betheuern. Sein

Gemüth war so gänzlich niedergedrückt, daß nicht einmal die Bibliothek seiner kunstfertigen Ahnen im Stande war, ihn zu erheitern. Um den Leser nicht mit seinem französisch-deutschen Gallimatthias zu ermüden, begnügen wir uns damit, seinen Gedankenzug darzustellen, welcher ungefähr folgender war: „Was nutzt mir meine ganze Wissenschaft und Gewandtheit, was meine Stellung am herzoglichen Hofe, wenn ich nicht im Stande bin, mein Lebensglück zu begründen? Das Wenige, was ich zu meinem Unterhalte bedarf, wird mir niemals fehlen, so lange es noch Leute gibt, die eine gute Tafel hochschätzen; aber mein Herz wird allmählig verdorren und mein Leben wird ohne Freude und Frieden sein. Wenn ich nur ein Mittel wüßte, diese Bertha, deren Herz so hart zu sein scheint, wie Diamant, wenn ich nur irgend ein Mittel wüßte, es zu erweichen!“

Er stützte seinen schweren Kopf in die Hand und dachte nach, ging alle Möglichkeiten durch, die sich früh oder spät zu seinen Gunsten ereignen konnten; aber es wollte sich seinem Geiste nichts darbieten, an das er sich mit einiger Hoffnung und mit einem Scheine des Gelingens anklammern konnte. Es zuckte eine Secunde lang der Gedanke in ihm auf, die Prinzessin Anna und ihre Hülfe anzuflehen. Sie war ja auch eine Liebende und mußte also am besten wissen, welche Folterqualen der Gott Amor in den Herzen derjenigen bereitet, die er mit seinen Pfeilen angeschossen hat. Vielleicht konnte er den Umstand, Mitwisser ihres Geheimnisses zu sein, geschickt einfließen lassen und sich durch seine Verschwiegenheit ihren besonderen Dank erwerben. Aber er schämte sich doch, zu einem solchen Mittel seine Zuflucht zu nehmen, auch mußte er ja erwarten, daß er mit einem mitleidigen Lächeln abgewiesen werden würde.

Vielleicht war die Kammerfrau Alettgen, Bertha's

vertrauteste Freundin, nicht abgeneigt, seine Klagen anzuhören; doch bei reiflicher Ueberlegung schien es ihm nicht wohlgethan, einer Person, die ihn oft genug einen lächerlichen Menschen genannt hatte, sein Herz auszuschütten. Wer weiß, ob sie nicht den unangenehmsten Gebrauch davon machte!

Nun blieb noch der Wirth zum goldenen Ringe übrig, er war fast versucht, ihm einen zweiten Besuch abzustatten, aber auch dazu konnte er sich nicht verstehen. „Der Wein ist ein tückischer Gesell," sprach er, „und er möchte mich leicht noch einmal in seinen Fallstricken fangen und, weiß Gott, welches Unglück anrichten."

Wahrscheinlich wäre er am heutigen Abende mit sehr schwerem Herzen zu Bette gegangen, wenn sich ihm nicht plötzlich von unerwarteter Seite Hülfe genaht hätte. Es war die Mutter eines der Küchenjungen. Sie hatte schon eine Zeit lang in dem Zimmerchen gestanden, ohne bemerkt worden zu sein. Das Kauderwelsch des Koches war auch laut genug gewesen, daß sie einen allgemeinen Begriff von seinem Zustande bekommen hatte.

„Guten Tag, Monsieur Rocher," rief sie so laut, daß dieser plötzlich aus seinen trüben Phantasien aufgerüttelt wurde. „Es muß Euch etwas Unangenehmes begegnet sein, Ihr seht so trübe drein, als wenn Euch der schönste Braten verdorben wäre."

Der Koch hatte Anfangs die Absicht, dem Weibe, das sich so keck und unberufen in seinen Schmerz mengte, eine scharfe Antwort zu geben, aber er besann sich; wenn ihm die Frau auch nicht helfen konnte, so blieb es doch für einen so armen Leidenden immer angenehm, von einem Menschen freundlich angesprochen und bemitleidet zu werden.

„Ja, Martha," antwortete er, „ich bin traurig und niedergeschlagen und, was das Schlimmste ist, kein Mensch kann mir helfen."

„Kein Mensch," sprach Martha, „das ist viel gesagt; es ist kein Leiden so groß, es gibt auch eine Hülfe dafür. Ich setze den Fall, Ihr wäret bis über die Ohren verliebt und das Mädchen, für das Ihr Euer Leben hingeben würdet, möchte Euch nicht, so wäre darum doch nicht alle Hoffnung verloren. Es gibt kluge Menschen, die Einem in solchen Dingen sehr wichtige Dienste leisten können. Als ich noch ein junges Mädchen war, warf ich ein Auge auf einen schmucken Burschen und hätte viel darum gegeben, ihn zum Manne zu bekommen. Aber er sah mich mit keinem freundlichen Blicke an und machte kein Hehl aus seiner Abneigung. Desto vernarrter wurde ich auf ihn und ich wäre lieber gestorben, als daß ich von ihm hätte lassen sollen. Zwei ganze Jahre schleppte ich mich mit der unglücklichen Liebe herum, konnte Tag und Nacht nicht schlafen, nicht essen und trinken. Wo ich ging und stand, lag mir der Bursche im Kopfe, ich fiel sichtbar ab und wurde zuletzt ernstlich krank. In dieser höchsten Noth hörte ich von einer wunderbaren Frau, die mir sicher helfen würde. Ich ging dahin, und sie hat mir geholfen, ich habe den Mann meiner Wahl bekommen und bin sehr glücklich mit ihm geworden."

Monsieur Rocher hatte während dieser Auseinandersetzung einen ganz anderen Gesichtsausdruck bekommen; die Hoffnung kehrte wieder in sein Herz zurück.

„Ihr habt sicher Hunger, Martha," sprach er in seinem barbarischen Kauderwelsch. „Dem aber kann abgeholfen werden; wartet nur ein wenig." Er eilte in die Küche und kam bald mit einem großen Schinkenknochen, einem Brode und einem Kruge Wein zurück. „Stärkt Euch," sprach er; „mittlerweile könnt Ihr mir die Geschichte von Eurem Manne genauer erzählen. Ich bin doch begierig, die Person nennen zu

hören, welche solche außerordentliche Dinge fertig bringen kann."

Martha ließ sich nicht zweimal einladen; der Schinkenknochen und der Wein mundeten ihr so vortrefflich, das sie den Herrn Koch auf die Erzählung länger als gebührlich warten ließ, obwohl dieser mehr als einmal höflich daran erinnerte. Endlich war sie fertig und wischte ihre fetten Hände an die Schürze. „Monsieur Rocher," sprach sie, „es ist schade, daß mein Mann nicht hier ist, um den Ueberrest zu genießen, denn ich sage Ihnen, er ist ein so ausgemachter Freund von Wein und Schinken, daß er den feinsten Braten dafür stehen ließe."

„Ihr habt glücklicher Weise einen Korb bei Euch," antwortete der Koch, „und könnt ihm diesen Genuß also leicht bereiten." Zu gleicher Zeit schob er den Rest der Mahlzeit in den Korb und da ihm deuchte, er würde sie sich durch eine größere Freigebigkeit noch geneigter machen, so holte er aus der Küche noch so viel Victualien herbei, daß der Korb bis an den Henkel voll wurde. „Nun, gute Martha," sagte er dann, „ich bin doch begierig auf den Ausgang Eurer Geschichte."

„Den Ausgang?" fragte sie; „ich sagte Euch ja, daß ich meinen Mann bekam und daß ich recht glücklich mit ihm wurde."

„Schon recht, Martha, aber die Frau, die Zauberin?"

„Ja die, Monsieur Rocher! Es kostete mir eine hübsche Summe, aber sie half mir."

„Wer ist sie, wo wohnt sie, wie heißt sie?" rief der Koch, dem es zu lang wurde, bis er auf die eigentliche Sache kam.

„Ach, sie war damals ein blühendes, von Schönheit und Gesundheit strotzendes Weib," sprach Martha; „sie ist unter der Zeit alt und runzelig geworden und kann

ihr Haupt kaum mehr aufrecht tragen, aber was ihre Kunst angeht, so möchte ich sagen, daß diese heute noch wirksamer ist, wie damals. Kein Wunder auch, sie hat seitdem so viel vornehme Kunden bekommen, daß sie all ihre Geisteskräfte anstrengen mußte, um die unerforschlichsten Privat- und Staatsgeheimnisse zu durchdringen. Ich sage Ihnen, Monsieur Rocher, die vornehmsten Herren und Damen vom Hofe scheuen sich nicht, die alte Brigitte zu Rathe zu ziehen und getreu nach ihren Worten zu thun. Ich könnte ein Liedchen davon erzählen, wie oft in später Nacht Reiter und Wagen zum Grafenberge und in die verrufene Wolfsschlucht kommen, aber es ist besser, man mengt sich nicht in solche Dinge, denn mit vornehmen Herren ist schlecht Kirschen essen."

„Also in der Wolfsschlucht wohnt sie?" fragte der Koch, und zwar hastiger, als es seine Absicht gewesen war.

„In der Wolfsschlucht," gab Martha zur Antwort, „und zwar in der äußersten Ecke und so fest an den Felsen und so überhangen von Epheu, daß man die Hütte kaum sehen kann."

Monsieur Rocher wußte jetzt genug, er brauchte nicht mehr, einem Spürhunde gleich, die Fährte zu suchen, deßhalb gab er sich plötzlich den Anschein des gebildeten, freigeisterischen Franzosen. „Meine gute Martha," sprach er mit einem Lächeln, das seinen Unglauben ausdrücken sollte, „es mag manchen vernagelten Kopf und sogar hier und dort einen neugierigen Herrn am Hofe geben, welcher der alten Brigitte übernatürliche Kräfte zutraut, aber einem Franzosen darf man mit solchen Dingen nicht kommen. Wenn die alte Brigitte in der That solche Besuche empfängt, so ist sie eine Betrügerin, denn kein Mensch kann in die Zukunft sehen. Ich bin erbötig, ihr das in das runzelige Gesicht zu sagen."

„Wie Ihr wollt, Monsieur Rocher!" antwortete

Martha mit einem Lächeln, welches mehr verrieth, als sie sagte. „Wie Ihr wollt. Es sprechen Viele so, wie Ihr, die doch heimlich ihre Hülfe suchen. Was mich angeht, so könnt Ihr mich in meinem Glauben nicht wankend machen. Was ich erlebt habe, das kann mir selbst der Dechant von St. Lambertus nicht ausreden.“

„Schon gut, wir wollen uns nicht zanken,“ entgegnete der Koch, „und Jedem seinen Glauben lassen. Jetzt aber habe ich nothwendige Geschäfte! Adieu, Frau Martha!“

Eine halbe Stunde später kam Monsieur Rocher wieder in die Küche; nachdem er sich vergewissert hatte, daß das Weib nicht mehr da war, ging er in sein Zimmer und kleidete sich ziemlich sorgfältig an, denn er wollte sich im goldenen Ringe Muth zu einem nächtlichen Abenteuer trinken. Da es aber noch zu früh am Tage war, die Hallen des herzoglichen Schlosses ihm übrigens unerträglich langweilig wurden, so beschloß er, vorher einen Spaziergang zu machen.

Auf diesem Wege begegnete ihm manch ein lieber Bekannter, bei dem er sonst stehen zu bleiben und zu plaudern pflegte; heute aber mußten sich die Leute, die sich seines nähern Umganges rühmen durften, mit einem stillen Kopfnicken begnügen. Einige von ihnen machten zwar einen energischen Versuch, ihn in eine Unterhaltung zu verwickeln, aber es gelang ihnen nicht. Als ihm die häufigen Begegnungen lästig wurden, wandte er sich von der Stadt ab und ging am Rheinufer hinab, dorthin, wo jetzt der Friedhof liegt. Es war hier außerordentlich einsam; außer einem Hasen, welcher die Flucht ergriff, weil er in dem Koch seinen natürlichen Feind sah, bemerkte er kein lebendes Wesen. Nun durfte er sich ohne Scheu am hohen Ufer in den Klee setzen und seinen Gedanken nachhängen. Er that es auch und sie mußten

etwas durchaus Anziehendes haben, denn er saß so unbeweglich, als ob er schliefe und er merkte gar nicht, daß bereits der Abend herankam. Hätte er statt in einem Kleefelde in einem Weizenacker gesessen, so würde man ihn für eines jener nachgemachten Menschengebilde gehalten haben, die man, verständlich genug, mit dem Namen „Vogelscheuche“ belegt.

Als er endlich seine Augenlider öffnete, konnte ihm doch nicht verborgen bleiben, daß die Nacht da war, er stand also auf, reckte seine steifen Glieder wieder etwas in die Gelenke und schritt dem goldenen Ringe zu, wo er die Tische bereits dicht besetzt fand. Bogenhagen, welcher in dem ledernen Schurzfelle wie ein Bär schwitzte, lächelte ihm verschmitzt entgegen, denn ihm fiel das Abenteuer jener Nacht ein und er überlegte im Stillen, wie er es anfangen könne, um den herzoglichen Koch noch einmal so zu plündern, wie damals. Er nahm deßhalb auch gleich seinen Sitz neben ihm und trank ihm wacker zu.

Monsieur Rocher fühlte sich von diesen Beweisen zärtlicher Freundschaft so angenehm berührt, daß er mehr als einmal auf dem Puncte stand, ihm zu sagen, wie außerordentlich lieb es ihm wäre, wenn die schöne Bertha Bogenhagen mit der Zeit den Namen Bertha Rocher tragen dürfe. Indessen jene kostspielige Nacht hatte ihn doch Vorsicht gelehrt und er drängte sein Herz, das schon auf den Lippen schwebte, wieder in seinen Schlupfwinkel zurück.

Wenn Bogenhagen die Absicht hatte, seinen Gast in einen willenlosen Rausch hineinzutrinken, so wurde ihm dieselbe gründlich verdorben, denn der Koch erinnerte sich jeden Augenblick, daß er nur gekommen sei, um sich Muth zu trinken und daß jedes Uebermaaß schädlich sei. Als die meisten Gäste den goldenen Ring verlassen hatten, um sich in die Arme des Schlafes oder ihrer

keifenden Ehehälften zu flüchten, erhob sich auch der Koch, schüttelte dem Wirthe die Hand und schritt auf das Gitter des Burgplatzes zu, um den Wirth glauben zu machen, er kehre in das Schloß zurück; aber er lenkte gleich darauf in die Krämerstraße ein, wo die schwankende Oellaterne am Eingange ihn wegen ihrer Dunkelheit nicht verrathen konnte. Von hier ging er dem Düsselbache nach, schritt an der Mühle vorüber und gelangte jenseits der Stadt bald in den Wald. Die schöne Landstraße, welche jetzt von Düsseldorf zum Grafenberg führt, war damals noch nicht vorhanden, aber es führten eine Anzahl von Fußpfaden durch den Wald zu dem Städtchen Gerresheim. Einem derselben folgte er. Es war kaum zu besorgen, daß ihn Jemand auf seiner nächtlichen Wanderung entdecken würde; dennoch schlug er die Kapuze des Mantels um die Ohren und trat so leise auf, als ob er fürchte, die schlafenden Hasen im Aperbusche zu wecken.

Der Mond schien so hell, daß er seinem Pfade mit Leichtigkeit folgen konnte, nur war er genöthigt, das überhängende Gezweig zurückzubiegen, welches ihm jeden Augenblick in's Gesicht schlug. Er war keiner von den Muthigsten, besonders zur Nachtzeit und er hätte schwerlich um irgend einen klingenden Vortheil eine solche Nachtwanderung unternommen. Der Leser kann daraus abnehmen, daß seine Liebe zu Bertha in der That eine aufrichtige war.

In der Mitte des sumpfigen Waldes blieb er plötzlich stehen, die Furcht überfiel ihn, denn er glaubte, in seiner Nähe einen Pfiff gehört zu haben. Mechanisch griff er in die Tasche und fühlte nach, ob die Geldrolle noch vorhanden war, die er am Nachmittage zu sich gesteckt hatte. Sie war unversehrt, aber gerade das Geld, welches so leicht einen Strauchdieb herbeilocken konnte,

machte ihm jetzt schwere Sorge. Er entschloß sich rasch, den Pfad zu verlassen und seitwärts durch das Gesträuch zu gehen. Daß er dort durch das Knacken der Reiser noch mehr Aufmerksamkeit erregte, fiel ihm gar nicht ein. Mühsam arbeitete er sich zwischen Erlen und Birken hindurch und verdarb manche kräftige Lode, die in einigen Jahren eine brauchbare Bohnenstange geworden wäre. Aber er verdarb auch seine Schuhe und seine Beinkleider, denn die gelbe Sumpfbrühe war so ungalant, daß sie selbst den Mundkoch des Herzogs Wilhelm bis über die Knie besudelte.

In Schweiß gebadet erreichte er endlich den Grafenberg; er blieb eine Weile stehen und dachte nach, welchen Weg er nehmen sollte. Nachdem er schon so lange in nicht wegzuleugnender Angst zwischen dem Gesträuche der Niederung gewandert war, widerstrebte es seinem Gemüthe, in gerader Richtung bergan zu steigen, denn schon nach fünfzig Schritten mußte er durch eine wilde, dichtbewachsene Schlucht, von welcher im Munde des Volkes allerlei Sagen gingen, in denen der Pferdefüßige eine große Rolle spielte. Der Koch huldigte dem Grundsatze, der Gefahr so lange als möglich aus dem Wege zu gehen. Er wählte deßhalb einen andern Pfad, welcher sich mehr nach rechts um den Berg herumzog; dieser war allerdings auch nicht frei von Schrecknissen, aber zweierlei Umstände sprachen für ihn: vorerst führte er näher am Dorfe vorbei, so daß menschliche Hülfe nicht allzuweit war, dann aber auch hatte er jenen Weg früher schon kennen gelernt und er wußte, wo er im Falle der Noth rechts und links ausbiegen konnte, um in möglichster Kürze wieder unter die Lebendigen zu kommen.

Man sieht, der Franzose war keiner von den Eisenfressern jener Zeit, welche im kühnen Uebermuthe sich selbst vor den Geistern der Hölle nicht fürchteten, sondern

sie zum Zweikampfe herausforderten. Nein, Monsieur Rocher war keiner von diesen Helden, im Gegentheile fürchtete er sich ganz unbändig, aber gerade aus diesem Umstande ersehen wir die Heftigkeit seiner Liebe zu Bertha. Er wagte nicht allein seine Nachtruhe, seine Beinkleider und sein Schuhwerk daran, sondern auch seine unsterbliche Seele, welche nun bald mit Geistern und Teufelsspuk in Verbindung treten sollte. Dieser Gedanke hatte seine besondern Schrecken, das ließ sich nicht leugnen, und diese Erkenntniß trug nicht gerade zur Beschleunigung seines Schrittes bei, erzeugte vielmehr eine gewisse Bedenklichkeit, die der Wahl noch immer freien Spielraum läßt.

Endlich hatte er die ersten Häuser erreicht, in denen freundlich einladend die Lichter brannten. Da der Abend warm war, so saßen hier und dort noch Landleute vor den Thüren und genossen nach der Anstrengung des Tages die balsamische Luft. Es ist merkwürdig, wie der bloße Anblick von Menschen auch dem Furchtsamsten allsogleich wieder Muth und Vertrauen einflößt! Ein kleines, hülfloses Kind, das uns gewiß nicht beistehen könnte, ja zuweilen selbst ein unvernünftiges Thier brauchen nur im Gesichtskreise des Furchtsamen zu erscheinen, so beginnt sein Herz sogleich ruhiger zu schlagen und er glaubt sich schon aus aller Fährlichkeit gerettet.

Auch dem Koch ging es so; er schämte sich fast, nur einen Augenblick geschwankt zu haben und ging elastischen Schrittes an den Hütten vorüber. Bald gelangte er zwischen dunkle Tannen und Föhren, welche den Fußpfad so sehr verdunkelten, daß er auf dem knorrigen Wurzelwerke fast zum Fallen kam.

Beim Eintritte in dieses dunkele Gehege erhob sich der Wind ein wenig und fuhr durch die Gipfel der ragenden Nadelhölzer, so daß sich ein mysteriöses Rau-

schen in denselben fortpflanzte, welches eine nicht unpassende Begleitung zu dem geheimnißvollen Gange war, den er unternommen hatte. Er zitterte doch wieder ein wenig, denn das Rauschen über seinem Kopfe klang ganz anders, wie am Tage und man konnte es für das Flüstern von bösen Geistern halten, die sich freuten, wieder eine neue Seele in ihren Kreis gebannt zu haben.

Es wurde immer dunkler unter den Tannen und über denselben schwoll mit jedem Schritte das Rauschen stärker an. Es lief ihm ganz kalt und unbehaglich über den Rücken und er dachte allen Ernstes darüber nach, ob es nicht besser sei, seiner Liebe die furchtbare Probe einer solchen nächtlichen Wanderung zu ersparen. Er würde sich wohl für die Umkehr entschieden haben, aber, wenn wir den Zustand seiner Seele nicht bemänteln wollen, so müssen wir gestehen, daß er sich eben so sehr fürchtete, den unbekannten Räthseln der Wolfsschlucht den Rücken zu kehren, als ihnen entgegenzugehen. Demgemäß war es also das Klügste, keck voranzuschreiten, sich aber aus Vorsicht mit einem kräftigen Vater-Unser und einem Stoßgebet gegen den bösen Feind zu waffnen.

Etwa hundert Schritte hatte er in die Schlucht hineingethan, als der Mond ihm mitleidig seine Hülfe anbot und den Pfad, auf dem er wandelte, erhellte, auch rechts und links über die Wände der Schlucht sein Licht ausgoß.

Monsieur Rocher war Anfangs erfreut über diese freundliche Leuchte der Nacht, aber schon nach einer kurzen Minute wollte es ihm bedünken, als sei die Dunkelheit besser gewesen. In allen Richtungen huschten gespenstische Schatten an ihm vorüber oder drohten von den hohen Rändern in die tiefe Schlucht hinab. „Bertha, Bertha!" murmelte er. „Wenn Du nur zur Hälfte wüßtest, was ich für Dich leide, Du könntest mir un-

möglich länger widerstehen! Aber da Du unempfindlich gegen meine Schmerzen bist, so muß ich die Schrecken der Nacht bekämpfen, um Dich an meinen Busen zu zwingen, um Dich gegen Deinen Willen glücklich zu machen!"

Mit einer gewissen Halsstärrigkeit und dem verzweifelten Entschlusse, lieber vor Furcht zu sterben, als umzukehren, ging er weiter. Die verdächtigen Gestalten, welche ihn umhüpften, wichen auch jetzt nicht von seinem Wege, aber er kümmerte sich nicht mehr um sie und gelangte in kurzer Zeit an einen rings von Hügeln umstellten Thalkessel, der allen furchtsamen Seelen unter dem Namen Wolfsschlucht bekannt war. Am äußersten Ende lag die Hütte der Hexe. Es war nur wenig von ihr zu sehen, denn, wie Martha gesagt hatte, war sie so vollständig von Epheu, Moos und Ranken aller Art eingeschlossen, daß man sie eher für einen grün bekleideten Felsen, als für eine menschliche Wohnung hätte halten sollen.

Monsieur Rocher hatte sich bis zu ihrem Eingange geschleppt. Dort überkam ihn noch einmal das Grauen und es wurde um so stärker, als gerade in diesem Augenblicke der Wind zwölf dumpfe Glockenschläge vom Kirchthurme von Gerresheim herüberführte. Todesangst rüttelte seine Gebeine und er rief mit bebender Stimme: „Brigitte, Brigitte, rette mich!"

Da erschien in der Oeffnung der Hütte eine tief vermummte Gestalt, welche eine Laterne in der Hand trug und dem Franzosen in's Gesicht leuchtete.

„Rocher," sagte sie mit einer Stimme, welche eher dem Grabe als dem Leben anzugehören schien, „Du hast lange Zeit gebraucht, bis Du hier warst. Wozu diese unmännliche Furcht? Glaubst Du, das Glück Deiner Zukunft nicht tragen zu können, so ist es unnöthig, daß Du mich wachen läßt, um Dir einen Dienst

zu erweisen. Kehre um, wenn Du kein Vertrauen zu mir hast!"

Diese Sprache ermunterte ihn, rasch trat er näher und gab zur Antwort: „Ich fürchte mich nicht mehr und vertraue Dir!"

„So folge mir in das Heiligthum der Zukunft!" sprach die Hexe und schritt ihm voran.

Von außen hatte die Hütte das Aussehen, als sei sie kaum groß genug, ein Bett und einen Stuhl zu fassen; wie wunderte sich deßhalb der Koch, als er wohl fünfzig Schritte weit durch einen dunkeln Gang geführt wurde, bis sie in einen Raum gelangten, der doppelt so groß war wie die ganze Hütte. „Wir sind mitten im Berge," dachte er, „wenn er nur nicht über meinem Haupte zusammenstürzt und mich lebendig begräbt!"

Brigitte hatte sich im Hintergrunde des Raumes auf einen Schemel niedergelassen, welcher zwischen zwei helllodernden Feuern stand. Die Flammen desselben erleuchteten den Raum mit einer Art von Zwielicht, das aber hinreichte, die abenteuerlichen und theils scheußlichen Fratzengesichter zu erhellen, die an den Wänden und der Decke angebracht waren.

„Rocher," hub die Hexe an, „Du brauchst mir nicht zu sagen, warum Du kommst, denn mir ist die Gabe verliehen, in Dein Inneres zu schauen. Dich quält seit langer Zeit eine stille, hoffnungslose Liebe. Bertha Bogenhagen ist kalt gegen Dich und doch gäbest Du mit Freuden die ganze Welt für sie hin. Ist es nicht so?"

Der Koch nickte.

„Und nun bist Du gekommen," fuhr die Hexe fort, „um von mir ein Mittel zu erlangen, ihre Sprödigkeit zu besiegen."

Der Koch nickte abermals.

„Ihr thörichten Menschen," sprach die Alte mit

wegwerfendem Tone, „Ihr seid Alle gleich. So lange Ihr im Glücke lebt und nichts zu wünschen habt, ist Euch die alte Brigitte gleichgültig, Ihr sehet sie nicht über die Achseln an, nennt sie gar Teufelsbrut und Hexe, aber wenn Ihr im Unglücke seid, wenn Ihr Trost, Rath und Hülfe nöthig habt, dann kommt Ihr zu meiner Hütte. Ich sollte Euch nicht helfen, sondern Euch Euerm Schicksale überlassen. Wisset Ihr meine Kräfte nur in der Noth zu schätzen, so habe ich doch nur Undank zu erwarten."

„Würdige Frau," gab Rocher, bei dem die Furcht, umsonst gekommen zu sein, noch größer war als seine natürliche Angst, zur Antwort, „ich gehöre nicht zu denen, welche so undankbar sind. Ich lebe vollkommen des Glaubens, daß Ihr mir helfen könnt, denn Ihr habt bereits Dinge offenbart, welche von unerhörten Eigenschaften zeugen. Gebt mir, ich bitte inständig darum, ein Mittel an die Hand, die Liebe von Bertha Bogenhagen zu gewinnen; Ihr sollt mich immer dankbar finden!"

Die Alte schien durch diese demüthige Anrede ein wenig besänftigt. „Rocher," sprach sie, „ehe der Gedanke in Eurer Brust aufgestiegen, zur Wolfsschlucht zu kommen, ehe Euch ein Weib von meiner Existenz Nachricht gegeben, hatte ich schon im Buche der Geheimnisse gelesen, daß Ihr kommen würdet. Das Mittel, durch welches Euch geholfen werden soll, ist seit drei Monaten in meinen Händen."

„Seit drei Monaten!" seufzte der Koch, „und ich Thor schlich so lange wie ein Halbwahnsinniger umher, ohne das Mindeste von Euerm Dasein zu wissen. Geschwind gebt es her; es ist eine Sünde, noch länger zu warten!"

„Gemach, gemach," antwortete sie mit einer drohenden Geberde, „Ihr müßt erst das Versprechen in meine

Hand legen, daß Ihr nicht Jedem, der es hören mag, erzählt, wer Euch in Euerer Liebesnoth geholfen hat. Ich will Euch zwar nicht verbieten, auch andere Leidende auf meine Spur zu weisen, aber es muß geheimnißvoll und unter vier Augen geschehen. Meine Macht ist nicht für den großen Haufen, nicht für die Neugierigen, sondern nur für den wahrhaft Bedrängten."

„Ich verspreche es," antwortete Rocher, „und so wahr ich lebe, ich werde mein Versprechen halten!"

„So legt Euch mit dem Antlitze auf den Boden," befahl die Hexe, „und erhebt Euch nicht eher, bis ich es sage!"

Der Koch legte sich nieder und horchte; vielleicht erwartete er einen Donnerschlag oder sonst eine furchtbare Erschütterung, denn er zitterte am ganzen Leibe. Seine Furcht war indessen unnütz. Was er hörte, war wie eine Art von Beschwörung und die Worte lauteten: „Mächtiger Alraune, den ich beim Neumonde aus den Schluchten des Gebirges gehoben, den ich zur mitternächtigen Stunde beim Flackern geweihter Kerzen bereitet, den ich zu drei verschiedenen Malen unter dem Galgen von Pempelfort begraben, ich entlasse Dich jetzt aus meinem Gewahrsam und übergebe Dich einem Manne, dem Du das Weib seiner Wahl zuführen sollst. Diene ihm in allen Stücken, bis das Ziel erreicht ist. Mein Fluch würde Dich treffen, wenn Du in irgend einem Theile ihm ungehorsam wärest!"

„Stehe auf," wandte sie sich jetzt an den Koch, „der Geist ist bereit, Dir zu dienen."

Rocher erhob sich und folgte dem Fingerzeige der Alten. Auf einem Tische stand eine Schachtel, rings mit brennenden Kerzen umstellt. Er schaute hinein und fand in derselben ein Wesen, welches einem Kinde ähnlich sah, doch war es von einem solchen insofern auch wieder

verschieden, als von seinem Kopfe lange Haare herabhingen, die es fast gänzlich einhüllten. Neugierig wollte er dieses wunderliche Wesen noch weiter untersuchen, aber die Alte verbot es ihm und sprach: „Dein Athem und der Blick Deiner Augen würden seiner Wirksamkeit schaden!“

Sie nahm einen rothen Seidenlappen, wickelte es in denselben, legte es wieder in die Schachtel und that den Deckel darauf, dann schnürte sie dieselbe mit einem schwarzen Bande zu und überreichte sie dem Koch. „Gehe,“ sprach sie, „doch nimm wohl in Acht, was Du zu thun hast. Kehre auf dem geradesten Wege zurück, aber suche vorher den Galgen zu Pempelfort auf und trage den Alraunen dreimal um denselben, wobei Du neunmal sprichst: „Alraune, helfe mir!“ Zu Hause sollst Du die Schachtel auf irgend eine Weise an einem Orte vergraben, den Bertha täglich betreten muß. Wenn es sein kann, so wähle dazu eine Thürschwelle, über welche sie hinwegschreitet, aber nimm Dich in Acht, daß Du nicht be- diesem Geschäfte betroffen wirst, sonst ist der ganze Zauber dahin. Nun kannst Du gehen!“

Monsieur Rocher langte in die Tasche und überreichte der Hexe die Geldrolle, welche er zu diesem Zwecke mitgebracht hatte. Sie würdigte sie kaum eines Blickes, sondern warf sie ungeöffnet in eine Ecke. Als er aber den Raum und die Hütte verlassen hatte, zählte sie doch den Inhalt sorgfältig nach und gab ihre Zufriedenheit durch ein hämisches Lächeln zu erkennen.

Monsieur Rocher eilte mit langen Schritten hinweg, aber das Gefühl, welches ihn beseelte, war doch ein sehr gemischtes. Es wollte ihm gar nicht behagen, daß dieser geheimnißvolle Geist, der jetzt sein Diener war, so viel mit Neumond, Mitternacht und Galgen zu thun hatte. Segenssprüche und geweihtes Wasser wären ihm

lieber gewesen. Wie die Sache jetzt lag, wollte es ihm fast bedünken, als habe er sich halb und halb in ein Bündniß mit der Hölle eingelassen. Indessen, es stand nicht in seiner Macht, etwas daran zu ändern und er mußte den Gehülfen nehmen, wie er eben war.

Er brauchte lange Zeit, ehe er sich ganz beruhigte; das Gefühl der Unbehaglichkeit lastete mit Centnerschwere auf seinem Herzen und seinem Gewissen, und zuweilen kam es ihm vor, als gebe der Geist in seiner Tasche Zeichen des Lebens von sich. Bald glaubte er, die Schachtel dehne sich weit auseinander und sprenge seine Taschen, bald meinte er, es gehe Licht und Wärme von ihr aus und der kleine Geist beginne mit einer feinen Stimme zu ihm zu sprechen. Er mußte sich in der That zusammennehmen, um den kaum gewonnenen Schatz nicht in den Sumpf zu werfen und Fersengeld zu geben.

Glücklicher Weise hatte er in seinem schnellen Trabe bald Pempelfort erreicht und den größten Theil des gefürchteten Waldes hinter sich. Zögernd und mit klopfendem Herzen schlug er einen Seitenpfad ein, der noch jetzt unter dem Namen Galgengäßchen bekannt ist. Es lag ihm schwer in den Füßen und je näher er dem Galgen kam, desto langsamer wurde sein Gang. Seine erregte Einbildungskraft ließ ihn glauben, an dem abscheulichen Holze zappele ein Verbrecher im Winde; auch wollte es ihm scheinen, als setze sich der Geist in der Schachtel mit dem Hingerichteten in Rapport und mache die gleichen Sprünge.

So nahe dem Ziele hätte er die Schachtel um ein Haar in den Roggen geworfen und wäre davon geeilt, aber der Mond half ihm aus der Noth, indem er einen hellen Lichtstrahl auf den Galgen warf und ihn überzeugte, daß derselbe keinen Leichnam trug. Diese Erkenntniß übte auch eine beruhigende Wirkung auf den Al-

raunen. So konnte er sich denn entschließen, die Schachtel aus der Tasche zu nehmen und seinen Rundgang zu beginnen, wobei er den neunmaligen Spruch nicht vergaß.

Während er denselben murmelte, kam ein verspäteter Wanderer des Weges; erschrocken blieb derselbe stehen und rief sein damals so häufig gebrauchtes: „Alle guten Geister loben Gott!“

Da Rocher wohl wußte, daß die Unterbrechung der Ceremonie die ganze Wirksamkeit des Alraunen zu Schanden machen konnte, so hob er drohend den Arm gegen den Störer in die Höhe.

Dieser, der auch keinen besonderen Ueberfluß an Muth zu haben schien, stieß einen Schreckensschrei aus und schoß wie ein Pfeil von dannen, wobei der Roggen arg zu Schaden kam. Durch dieses Intermezzo fühlte der Koch seine Courage wachsen und mit einem Gefühle der Ueberlegenheit verließ er den unheimlichen Ort, um an der bewußten Stelle des herzoglichen Gartens die Mauer zu übersteigen und heimlich in's Schloß zu gelangen. Dort herrschte die tiefste Ruhe. „Ich müßte die Vergrabung des Geistes jetzt vornehmen,“ dachte er; „ungestörter wie heute kann ich das Werk niemals vollbringen.“

Nachdem er sich der Schuhe entledigt hatte, begab er sich auf den Strümpfen die Treppe hinauf. Vor Bertha's Zimmer blieb er stehen, denn keine Thürschwelle im Schlosse schien ihm geeigneter als diese.

Mit Hülfe einer Laterne hatte er bald den Fußboden untersucht und die Entdeckung gemacht, daß der Alraune schon jetzt seine Wirksamkeit übte, denn mit der leichtesten Mühe von der Welt konnte er das erste Brett vor der Schwelle von seiner Stelle entfernen und die Schachtel darunter schieben. Er brauchte nur die beiden Nägel, welche sich gelockert hatten, wieder anzutreiben,

so war der Geist geborgen. Dieses Geschäft besorgte er mit ein paar dröhnenden Hammerschlägen und begab sich dann rasch in sein Stübchen, um nicht entdeckt zu werden.

„So, nun muß der Geist für mich arbeiten,“ dachte er; „ich werde ja bald sehen, ob er Eindruck auf ihr sprödes Herz macht oder nicht.“ Zu seinem Verdrusse fiel ihm schließlich noch ein, daß er die Hexe zu fragen vergessen hatte, wie lange er warten müsse, bis er den Sieg erringe. Doch das war kein Unglück; es ließ sich noch immer nachholen.

Erleichtert, mit sich selbst und der Welt zufrieden, warf er sich auf sein Bett und schlief wie ein Fürst, das heißt wie ein glücklicher. Hätten die Küchenjungen nicht am folgenden Morgen solch einen Heidenlärm gemacht, so wäre er vielleicht erst am Mittage erwacht.

Das Personal, welches ihm untergeben war, sah ihn ganz verwundert an, als er mit einem vergnüglichen Schmunzeln unter sie trat und ein Späßchen nach dem andern machte. So hatten sie ihn lange nicht gesehen und sie konnten sich kaum vorstellen, daß er sich über Nacht plötzlich so verändert haben solle. In der Erwartung, daß die üblichen Donnerwetter bald losbrechen würden, hielten sie sich in einer vorsichtigen Reserve; aber sie fanden doch bald, daß sie dem Manne Unrecht thaten. Aus dem Tyrannen, dem es sonst nicht darauf ankam, wie viel Rührlöffel er auf dem Rücken der Küchenjungen entzweischlug, war wirklich ein ganz liebenswürdiger Mensch geworden.

Das veränderte natürlich die ganze Physiognomie der Küche; die Mägde lachten wieder, die Jungen machten Jungenstreiche und nach einer halben Stunde war ein kräftiger Gesang im Gange, den sich der jüngste von den Wasserträgern sogar mit seiner Flöte zu begleiten erlaubte.

„Chantez, chantez!“ rief der Koch, „es seind aimable ßu ’ören die chansons und die ’Erzog sein nickt zu ’Ause. Chantez de tout vos coeurs, ick singen mit, die Lied von die Schlakt ßu Worringen. Es seind eine superbe chanson! Lustik, Lustik mes garçons et mes filles!“

Fünfzehntes Kapitel.

Der Aufstand zu Gent.

Der Zufall mochte es gefügt haben, daß Bertha in den Tagen, welche der Jagd folgten, viel freundlicher gegen den Koch war, als gewöhnlich; dieser aber schrieb die heilsame Umwandlung in ihrem Gemüthe den Kräften seines Alraunen zu und er rieb sich die Hände vor Vergnügen, wenn er dachte, daß sie Tag um Tag die Schwelle überschreiten müßte, unter welcher sein Geist verborgen war. Wenn auch die Wirkung nicht all so rasch ersichtlich wurde, wie es für seine Ungeduld wünschenswerth war, so hatte er für diese Langsamkeit Beruhigung bei der alten Brigitte geholt. „Eile mit Weile!“ war ihr Wahlspruch. „Ein Apfel braucht den ganzen Frühling und Sommer, um zu reifen, die Liebe eines Menschenherzen darf wohl längere Zeit in Anspruch nehmen. Wenn der Schnee gefallen und wieder geschmolzen ist, dann ist es noch immer früh genug, an ernstliche Fortschritte zu denken!“

Es war ein Glück für den Koch, daß die Sybille von der Wolfsschlucht seine Geduld stählte; er hätte sonst in seiner Ueberstürzung wohl das sanfte Lächeln auf Bertha’s Lippen bald wieder verscheucht.

Sie hatte ohnehin in den letzten Tagen ein ernstes Gesicht gezeigt; es rührte freilich von einer Ursache her,

von welcher Monsieur Rocher keine Ahnung hatte. Das Zeichen am Fenster ihres Stübchens war wieder sichtbar geworden und hatte sie schleunigst in den goldenen Ring gerufen, wo sie auch den Abgesandten ihres Geliebten mit Briefen an sie und die Herzogin-Mutter vorfand.

Der Brief an sie war eine lange Epistel voll von glühender Liebe, jedes Wort ein Pfeilschuß, der ihr Herz in lodernden Brand versetzte; um diesem süßen Feuer dauernde Nahrung zu geben, waren in einem besonderen Päckchen eine hübsche Anzahl von Kleinodien beigefügt, über deren Werth und Schönheit sie fast erschrak; sie durfte es kaum wagen, sich damit zu schmücken, ohne bei der Herzogin-Mutter und dem ehrbaren Herrn Bogenhagen aufzufallen. Indessen blieb ihr doch immer die Freude des heimlichen Betrachtens und selbst des Schmückens, wenn sie sich am Abend allein auf ihrem Kämmerlein befand.

Am Schluß des Briefes waren ein paar Worte hinzugefügt, welche eigentlich nicht an ihre Adresse gerichtet waren. „Die Herzogin-Mutter," hieß es, „scheint in ihrem Eifer für die gute Sache zu erkalten und doch ist Gefahr im Verzuge. Du mußt Gelegenheit suchen, auf Geldern zu sprechen zu kommen und ihr auf die eine oder andere Weise beibringen, daß der Kaiser durch Bitten und Verhandlungen nicht zu bezwingen ist, sondern daß man ihm mit einem mächtigen Verbündeten die Spitze des Schwertes zeigen muß."

Wie sie diese Bestellung ausrichten sollte, das wußte sie in der That nicht, denn die Herzogin-Mutter hatte es bisher fast ängstlich vermieden, jemals ein Wort über Politik mit ihr zu sprechen. Wie es im Anfange ausgemacht worden war, nahm sie die Briefe, welche Jean von Zeit zu Zeit brachte, in Empfang, legte sie der Herrin schweigend auf den Tisch und brachte eben so

schweigend die Antwort an Jean zurück. Sie war also nur eine stumme Vermittlerin, darauf beschränkte sich ihre ganze Theilnahme an den Händeln der Welt. Auch hatte sie schon verschiedenemale die Bemerkung machen können, daß die hohe Frau durchaus keine Neigung hatte, sich mit ihrer Dienerin auf einen vertrautern Fuß zu stellen.

Sie nahm auch diesesmal den Brief für die Herzogin-Mutter aus Jean's Händen und brachte ihn an die Stelle, wo er von der rechten Person gefunden werden mußte. „Bertha," sprach ihre Herrin, als sie des Briefes ansichtig wurde, „ich fühle mich ermüdet und bedarf einiger Zeit ungestörter Ruhe. Ziehe Dich also in das Vorzimmer zurück und lasse Niemanden zu mir, bis ich Dich rufe."

Bertha ging; es war ihr lieb, daß sie sich nun eben so ungestört der nochmaligen Lectüre ihres Briefes hingeben konnte.

Die Herzogin-Mutter war kaum allein, als sie hastig nach dem Briefe langte und das Siegel erbrach. „Das ist ein langes Opus," flüsterte sie, „ich werde Zeit nöthig haben, es zu lesen und zu beantworten."

Der wesentliche Inhalt war ungefähr folgender:

„Die Dinge gehen hier einen raschen Gang, ich fürchte, allzurasch für die Kälte und Langsamkeit des Hofes zu Düsseldorf. Ich weiß nicht, ob Graf von Beveron genugsam von seiner hohen Aufgabe beseelt ist, um den Herzog in Feuer zu bringen; fast fürchte ich das Gegentheil, denn ich warte von Tag zu Tag auf eine entscheidende Nachricht und sie kommt immer noch nicht an. Seien Sie versichert, meine allergnädigste Herzogin, daß König Franz sich in Ungeduld verzehrt, Ihrem Sohne endlich die Hand zu reichen. Geschieht dieses nicht bald, so fürchte ich, daß meine hiesige Arbeit schließlich nur zur Stärkung des Kaisers führen wird.

„Als ich hierher gesandt wurde, handelte es sich darum, die Genter nach und nach gegen den Kaiser schwierig zu machen und mit ihrer Hülfe und ihrem Beispiele ganz Flandern in Aufstand zu bringen, damit König Franz seinem Rufe folgen und sich an die Spitze der Insurrection stellen könne. Das wäre längst geschehen und der Krieg hätte bereits große Dimensionen angenommen, wenn der Herzog von Cleve sich seinerseits hätte verstehen können, sich uns energisch anzuschließen. Mein König durfte diesen Schritt um so mehr erwarten, da die Interessen gegenseitig sind. Gent kann kaum noch zurück, denn es hat die letzten Bande, die es an den Kaiser knüpften, zerrissen und offen erklärt, daß es von seiner Herrschaft nichts mehr hören will; aber die Empörung gegen die kaiserliche Gewalt schlägt in Anarchie und Pöbelherrschaft um. Diese übermüthigen Weber und die Zünfte fühlen den Kitzel des Herrschens so angenehm, daß sie in der kurzen Zeit des Aufstandes bereits zu vollständigen Despoten und Tyrannen geworden sind. Die Leute von Ansehen und Vermögen fliehen haufenweise aus der Stadt, denn die Zünfte finden in ihrer bevorzugten Stellung und ihrem Reichthum Grund genug, ihnen den Kopf auf den Block zu legen. Das Blut fließt bereits in Strömen und das Volk ist so toll und rasend, daß man mit Grausen an die Zukunft denken muß.

„Die Statthalterei verhält sich bei diesen blutigen Ereignissen ruhig; sie urtheilt ganz richtig, daß eine so wüthende Gährung bald das ganze Gebräu über den Bottich treiben muß. Allerdings mag sie sich auch fürchten, weil sie augenblicklich nicht im Stande ist, der Empörung wirksam zu begegnen. Ihr Hauptgrund aber ist jedenfalls der, daß sie die Bewegung hinhalten will, bis der Kaiser aus Spanien herüber kommen kann.

Unsere dortigen Aufpasser berichten uns, daß sie jeden Schritt Seiner Majestät bewachen und der Ueberzeugung leben, er sei bereits von den kleinsten Begebenheiten in Flandern genau in Kenntniß gesetzt, und sie meinen, der Löwe gebe sich nur den Anschein, zu schlafen, um desto sicherer die Beute im Sprunge zu erreichen.

„Sie können sich leicht denken, gnädigste Frau, daß das Herz des Kaisers jetzt sehr zerrissen ist und daß er sich auch sonst in der unangenehmsten Lage von der Welt befindet. Seine eigene Person ist augenblicklich tief erschüttert und er sichtlich nach allen Seiten hin in seinen Plänen gehindert. Ich brauche Ihnen wohl nicht von dem schmalkaldischen Frieden zu sprechen, denn Sie kennen diesen Vertrag zwischen ihm und den Protestanten ohne Zweifel eben so gut als ich; aber ich erlaube mir, zu bemerken, daß die sämmtlichen sechszehn Artikel, welche er enthält, doch eigentlich nur eine Concession an den Kaiser sind, damit dieser, von den innern deutschen Wirren unberührt, gegen die Ungläubigen ziehen kann, welche sich schon längst schaarenweise in Ungarn festgesetzt haben und jeden Augenblick seine österreichischen Erblande überschwemmen können. Während er so zu Land und Meer genöthigt ist, das Schwert zu ziehen, muß er von den verschiedensten Seiten Aerger und Verdruß erleben. Doch, ich hatte die Absicht, Ihnen zu erzählen, wie er in seinen persönlichen Gefühlen niedergedrückt ist und in der größten Trauer lebt.

„König Ferdinand, des Kaisers Bruder, hatte die sechszehn Artikel des schmalkaldischen Friedens nach Spanien geschickt, um die Unterzeichnung derselben zu erlangen. Kaiser Carl befand sich zu Madrid, wo er die einzelnen Paragraphen genau prüfte und sich überzeugte, daß sein Bruder in diesem Vertrage durchaus klug und vorsichtig gehandelt habe. „Wir werden fünfzehn Mo-

nate Ruhe haben, um die Ungläubigen bekriegen zu können," sprach er zu seiner Umgebung. „Unser königlicher Bruder Ferdinand verdient unser Lob in einem hohen Grade und wir wollen nicht unterlassen, es ihm durch einen besonderen Gesandten zu spenden."

„Er nahm die Feder und unterzeichnete; als es geschehen war, fühlte er sich einer schweren Last enthoben, aber dafür war ein großes Leiden im Anzuge. Die Kaiserin erwartete um diese Zeit ihre Entbindung und hatte sich deßhalb in die weniger geräuschvolle Stadt Toledo zurückgezogen. Während der Kaiser noch mit der Ratification des Vertrages beschäftigt war, kam ein Bote, welcher die wichtige Nachricht von der Niederkunft der Kaiserin brachte. Er hatte dieses Ereigniß so frühe nicht erwartet und war deßwegen nicht wenig erschrocken. Es mußten auf der Stelle Postpferde vorgeführt werden, und er begab sich, ohne eine Minute zu verlieren, zu Wagen. Der Kutscher war angewiesen, die Pferde nicht zu schonen, wenn er nur die größtmöglichste Eile erzielte und ihn bald zur Kaiserin brachte. Aber was half die furchtbare Hetzjagd? Alle Augenblicke kamen Hindernisse, die nicht so rasch zu beseitigen waren. Bald war es der holperige Weg, bald die Ermüdung der Pferde, bald die Gebrechlichkeit des Fahrzeuges. Der strahlende Kaiser eines Reiches, in welchem die Sonne nicht untergeht, litt, wie ein gemeiner Sterblicher unter den mannigfachsten Verzögerungen. Noch hatte er den Weg nicht zur Hälfte zurückgelegt, als ihm ein Courier begegnete. Der Kaiser bemerkte ihn schon von Weitem und sah, wie sein Haar im Winde flatterte, wie sein Roß über und über mit Staub bedeckt war. In banger Ahnung erwartete er den Boten, dessen keuchende Brust kaum noch Athem genug hatte, ihm die Trauerbotschaft mitzutheilen. Die Kaiserin hatte ein

todtes Kind zur Welt gebracht und war vier Stunden später selbst gestorben. Carl war außer sich vor Schmerz, er hielt es für unmöglich, daß diese junge, erst sechsunddreißig Jahre alte Frau, welche man mit Recht die schönste unter den Fürstinnen genannt hatte, nicht mehr unter den Lebenden weilen sollte.

„Die Ausbrüche seines Schmerzes waren so groß, daß die Begleiter für seinen Verstand fürchteten und sich in allen möglichen Trostgründen erschöpften; aber er hörte nicht auf sie, sondern schrie und jammerte so laut, daß die meisten von ihnen mitweinen mußten.

„Plötzlich überkam ihn eine neue Angst, er begann zu fürchten, daß das Messer der Aerzte über sie herkommen, daß man sie einbalsamiren würde, ehe er sie gesehen habe; deßhalb gab er den Befehl, die äußersten Kräfte der Pferde anzuspannen, um ihn desto früher an das Todtenbett seiner geliebten Gemahlin zu bringen. Es war eine rasende Jagd des Lebendigen zu der Todten.

„Endlich hielt der Wagen vor der Todeswohnung. Er stürzte hinein. Sobald er der theuern Leiche ansichtig wurde, warf er sich über dieselbe her, schluchzte so laut, daß man sein Schmerzgeschrei in den Nebenzimmern hören konnte und bedeckte sie mit unzähligen Küssen.

„Alle, die ihren kaiserlichen Herrn in diesem Zustande sahen, wurden von Schmerz und Mitleid gerührt und konnten sich der Thränen selbst nicht enthalten.

„Der Erzbischof von Toledo, welcher in dem Sterbegemache anwesend war und dem Kaiser zur Seite stand, wagte es, ihn von der Todten hinwegzuziehen und ihm vorzustellen, daß es der Würde eines Kaisers nicht gezieme, sich solcher ungemessenen Trauer zu überlassen. Wenn der Schmerz um die Hingeschiedene auch zu ehren sei, so dürfe er doch nicht außer Acht lassen, daß ein

großes Reich seiner Kaltblütigkeit und seiner berechnenden Vernunft bedürfe.

„Der Kaiser war immer groß, selbst in diesem schweren Augenblicke; er trocknete seine Thränen, verließ das Gemach und machte den Aerzten Platz, welche gekommen waren, den Leichnam einzubalsamiren.

„Sie werden begreifen, meine allergnädigste Herzogin, daß alle diese Widerwärtigkeiten eine große Bitterkeit in dem Herzen des Kaisers zurücklassen müssen. Es ist mehr, als natürlich, daß sich sein ganzer Zorn über derjenigen Stadt entladen wird, in der er das Licht der Welt erblickt hat. Hier erwartet er vor allen Dingen Liebe und Anhänglichkeit, und da er das Gegentheil findet, so wird seine Rache groß sein. Ich glaube nicht, daß Sie die Stadt, welche sich eigentlich doch nur in clevischem Interesse erhoben hat, von seinen ehernen Schritten wollen zertreten lassen. Noch ist es Zeit, die hier losgelassenen Kräfte auch für Geldern zu benutzen, aber vielleicht nicht lange mehr, denn ich erfahre, daß bereits mit Frankreich Unterhandlungen angeknüpft werden, damit der Kaiser, um schneller Flandern zu erreichen, durch dieses Land reisen darf. Was kann mein königlicher Herr thun, sich diesem Wunsche, der fast ein Befehl ist, entgegenzustellen, wenn die gehofften Bündnisse ihm nicht angeboten werden?"

Der Brief zählte noch manche Dinge auf, welche sämmtlich auf die Nothwendigkeit hindeuteten, sich recht bald mit Frankreich zu vereinigen, gemeinsame Sache mit dem rebellischen Flandern zu machen und die Heere des Kaisers mit Kraft und Entschiedenheit anzugreifen.

Herzogin Maria lehnte sich in ihren Sessel zurück und überdachte jeden einzelnen Punct des Schreibens. Der Briefsteller, das ließ sich nicht wegleugnen, hatte ein richtiges Urtheil, es verhielt sich in der That Alles

so, wie er gesagt hatte, und kein einsichtiger Mensch konnte die Nothwendigkeit leugnen, die Verbindung und den Angriff zu beschleunigen. Aber sie war nicht Herrin der Lage, es hing nicht von ihr ab, ihre eigenen Wünsche, welche mit denen von Frankreich übereinstimmten, in Ausführung zu bringen. Der Herzog wurde noch immer von zarten Bedenken geleitet und es war gar nicht abzusehen, wann diese Rücksichten endlich aufhören würden.

Sie erhob sich, verschloß den erhaltenen Brief in ihren Schreibtisch und begab sich in die Räume ihres Sohnes.

Herzog Wilhelm saß zwischen großen Actenstücken, als sie eintrat; er erhob sich, ging ihr mit freundlichem Lächeln entgegen und sprach: „Was verschafft mir das Vergnügen, meine Mutter zu sehen?"

„Ich komme nicht zum Sohne, sondern zum Herzoge," gab sie zur Antwort.

„Der Herzog und der Sohn werden sich hoffentlich nie voneinander trennen, meine liebe Mutter," sprach er und führte sie auf ein Polster, welches neben seinem Schreibtische stand.

Die Herzogin ließ sich nieder und begann: „Ich komme wegen Geldern, denn wahrlich, es will mir bedünken, daß wir den günstigen Zeitpunct vorübergehen lassen, um es dauernd zu verlieren. Warum zögerst Du, Dich mit Frankreich zu vereinigen? Glaubst Du, daß Dir von irgend einer Seite eine bessere Allianz kommen kann?"

„Ich glaube es nicht, Mutter," antwortete der Herzog, „aber ich hoffe noch immer, daß die Gerechtigkeit des Kaisers jede Allianz unnöthig mache."

„Eben so gut könntest Du den Einsturz der Welt hoffen," gab die Mutter in einem bittern Tone zur Ant-

wort. „Du kennst ihn lange genug, um zu wissen, daß er niemals einen Finger breit von demjenigen aufgibt, was ihm des Behaltens werth scheint, ja Du hast es bis zum Uebermaße an Geldern erfahren. Uebrigens wirst Du mir ohne Zweifel zugestehen, daß Du im Anfange Deiner Regierung eine größere Energie hoffen und weniger Langmuth erwarten ließest."

„Damals war ich noch sehr unerfahren, Mutter, seitdem aber habe ich reiflich nachdenken gelernt und eingesehen, daß der Schwächere dem Stärkeren fast immer unterliegen muß. Außerdem schwebt mir die Mahnung meines sterbenden Vaters noch allzu vernehmbar vor den Ohren; sein Verlangen, Geldern zu besitzen, war nicht geringer, als das meine, aber er wiederholte mir stets den Grundsatz: Halte Freundschaft mit dem Kaiser!"

„Ich kenne diesen Grundsatz bis zum Ueberdrusse," entgegnete die Herzogin-Mutter; „er klingt nicht übel, aber diese Freundschaft wird mit dem Verluste des Herzogthums endigen. Die Freundschaften dieser Art sind nach meinem Bedünken allzutheuer bezahlt. Wenn die Parole einmal „verlieren" heißt, so kann sie auch mit dem Schwerte in der Hand festgehalten werden, weil dann doch wenigstens die Möglichkeit des „Gewinnens" nicht ausgeschlossen ist."

„Werthe Frau Mutter," sprach der Herzog, „die Sachen stehen nicht halb so verzweifelt; noch haben wir das Herzogthum in Händen und der Kaiser macht keine Anstalten, es uns zu entreißen. Geschieht dieses erst, so greifen wir zu den Schwertern und vertheidigen uns. Zu meinen Unterthanen aus Jülich, Cleve, Berg, Ravensberg, Geldern und Zütphen habe ich das Vertrauen, daß sie den kaiserlichen Söldnern eine sehr lesbare Schrift auf den Rücken schreiben werden. Das Bündniß, welches mir von Frankreich angeboten wird, ist nicht halb

so uneigennützig, als es aussieht. Nehme ich es an, so zahlen wir auf die eine oder andere Weise eine schwere Summe dafür und verfeinden uns auf alle Zukunft mit dem Kaiser. Ein Bündniß mit den Genter Rebellen aber muß ich verschmähen, denn es kann niemals zum Vortheile der Fürsten gereichen, wenn sie ihre Macht durch Unterstützung des Aufruhrs vergrößern. Das Geschenk aus der Hand des Volkes ist ein zweischneidiges Schwert, welches denjenigen verwundet, der es annimmt. Lassen wir die Zeit noch ein wenig über die Ereignisse hinweggehen und warten wir den Augenblick ab, wo der Kaiser sein Unrecht einsieht und uns Geldern unbestritten überantwortet."

„Das heißt," gab die Herzogin-Mutter mit unverkennbarem Mißmuthe zur Antwort, „warten wir die Zeit ab, bis die Genter in den Staub getreten sind, bis König Franz von Frankreich seine Hand zurückzieht, Flandern sich selbst überläßt und seinen Frieden mit dem Kaiser macht. Es heißt eigentlich: Warten wir, bis der Gewalthaber wieder so stark geworden ist, daß er gar nicht nach uns zu fragen braucht und uns einfach bedeutet, daß wir nur zu gehorchen haben."

Da sie die Festigkeit und Unbeugsamkeit ihres Sohnes für jetzt noch nicht erschüttern konnte, so erhob sie sich mit verdrießlichem Gesichte und begab sich in ihr Zimmer zurück, wo sie den Brief beantwortete.

Klüglicher Weise hielt sie mit der vollen Wahrheit noch hinter dem Berge, denn sie fürchtete, es möchten dann alle Unterhandlungen mit Frankreich plötzlich abgebrochen werden. Nachdem sie dem Briefsteller einige Lobsprüche über seine Thätigkeit und Klugheit gegeben hatte, forderte sie ihn auf, die Bewegung so lange als möglich aufrecht zu erhalten, dem Blutvergießen aber zu steuern. Obschon sie aus dem Munde ihres Sohnes

genau wußte, daß dieser vorläufig noch gar nicht die Absicht hatte, sich in irgend eine Verbindung einzulassen und feindlich gegen den Kaiser aufzutreten, so hielt sie doch eine rasche Wendung in seiner Politik nicht allein für möglich, sondern sogar für wahrscheinlich, deßhalb suchte sie ihre Verbindung mit dem Agitator von Gent aufrecht zu erhalten und ließ hier und dort zwischen den Zeilen lesen, daß Anzeichen zu einer Aenderung in der clevischen Politik genug vorhanden seien.

Als sie den Brief geschrieben und versiegelt hatte, begab sie sich in das Vorzimmer, wo Bertha fast vor Ungeduld verging, denn sie hatte den ihrigen längst fertig, auch die kostbaren Geschenke ihres Liebhabers so oft beschaut und wieder beschaut, daß sie, wenigstens für den Augenblick, allen Reiz verloren hatten.

Die Herzogin-Mutter nickte ihr nur zu; doch war diese Sprache für sie verständlich genug. Sie begab sich in das Gemach derselben und fand den Brief, um den es sich handelte. Sie steckte ihn rasch zu sich und eilte in ihr Zimmer, um ein Handkörbchen zu nehmen, als ob sie einen Ausgang für ihre Herrin mache. In ihrer Eile bemerkte sie nicht, daß Monsieur Rocher sich hinter einem Pfeiler aufgepflanzt hatte und die Schwelle ihres Zimmers unverrückt im Auge behielt. Als sie jetzt leicht und schnell hinüberhuschte, rieb er sich die Hände vor Behagen und stellte in seinem Geiste eine Wahrscheinlichkeits-Rechnung an, wie lange es noch dauern könne, bis der Alraune dieses stolze Herz bezwungen habe. Es gab freilich für eine solche Rechnung gar keinen Anhaltspunct, weil seine sämmtlichen Factoren unbekannte Größen waren, aber der Koch ließ sich deßhalb nicht aus dem Felde schlagen. Schon das Vorhandensein des Alraunen erfüllte ihn mit der Gewißheit, daß einmal die Stunde kommen werde, wo sie sich ihm wie eine besiegte Fest-

ung übergeben müsse. Wie der Knabe, welcher Dattelkerne pflanzte, wollte er sich das Warten nicht verdrießen lassen.

Während er noch da stand und mit vorgeneigtem Kopfe die Schwelle betrachtete, kam Bertha zurück. Er huschte instinctmäßig hinter seinen Lauerposten, aber er war doch nicht schnell genug gewesen; sie hatte ihn bemerkt. Bertha's Gefühl war aus Verlegenheit und Unwillen gemischt, doch schließen wir einen Tropfen weiblicher Eitelkeit in dieser Gefühlsmixtur nicht aus. In welchem Mädchenherzen wäre sie nicht vorhanden, wenn der Anbeter auch noch so unwillkommen ist!

Sollte sie ihm ein freundliches, sollte sie ihm ein böses Gesicht zeigen? Sie entschloß sich für das erstere, denn es kam ihr ein leiser Verdacht, Monsieur Rocher habe sich eine Kenntniß von den Briefen, welche sie bei sich trug, erlauscht. War das der Fall, so durfte sie ihn nicht erzürnen.

„Ei," sprach sie lächelnd, als sie an ihm vorüberkam, „Monsieur Rocher will der Herzogin das Diner wohl hier oben bereiten?"

Diese wenigen, in etwas schäkerndem Tone gesprochenen Worte electrisirten das Herz des Liebenden so sehr, daß die Arme in Mitleidenschaft gezogen wurden und unter heftigem Zucken die Bewegung des Festhaltens gegen sie machten.

Bertha versetzte ihm einen leichten Schlag auf die Wangen und huschte hinweg.

Monsieur Rocher konnte manchmal eine recht komische Figur spielen und dadurch seine Umgebung zum Lachen reizen; aber in diesem für ihn so wichtigen Augenblicke übertraf seine Possierlichkeit das höchste Maaß. Sein Auge leuchtete in Verklärung, Arme und Beine gaben den Zuckungen eines Hampelmannes nichts nach. Die

geschlagene Wange mit der Hand bedeckend, als ob er das zarte Gefühl daselbst festhalten wolle, rief er so laut, daß es in dem Zimmer der Herzogin hätte vernommen werden können: „Sie 'at mir geschlackt, sie liebt mir! Eh bien, elle m'aime! La bonne Brigitte! Je lui donnerai un autre paquet! Ah die charmante Berthe, die Enkel aus die 'Immel, sie liebt mir, sie 'at mir geschlackt!"

Bertha mochte wohl den Ausbruch dieses Entzückens noch vernehmen, denn ihre Wangen bedeckten sich mit einem glühenden Roth und sie beflügelte ihren Schritt zum Laufen. Unten an der Treppe hätte sie beinahe die alte Kammerfrau umgerannt.

„Mein Gott, Kind," sprach diese in langgezogenem, mißbilligendem Tone, „seit wann ist es Sitte, daß die Kammerfrau der Herzogin-Mutter wie ein Rennpferd über die Gänge trabt? Ei, ei, mein Kind, hat sich die Sitte des Hauses noch so wenig bei Dir festgesetzt? In Deinem goldenen Ringe mochtest Du immerhin wie ein muthwilliges Füllen Trepp auf und ab stürzen, aber im herzoglichen Schlosse geht das nicht. Wer mit den hohen Herrschaften umgeht, muß stets auf Korksohlen einherschlüpfen. Sitte, mein Kind, Sitte und Anstand, das sind Dinge, die eine Kammerfrau nicht genug üben kann!"

„Verzeih, Tantchen," antwortete Bertha, „es ist ja sonst auch meine Weise nicht, aber der Koch stand oben und jagte mir mit seinen Augen eine furchtbare Angst ein. Er folgte mir auf dem Fuße und, wenn ich recht gehört habe, wollte er zu Tantchen herunterkommen."

Alettgen retirirte sogleich in ihr Stübchen, indem sie mit Worten und Geberden ihren Abscheu zu erkennen gab; sie wollte auch Bertha hineinziehen, diese aber schützte ein nothwendiges Geschäft vor und eilte hinweg, während die Kammerfrau im Innern ihres Zimmers

den Riegel vorschob und an ihrem Betpulte für die Besserung des Franzosen ein Gebet zum Himmel schickte.

Bertha begab sich direct in den goldenen Ring und da sie das lederne Schurzfell ihres gestrengen Herrn Vaters nirgends gewahrte, so eilte sie die Treppe hinauf und fand in ihrem ehemaligen Stübchen Jean, den Reitknecht.

Beide Briefe wurden in eine Mappe verschlossen, wovon sich ein Schlüssel in ihren Händen, der andere aber in Gent befand.

Es versteht sich von selbst, daß sie sich an dem geschriebenen Worte nicht genügen ließ, sondern daß Jean noch einen detaillirten Bericht über Alles, was ihren Geliebten betraf, geben mußte. Jean hatte zwar nicht den Auftrag, auf solche Fragen Rede und Antwort zu geben, aber er war eben auch ein Mensch, der aus Fleisch und Blut bestand, und als solcher konnte er nicht unempfindlich gegen die Reize der jungen Kammerfrau sein. Wenn er sich auch in aller Ehrerbietung fern von ihr hielt und seinen Augen nicht einmal eine detaillirte Musterung der lieblichen Züge erlaubte, so wäre es ihm doch nicht möglich gewesen, auf dringliche Fragen gar keine, oder nur eine trockene Antwort zu geben. Zum Schrecken Bertha's kam dann auch die unerfreuliche Thatsache zum Vorscheine, daß in Gent der Bürgerkrieg wüthete, so daß die Straßen vom Geschrei des Pöbels wiederhallten und daß nicht selten das Blut der besten Einwohner von den Zünften vergossen wurde.

Man kann leicht ermessen, daß Bertha einen solchen Bericht nicht ohne tiefe Beunruhigung anhörte und ihren Geliebten bereits den Schrecken der Revolution verfallen sah.

Jean nahm Abschied von ihr, sie kehrte in's Schloß zurück, aber nicht mit der lächelnden Miene, welche Ro-

cher's Backenstreich begleitet hatte, sondern traurig und niedergeschlagen. Es war ein Glück für den Koch, daß sie ihm auf diesem Wege nicht begegnete, er würde sonst aus all seinen Himmeln herausgefallen sein und vielleicht seinem Alraunen die Schuld einer unverzeihlichen Lässigkeit und strafwürdigen Gleichgültigkeit gegen seine Schmerzen gemacht haben.

Sechszehntes Kapitel.

Minister Cromwell.

Der Gang unserer Geschichte macht es nothwendig, daß wir den Leser jetzt den freundlichen Ufern des Rheines entführen und den Schauplatz der Erzählung jenseits des Canals, nach London, verlegen.

Etwa um die Zeit, als Herzog Wilhelm die oben erwähnte Jagd hielt, saß Cromwell, der allmächtige Günstling Heinrich's VIII. von England mit niedergeschlagenen Mienen in seinem Palaste; sein Geist sann über wichtige Dinge nach, er baute Pläne und Projecte, aber man sah ihm an, daß keines von seinen künstlichen Gebilden eine feste, dauernde Grundlage hatte. Der König, den er so lange beherrscht, schien ihm entschlüpfen zu wollen; denn in der jüngsten Zeit hatte er sich offen wieder dem alten Glauben zugeneigt und sogar eine Parlamentsacte durchgesetzt, welche den abgeschafften Katholicismus glorificirte. Es waren folgende: 1) Beim Abendmahle ist der wahre Leib Christi unter der Form, aber ohne die Substanz von Brod und Wein wahrhaft zugegen. 2) Die Communion unter beiderlei Gestalten ist nicht nothwendig, um selig zu werden. 3) Die Priester dürfen nach dem Gesetze Gottes nicht heirathen.

4) Die Keuschheitsgelübde müssen beobachtet werden. 5) Die Seelenmessen sind beizubehalten. 6) Die Ohrenbeichte ist zuträglich und nothwendig.

Cromwell, dem mit dieser Rückkehr zum Alten durchaus kein Dienst geleistet war, hatte so lange eifrig dagegen gesprochen, als es ohne Gefahr geschehen konnte. Als er aber sah, daß sein königlicher Herr seinen Willen durchsetzen wollte, schloß er sich den sechs Artikeln an. Mit heimlichem Verdrusse mußte er erleben, daß auf die Anfeindung dieser Artikel sogar noch schwere Strafen an Gut, Leib und Leben gesetzt wurden.

In den frühern Jahren, als König Heinrich die Oberherrschaft des Papstes abgeschüttelt und sich selbst zum Papst der Engländer gemacht hatte, war die Priesterehe eingerissen und es gab eine Menge von Nonnen und Mönchen, sogar von Priestern und Bischöfen, die sich in den Stand der Ehe begeben hatten. Diese sollten jetzt auseinandergehen, jede Gemeinschaft aufheben, oder des Todes und der Einziehung ihrer Güter gewärtig sein.

Ein solcher Zustand der Dinge erfüllte Cromwell, den rasch gestiegenen Günstling, der neuerlich zum Baron erhoben worden war, mit Angst und Schrecken; auf dem Fundamente der kirchlichen Neuerung aufgestiegen, mußte das jetzt aufgenommene System seinen Fall herbeiführen. Er gab sich deßhalb alle mögliche Mühe, den Sinn des Königs zu ändern, aber dieser blieb fest. Er suchte sich ihm nun unentbehrlich zu machen, indem er die Aufhebung der Klöster und Stifte, sowie die Einziehung ihres Vermögens zu Gunsten des Königs mit einem wahren Feuereifer betrieb. Nicht genug damit, stellte er auch den Grundsatz auf, der König bedürfe des Parlaments nicht, sondern könne nach Gutdünken Gesetze erlassen.

König Heinrich nahm diese Huldigungen Cromwell's zwar gerne entgegen und zog seinen Nutzen daraus, aber sein Günstling merkte dennoch an vielen Zeichen, daß sein Stern zu erblassen begann, denn der König, der ihn bis jetzt bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet hatte, vernachläßigte ihn nicht allein auffallend, sondern nahm auch zuweilen in öffentlicher Versammlung die Gelegenheit wahr, ihm beleidigende Worte in's Gesicht zu schleudern. Ein wie kleiner Schritt es von der höchsten Gunst bis zum Henkerbeile bei diesem Könige war, das wußte Niemand besser, als Cromwell. Wohin er sein Auge richtete, war Gefahr; seine Freunde waren ohnmächtig, seine Feinde gaben sich bereits wenig Mühe, ihren Triumph zu verbergen und der alte Adel, dem seine Erhebung immer ein Dorn im Auge gewesen war, sah seinem Sturze mit stiller Genugthuung entgegen.

Daß es so kommen würde, davon hatte Cromwell schon längst eine Ahnung gehabt und deßhalb in seinem Geiste häufig genug die Mittel erwogen, mit denen er sich bei dem launenhaften Könige halten könne. Er fand kein anderes, als die Rückkehr zu der religiösen Neuerungen. Konnte er den König auf irgend eine Weise mit den protestantischen Fürsten Deutschlands in Verbindung bringen, so schien sein Spiel gewonnen, deßhalb reisten seine Emissäre von einem deutschen Hofe zum andern und sandten ihm ihre Berichte.

So standen die Sachen, als Cromwell so gedankenvoll in seinem Zimmer saß. Er zog ein Brieflein aus der Tasche, las es aufmerksam durch und steckte es mit vergnüglichem Lächeln wieder zu sich. „So muß es gehen," murmelte er, „wenn nicht, so hat mein Kopf die längste Zeit auf meinen Schultern gestanden."

Er erhob sich, nahm seinen Hut und verließ seine Wohnung. Langsam, die Augen zur Erde gerichtet, ging

er durch die Gassen der City, bis er das Haus des deutschen Malers Hans Holbein erreichte. Er traf den Meister, den Liebling des Königs, im Garten, wo er eben mit einer umfangreichen Composition beschäftigt war.

Holbein war daran gewöhnt, in seinem Attelier die höchsten Personen zu empfangen, es konnte ihm daher nicht auffallen, den Minister bei sich zu sehen.

Cromwell blätterte eine Zeitlang in den zahlreichen Mappen und bewunderte die Kunstleistungen des Malers. Da fiel ihm eine kleine Zeichnung in die Hand, welche mit Bleistift die Unterschrift „Anna von Cleve“ trug.

„Meister,“ fragte er, „ist diese Dame die Tochter des Herzogs Johann von Cleve?“

„Sie ist es,“ gab Holbein zur Antwort; „die Zeichnung rührt von Freundeshand her; aber ich bürge für die Aehnlichkeit, denn ich habe sie im verflossenen Jahre selbst gesehen und ihren Liebreiz bewundert.“

„Ich zweifle nicht an Ihrem richtigen Urtheile,“ entgegnete Cromwell, denn Sie sind in diesem Fache der erste Richter Englands. Ein glücklicher Stern hat mich hierhergeführt, denn ich wünsche, meine Gallerie mit den fürstlichen Personen der erlauchten deutschen Häuser zu vervollständigen. Wenn Sie mir Ihren Pinsel dienstbar machen wollen, so würde ich Sie bitten, diese Arbeit zu übernehmen und mit dem vorliegenden Portrait zu beginnen.“

Der Künstler verneigte sich.

„Sie wissen, ich bin ein sehr ungeduldiger Kunstfreund,“ fuhr Cromwell fort, „und wenn ich ein Gemälde von Ihrer Hand erwarte, so flieht mich der Schlaf, bis ich es in meiner Gallerie prangen sehe.“

„Ew. Gnaden,“ antwortete Holbein, „bedürfen eines gesegneten Schlafes; die Angelegenheiten des Staates fordern denselben gebieterisch, ich werde deßhalb nicht

zögern, Ihnen denselben in sehr kurzer Frist zurückzugeben."

Holbein hatte diese Worte mit einer Betonung gesprochen, die es im Zweifel ließ, ob er ihm einen Schlaf wünsche, der die Bürger nicht länger beunruhige, oder ob er ihm Stärkung für die Staatsgeschäfte bringen solle. Cromwell war geneigt, die erstere Bedeutung aus denselben herauszulesen, aber er besaß zu viel Klugheit und Selbstbeherrschung, um sich zu verrathen, sondern überhäufte den Künstler mit einer Fluth von Lobsprüchen und schied, nachdem er noch einmal das Versprechen erhalten hatte, daß die Arbeit beschleunigt werden solle.

Aus dem Atelier des Künstlers begab er sich in den königlichen Palast; eigentlich hatte er die Absicht, schon jetzt Heinrich auf die Vortheile einer Verbindung in Deutschland aufmerksam zu machen, aber er fand es noch nicht gerathen, auf diesen Gegenstand zu kommen, weil der König verdrießlich und mürrisch war und in seinen Worten keine schmeichelhafte Auswahl traf.

Allerlei hingeworfene Andeutungen überzeugten den Minister, daß die Sonne seines Glückes im Sinken war; ein einziges Ereigniß konnte hinreichen, das Gewitter zum Ausbruche zu bringen und ihn mit einem Male von seiner stolzen Höhe in sein früheres Nichts zurückzuschleudern. Er hielt es deßhalb für wohl gethan, einstweilen allen verfänglichen Gesprächen aus dem Wege zu gehen und sich sobald wie möglich aus dem königlichen Palaste zu entfernen. Hans Holbein sollte sein unbewußter Verbündeter werden und mit seinem trefflichen Pinsel die Netze spannen, in denen sich der königliche Eber fangen mußte.

Heinrich war seit zwei Jahren Wittwer; Johanna Seymour, seine dritte Gemahlin, hatte ihm einen Sohn, den nachmaligen König Eduard VI., geboren und war

dann zwölf Tage später gestorben. Er gab sich den Anschein eines tiefen Schmerzes, aber das Wittwerleben behagte ihm so wenig, daß er schon im folgenden Monate die Hand der Herzogin Marie von Longueville begehrte. Diese aber verschmähte ihn und nahm den jungen König Jacob von Schottland zum Gatten. Mehrere andere Heirathsprojecte hatten sich zerschlagen, und so war der König wider seinen Willen Wittwer geblieben. Doch deuchte ihm dieser Zustand unerträglich und er lag beständig auf der Lauer, um eine passende Parthie zu finden. Er machte kein Geheimniß daraus, daß körperliche Reize und eine gewisse Fülle ihm vor allen Dingen bei seiner Zukünftigen wünschenswerth seien. Cromwell glaubte diese Erforderniße bei Anna von Cleve zu finden; sie hatte außerdem noch den Vorzug, die Tochter eines Hofes zu sein, welcher im Rufe stand, den protestantischen Anschauungen zu huldigen. War doch Anna's ältere Schwester, Sybille, an den Churfürsten von Sachsen, das anerkannte Haupt der deutschen Protestanten, vermählt. Nur eine solche Verbindung konnte ihn allmählig wieder über Wasser bringen und darum bediente sich Cromwell des holbeinischen Pinsels. Außerdem hatte er bereits seine Fühlhörner nach Deutschland ausgestreckt, stand mit mehreren protestantischen Höfen in geheimem Schriftwechsel und war genau von den Vorgängen am Hofe zu Düsseldorf unterrichtet.

Hätte er damals gewußt, daß er sich mit diesem Heirathsprojecte das Henkerbeil schliff, so würde er lieber dem Hofleben für immer Lebewohl gesagt und sich in der Dunkelheit des Privatlebens begraben haben.

Hans Holbein hatte sich gleich an die Ausführung des Portraits gemacht und schon nach wenigen Tagen dem Minister angezeigt, daß es vollendet sei. Cromwell fand es vortrefflich, ließ es aber unter dem Vorwande

des Trocknens noch auf der Staffelei des Künstlers, denn er suchte nach einem geeigneten Vorwande, den König in das Atelier und vor das Bildniß zu bringen. Heinrich selbst bot dazu bald den Anlaß, indem er den Minister aufforderte, ihn zu seinem Lieblingsmaler zu begleiten. Sie fanden ihn bei der Composition, deren wir schon früher erwähnt haben; der König überhäufte ihn mit Lobsprüchen. Er hatte dem Portrait der Prinzessin den Rücken gewandt; Cromwell wußte es so einzurichten, daß er sich umdrehte, dabei traf sein Blick das Bildniß. Betroffen blieb er stehen, denn diese Schönheit überwältigte ihn und er fand hier alle die körperlichen Eigenschaften zusammen, die er für seine künftige Gemahlin in Anspruch nahm.

Nachdem er das Bildniß lange schweigend angeschaut hatte, wandte er sich an Holbein und fragte: „Wer ist diese Dame?"

„Eine deutsche Prinzessin, Anna, die Schwester des Herzogs Wilhelm von Cleve," gab der Künstler zur Antwort.

„Anna von Cleve," sprach der König langsam und bedeutungsvoll; „ich habe von ihr gehört, hätte aber nicht geglaubt, daß deutsche Prinzessinnen die Engländerinnen an Schönheit übertreffen. Sind Sie gewiß, daß dieses Portrait seinem Originale gleicht?"

„Allerdings, Majestät," antwortete Holbein, „ich habe sie selbst zu Düsseldorf gesehen und mein Freund hat diese Zeichnung, welche mir beim Malen vorgelegen, nach der Natur aufgenommen."

Der König nahm die Zeichnung in die Hand und verglich sie mit dem Gemälde. Dabei war sein Geist so vollkommen in Anspruch genommen, daß er seine Umgebung vergaß und sich ganz dem Schauen überließ. Der Minister rieb sich hinter seinem Rücken die Hände

und flüsterte dem Maler zu: „Machen Sie dem Könige ein Geschenk damit!“

„Holbein,“ sprach der König nach einer Weile, „dieses Portrait will ich meiner Sammlung einverleiben. Machen Sie einen Preis dafür.“

„Majestät,“ antwortete der Maler, „es hat bereits seinen Eigenthümer, aber da Sie es gelungen finden, so würde ich mich glücklich schätzen, wenn Sie es als Geschenk von mir annehmen wollten.“

„Ich nehme es,“ sprach der König hastig, „jedoch nur unter der Bedingung, daß ich der einzige Besitzer bleibe.“

Der Künstler verbeugte sich und gab damit seine Zustimmung zu erkennen.

„Schaffen Sie mir das Gemälde ohne Verzug in meinen Palast,“ befahl der König und nahm Abschied von Holbein.

Der Minister triumphirte innerlich, aber er hütete sich, diesen Triumph zu verrathen, sondern schritt schweigend neben ihm her.

Von Staatsgeschäften war heute keine Rede mehr, der Minister durfte sich entfernen. Sobald Cromwell zu Hause angekommen war, ließ er Dr. Barnes, der in seinen Diensten stand, zu sich kommen. Er empfing ihn in einem stillen, abgelegenen Gemache und redete ihn also an: „Barnes, Ihr seid der deutschen Sprache mächtig und nicht unbekaunt mit den Sitten am Rheine. Haltet Euch bereit, in den nächsten Tagen eine Reise dorthin zu machen. Ich möchte nicht, daß der geringste Aufschub dazwischen käme, deßhalb sorgt im Voraus für alle Bedürfnisse, die Euch nothwendig sind. Doch soll Niemand diese Reise erfahren; sie muß ein Geheimniß zwischen Euch und mir bleiben. An einem Vorwande für Eure Abwesenheit wird es Euch hoffentlich nicht fehlen.“

Cromwell brachte eine schlaflose Nacht zu, die Ungewißheit ließ ihm keine Ruhe und jeden Augenblick erwartete er, vor den König gerufen zu werden. Dieser Ruf aber blieb aus.

Am folgenden Morgen, um die Stunde, wo er sich gewöhnlich zur Audienz begab, begegneten ihm die übrigen Minister schon; sie waren abgewiesen worden, weil der König beschäftigt sei; er selbst aber erhielt den Befehl, in der Gemäldegallerie zu erscheinen.

„Das Bildniß hat also seine Wirkung geübt," flüsterte er mit einem frohen Lächeln und nahte sich mit seinen vorsichtigen und geräuschlosen Schritten der Gallerie.

Der König hatte auf einem niedrigen Schemel Platz genommen, das Portrait stand vor ihm und er verwendete kein Auge von demselben.

„Der scharfe Blick Ew. Majestät," wagte Cromwell zu sagen, „scheint noch Fehler an diesem Bildnisse zu entdecken. Soll ich Holbein rufen, daß er dieselben corrigirt?"

„Cromwell," antwortete der König, „Sie schmeicheln sich, ein feiner Bilderkenner zu sein und sprechen von Fehlern. Dieses Bild ist so vollkommen, wie Holbein noch keines gemalt hat. Ein reizenderes Weib, wie diese Anna von Cleve gibt es nicht mehr; sie wäre in der That werth, an unserm Hofe eine hervorragende Stellung einzunehmen. Was wissen Sie von dem clevischen Hofe?"

„Er steht allenthalben in der höchsten Achtung," antwortete der Minister. „Die ausgedehnten Länder des Herzogthums geben ihrem Herrscher ein natürliches Uebergewicht unter den deutschen Fürsten. Der Hof zu Düsseldorf ist der Herd der Bildung und die protestantischen Fürsten Deutschlands sehen ihn wie ihren Mittelpunct an. Cleve steht, wie Ew. Majestät, sowohl mit dem

Kaiser von Deutschland, als auch mit dem päpstlichen Stuhle in gespannten Verhältnissen, und es sollte mich nicht wundern, wenn es mit dem Kaiser bald in einen Krieg verwickelt würde. Bedürfte England in diesem Augenblicke mächtiger Allianzen, so wäre der Herzog Wilhelm ein durchaus solider Verbündeter."

„Wir brauchen keine Verbündete," antwortete der König, „es wäre denn ein solcher, der sich nur mit unserer Person verbände und der weniger an Kampf und Fehde, als vielmehr an Friede und Liebe dächte."

Cromwell zitterte vor Freude, aber er bezwang sich und antwortete: „Solche Verbündete brauchen Ew. Majestät nicht zu suchen, denn ein ganzes Volk ist Ihnen in Liebe zugethan."

„Wir wollen diese zweifelhafte Liebe keiner Untersuchung unterwerfen," entgegnete Heinrich, „auch ist es mir nicht um eine so allgemeine Liebe zu thun. Mein Herz sehnt sich schon lange darnach, wieder eine Gemahlin zu nehmen."

„Ew. Majestät," sprach Cromwell, „kommen mit einem solchen Projecte den Wünschen von ganz England nach. Die schwächliche Gesundheit des Prinzen Eduard möge der Himmel stärken, aber die sicherste Bürgschaft der Fortdauer des königlichen Stammes läge jedenfalls in einer neuen Vermählung."

„Nun, wenn Sie das glauben, so sagen Sie mir offen heraus, was Sie von einer Verbindung mit Anna von Cleve halten."

„Ew. Majestät überraschen mich mit einer so plötzlichen Aufforderung," antwortete der verschmitzte Diener; „ich kann unmöglich glauben, daß der Herr eines so starken und erhabenen Reiches den Gedanken einer Heirath gefaßt hat, ohne vorher alle Verhältnisse auf's Genaueste zu prüfen, und besonders, ohne sich Kenntniß vom clevi-

schen Hofe und der in Rede stehenden Prinzessin verschafft zu haben. Mein Rath kommt also jedenfalls zu einer Zeit, wo die Entschließung Ew. Majestät bereits feststeht und er kann an dem königlichen Willen weder etwas ändern, noch demselben etwas nehmen oder hinzufügen. Wenn Ew. Majestät meine Worte nicht als einen Rath, sondern nur als eine persönliche Meinung betrachten wollen, so habe ich allerdings die Ansicht, daß die Verbindung mit dieser Prinzessin ein glückliches Ereigniß sein würde."

„Und glauben Sie," fragte der König, „daß sie mir den schmerzlichen Verlust von Johanna Seymour ersetzen wird?"

„Majestät," sprach Cromwell mit kluger Zurückhaltung, „in Sachen der Liebe ist schwer zu rathen; aber da Sie Neigung für diese Prinzessin empfinden und ihre Schönheit diese Neigung unterstützen wird, so sehe ich nicht ein, warum Sie mit dieser trefflichen Fürstin nicht glücklich werden sollten."

Der König sah recht wohl, daß der schlaue Fuchs nicht mit der Sprache heraus wollte, aber er drängte ihn so lange, bis er nicht länger umhin konnte, ihm die beabsichtigte Heirath dringend anzurathen.

„Ich sehe, daß mein Minister aus Vernunftgründen meine Gefühle unterstützt," sprach Heinrich. „Es ist mir lieb so; wenn ich den clevischen Hof erkundet und die Meinung des Herzogs auf geheimen Wegen erfahren haben werde, kann an diese Sache weiter gedacht werden. Einstweilen aber ist sie als ein Staatsgeheimniß zu behandeln."

Cromwell begab sich nach dieser Unterredung mit frohem Herzen nach Hause. Er schien nicht mehr zu befürchten, daß sein fein eingefädelter Plan nicht zu Stande käme. Sogleich ließ er den Dr. Barnes kommen, theilte

ihm unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit mit, was im Werke sei und sandte ihn mit einer mündlichen Instruction nach Düsseldorf.

Dr. Barnes war ganz der Mann darnach, sich eines so wichtigen Auftrages mit Geschick zu entledigen. Ganz im Geheimen und ohne das mindeste Aufsehen zu erregen, kam er in Düsseldorf an, wo er, sei es durch Zufall oder wegen der günstigen Lage, im goldenen Ringe abstieg.

Nachdem er alle Gelegenheit erkundschaftet hatte, kam er zu dem Schlusse, nicht zuerst dem Herzoge, sondern seiner Mutter eine Aufwartung zu machen. Das Geheimniß, womit er eine Audienz verlangte, machte sie stutzig und sie war lange zweifelhaft, ob sie dieselbe gewähren oder abschlagen solle, denn sie hütete sich sorgfältig, sich öffentlich in politische Dinge einzumischen. Diese Zurückhaltung gestattete ihr aber oft genug, zur eigentlichen Entscheiderin zu werden.

Da der Herzog auf einige Tage abwesend war, so willigte sie endlich doch darein, daß Dr. Barnes vor ihr erscheine.

„Meine gnädige Herzogin," sprach er, „ich komme in einer äußerst wichtigen Angelegenheit; sie betrifft den Herzog, aber ich weiß nicht, ob ich ihm meine Sache ohne Weiteres vorlegen darf, deßhalb habe ich mich nach reiflicher Ueberlegung entschlossen, Ew. Gnaden mit meiner Botschaft bekannt zu machen und mich nach Ihrer Entscheidung zu richten."

„Mein Herr," gab die Herzogin-Mutter zur Antwort, „so viel ich weiß, hat der Hof von Cleve mit dem von England bisher nur in diplomatischer Verbindung gestanden. Wenn also Cromwell meinem Sohne etwas zu melden hat, so fühle ich mich nicht autorisirt, eine Botschaft entgegenzunehmen, die nur ihn angeht."

„Meine Botschaft," entgegnete Dr. Barnes, „ist allerdings eine wichtige Staatsangelegenheit, aber Sie haben als Mutter bei derselben ein gewichtiges Wort zu sprechen, wenigstens sind Ihre Gefühle dabei von der höchsten Wichtigkeit."

Maria horchte auf und entgegnete nichts.

Dr. Barnes, von ihrem Stillschweigen ermuthigt, schilderte ihr in anziehenden Worten, wie der König von England eine glühende Liebe zu ihrer Tochter Anna gefaßt habe, wie Cromwell, der eigentliche Urheber dieser Liebe mit all seinen Mitteln für das Zustandekommen dieser Ehe entschlossen sei; daß er aber nichts thun könne, bevor er wisse, wie diese Angelegenheit am Hofe zu Düsseldorf aufgenommen werde.

Die Herzogin-Mutter hatte nicht im Entferntesten eine Ahnung über die Natur seines Antrages gehabt und war im höchsten Grade erstaunt, daß ihr Kind Aussicht hatte, auf den Königsthron von England zu steigen. Sie besaß übrigens Selbstbeherrschung genug, ihr Erstaunen weder durch Wort, noch durch Miene zu verrathen.

„Ich zweifle nicht daran," gab sie dem Dr. Barnes zur Antwort, „daß sich mein Sohn durch einen solchen Antrag geehrt fühlen wird, aber ich kann in dieser Angelegenheit weder einen Rath noch ein Versprechen geben, denn es steht nur dem Herzoge zu, die Prinzessinnen zu verheirathen."

„Es wird für jetzt noch keine Entscheidung gefordert," antwortete Barnes, „auch komme ich ja nicht im Auftrage des Königs, sondern seines Ministers; aber es ist Cromwell durchaus nothwendig, zu wissen, ob der Antrag, wenn er von des Königs Gesandtschaft gemacht wird, sich einer guten Aufnahme zu erfreuen hat. Geben Sie mir wenigstens die Hoffnung, daß Sie als Mutter nicht gegen diese Verbindung sind."

„Darüber muß ich erst mein Herz zu Rathe ziehen,“ sprach sie; „die Eröffnung kommt allzuplötzlich, als daß ich Ihnen schon jetzt eine Antwort ertheilen könnte. Begeben Sie sich vorläufig wieder in Ihr Logis, ich werde Ihnen zu wissen thun, ob Sie beim Herzoge eine Audienz haben können oder nicht.“

Als Dr. Barnes sich zurückgezogen hatte, legte sie ihren Gefühlen keinen Zwang mehr an. Das Erstaunen war bereits der Begierde gewichen, ihre Tochter mit der Königskrone geschmückt zu sehen. Wenn sie die europäischen Herrscherhäuser durchging, konnte sie kaum eines finden, welches mit einem großen Glanze mehr Einfluß verband. Sie war deßhalb auch fest entschlossen, ihre ganze Beredtsamkeit anzuwenden, um die Heirath zu Stande zu bringen.

Die Abwesenheit des Herzogs war ihr jetzt ungelegen, denn sie brannte vor Begierde, ihn für die Verbindung zu gewinnen. Um keine Zeit zu verlieren, reiste sie ihm, nur von Bertha begleitet, auf der Stelle nach.

Der Herzog nahm ihre Eröffnungen mit nicht weniger Erstaunen entgegen. Die französische Allianz trat sofort in den Hintergrund und eine englische schwebte ihm vor. König Heinrich stand schon lange mit dem Kaiser von Deutschland auf einem gespannten Fuße. Heinrich hatte des Kaisers Tante, nachdem er zwanzig Jahre mit ihr in der Ehe gelebt, verstoßen, und dadurch war die gegenseitige Erbitterung bis zu einem fanatischen Hasse gestiegen.

Der Herzog glaubte, wenn er dem Könige seine Schwester gäbe, so würde dieser ihm mit Freuden gegen den Kaiser beistehen, ohne eine Entschädigung zu fordern, was von Frankreich, dem stets bedrängten, nicht zu erwarten war.

Es kam noch ein anderer Grund dazu: Heinrich

hatte sich, um Anna Boleyn heirathen zu können, vom Papste losgesagt und sich selbst zum Oberhaupte der englischen Kirche gemacht. Gleiches Bestreben war bei ihm, wie bei allen protestantischen Fürsten von Deutschland vorhanden. Es konnte ihm also nur erwünscht sein, wenn er einen Mann zum Schwager bekam, der auch in dieser Hinsicht gleiche Wege mit ihm ging.

Alle diese Gründe zusammengenommen, machten ihn sehr geneigt, dem Abgesandten des Ministers Cromwell eine günstige Antwort zu ertheilen.

Siebzehntes Kapitel.

Zwei gebrochene Herzen.

Zwei Tage später wurde Prinzessin Anna in die Gemächer ihrer Mutter beschieden. Sie kam mit fröhlicher Unbefangenheit, wurde aber bald stille, als sie das ernste und feierliche Gesicht ihrer Mutter sah, welches ihr nichts Gutes verkündigte. Ihr Herz begann heftig zu schlagen, denn sie wußte sich schuldig, der Mutter eine Liebe verborgen zu haben, die sie vor allen Dingen ihr hätte anvertrauen sollen.

„Setze Dich, Anna," sprach die Mutter, „ich muß in einer Angelegenheit, die Dir unerwartet kommen wird, zu Dir reden. Ich muß Dich vorbereiten, damit Du weißt, was Du Deinem Bruder zu antworten hast. Höre mich an, mein Kind! Es steht Dir ein großes Glück bevor!"

„Ein großes Glück?" rief Anna. Sie hatte sich so sehr daran gewöhnt, das Glück einzig und allein im Besitze des Grafen Beveron zu finden, daß sie glaubte, die Mutter wolle ihr seine Hand antragen.

„Ja, ein großes Glück, mein Kind," antwortete die Mutter, „denn ein König wirbt um Deine Hand."

Anna sprang auf; die plötzliche Enttäuschung war so groß, daß sie einen lauten Schrei ausstieß. „Mutter," rief sie leidenschaftlich, „nenne mir den Namen dieses Königs nicht, denn ich kann seine Gattin nicht werden!"

Die Herzogin sah sie mit größter Verwunderung an. „Mein Kind, Du weisest eine Königskrone zurück, ehe Du noch den Werbenden kennst. Wahrlich, das ist seltsam! Hunderte Deines Geschlechtes, welche im Purpur geboren sind, würden den Athem anhalten und fast vor Erwartung sterben, bis sie wüßten, welche Krone ihnen beschieden ist."

„Hunderte mögen das thun," antwortete Anna, „aber ich kann es nicht. Keine Königs- und keine Kaiserkrone in der Welt ist glänzend genug, mich lüstern nach derselben zu machen!"

Die Herzogin erschrak über die Heftigkeit ihrer Bewegung; sie war ihr unerklärlich, weil sie den wahren Beweggrund nicht kannte.

„Anna," sprach sie rauh und strenge, „welchen Grund hast Du, Dich wie ein Kind zu sträuben? Sage mir die Wahrheit und verhehle mir nichts!"

„Du sollst Alles wissen," antwortete die Prinzessin und fiel der Mutter schluchzend um den Hals. „Ich trage schon längst eine heilige Liebe im Herzen, eine Liebe, die mir höher steht, als alle Ehren und Würden der Welt!"

„Ah, Du hast also Dein Herz verschenkt, ohne mir und Deinem Bruder Mittheilung zu machen. Weißt Du nicht, daß Du ein fremdes Eigenthum vergeben hast? Das Herz einer Prinzessin gehört nicht ihr, sondern dem Lande, und es kann nicht nach Lust und Neigung vergeben werden, sondern nur nach den wohlerwogenen Interessen des Staates."

„So wäre eine Prinzessin also ärmer, als die geringste Taglöhnerin.“

„In diesem Puncte allerdings. Das arme Weib, welches sich mühsam und unter Entbehrungen durch's Leben schleppt, darf seinen Wünschen folgen, weil dadurch kein höheres Interesse verletzt wird. Die Prinzessin aber, welche vom Schicksale zu einer hohen, glänzenden Stellung berufen ist, muß dieser Stellung die größten Opfer bringen. Doch, mein Kind, ehe wir uns weiter mit den Pflichten einer Prinzessin beschäftigen, sage mir, wer der Glückliche ist, der Dich aus der vorbestimmten Bahn schleudern will.“

„Graf von Beveron ist mein Geliebter!“ antwortete Anna.

„Graf von Beveron!“ sprach die Herzogin mit einem Lächeln mitleidiger Verachtung. „Da Du einmal so tief hinabgestiegen bist, so wundert es mich, daß Du Dich nicht einem Lakeien Deines Bruders nachgeworfen hast. Erröthest Du nicht bei diesem Bekenntnisse?“

„Nein, Mutter, ich erröthe nicht; ich bin stolz darauf, denn kein König kann mit ihm an Tugend und Adel der Gesinnung wetteifern. Wäre ich die erste Frau in der ganzen Christenheit, so würde ich mich ihm gegenüber für klein und unbedeutend halten.“

„Wenn der Graf wirklich die Tugenden besitzt, welche Du von ihm rühmst,“ entgegnete die Herzogin, „so wird er es als seine erste Pflicht erkennen, keine Ansprüche auf Dich zu machen. Er hätte freilich nie die Augen zu Dir erheben sollen, aber da seine Tugend in dieser Hinsicht einmal Schiffbruch gelitten hat, so wird er sich beeilen, diesen Fehler durch Entsagung wieder gut zu machen.“

Anna brach abermals in Thränen aus. „Ja, er wird entsagen,“ sprach sie, „wenn es von ihm gefordert

wird, aber von der Stunde an, wo er diese Entsagung ausspricht, wird er der Elendeste unter allen Elenden sein."

„Glaube das nicht, mein Kind," antwortete die Mutter, „die Männer sind aus festerem Stoffe gemacht, wie Du glaubst. Wenn alle Männer elend würden, weil sie einer Jugendliebe entsagen müssen, so gäbe es kaum noch glückliche."

„Ich weiß nicht, wie die andern Männer sind," sprach Anna, „aber für diesen bürge ich, und Du kannst ihn in meinen Augen nimmer verkleinern. Gesetzt aber, daß er wirklich über den Schmerz hinwegkäme, willst Du Dein Kind für sein ganzes Leben unglücklich machen?"

„Diese thörichte Liebe, die Dir jetzt so groß und heilig scheint," erwiderte die Herzogin, „würde über Kurz oder Lang einer Täuschung weichen. Nach Jahr und Tag würdest Du in ihm nicht mehr und nicht minder finden, als in jedem andern braven Manne. Die Liebe ist wie die Blume, sie welkt, wenn die versengende Sonne des Lebens oder der Hauch des Winters darüber herfährt. Sieh mich an, mein Kind, bin ich nicht kräftig und gesund? Auch ich trug einst eine solche heilige Liebe im Herzen und glaubte zu sterben, als ich ihr entsagen sollte. Aber ich mußte ihr entsagen, um Deinen Vater zu heirathen. Die Länder Jülich, Cleve und Berg konnten nur zusammengefügt werden, wenn ich dem Herzog Johann von Cleve meine Hand reichte. Wie ich Dir jetzt Deine thörichte Leidenschaft vorhalte, so that es mir mein Vater; aber ich erkannte meine Pflicht und erfüllte sie. Noch heute danke ich dem Himmel dafür, daß er meinen Gehorsam stärker machte, als meine Liebe! Damals glaubte ich freilich auch zu sterben, aber ich lebe noch immer!"

Anna erwiderte nichts, sie dachte im Stillen nach, ob es denn möglich sei, von dem Geliebten zu lassen.

Die Herzogin mochte ihr Schweigen für Einwilligung nehmen, denn erleichtert fuhr sie fort: „Du wirst vernünftig sein, mein Kind, und uns keine Ungelegenheiten machen; denn Du mußt wissen, daß aller Widerstand nur dazu dienen würde, Dich mit Strenge zu zwingen. König Heinrich von England wird bald eine Gesandtschaft an unsern Hof schicken, welche feierlich um Deine Hand anhält. Bereite Dich schon jetzt vor, sie freundlich zu empfangen, denn es ist der unabänderliche Wille Deines Bruders, daß Du die Krone von England tragen sollst."

„Nimmermehr," antwortete sie entschieden. „Lieber bleibe ich bis an mein Ende ledig! Mutter, es kann Dir nicht unbekannt sein, daß dieser Unmensch seine brave Gattin verstieß, nachdem er zwanzig Jahre mit ihr im Frieden gelebt hatte. Wer so verfahren kann, ist kein Mensch, sondern ein Scheusal. Und seine zweite Gattin, Anna Boleyn, für welche er die erste opferte, mußte ihren Kopf auf den Block legen. Sie war kaum hingerichtet, ihr Körper kaum kalt geworden, so heirathete er schon die dritte. Und nun, da diese gestorben ist, soll ich das Opfer werden! Gelüstet es Dir, eines Tages zu hören, daß Heinrich auch Anna von Cleve, Deine Tochter, verstoßen und ihr Blut auf dem Blocke des Henkers vergossen hat? O Mutter, ich beschwöre Dich, verkaufe mich nicht an diesen Blutmenschen!"

„Beruhige Dich, meine Tochter," antwortete die Herzogin, „und verurtheile den König nicht, ohne die Beweggründe seines Handelns zu kennen. Von seiner ersten Frau hat er sich scheiden lassen, weil die Ehe eine unerlaubte war. Anna Boleyn wurde als eine unsittliche Hochverrätherin zum Tode verurtheilt. Bei Dir ist eine solche Behandlung nicht zu fürchten, denn Dein Wandel wird stets ohne Makel sein."

„O Mutter,“ schluchzte die Prinzessin, „der Mann, dem es zur Uebung geworden ist, die Unschuldigen hinzurichten, wird mehr Makel als Tugenden in mir finden, wenn die Stunde kommt, wo er meiner überdrüssig ist.“

„Er wird es nicht, denn er weiß sehr wohl, daß die Fürsten Deutschlands ihren Hader mit dem Kaiser vergessen würden, um ihn gemeinsam zu bekriegen. Wenn Du nach England gehst, so ist jedes Haar auf Deinem Haupte gezählt und er wird nicht den Muth haben, Dir ein einziges zu krümmen. Gehe jetzt in Dein Zimmer, mache Dich mit dem Gedanken an Deine Bestimmung vertraut und gib dem Grafen von Beveron sein Wort zurück, denn die Nothwendigkeit erheischt es, daß Dein Haupt die königliche Krone von England trägt!“

Anna schwankte hinweg und begab sich zu ihrer Schwester Amalie. Diese wußte schon von der projectirten Vermählung, wie sie ja auch die Vertraute ihrer Liebe war. Anna sank ihr laut schluchzend an die Brust und theilte ihr unter einem Strome von Thränen mit, was sie von der Mutter erfahren.

Amalie weinte mit ihr, sie wußte ihr kein Wort des Trostes zu sagen; ihr eigenes Herz empörte sich so sehr gegen diese Verbindung, daß sie geneigt war, die Schwester in Schutz zu nehmen. Auf der andern Seite übersah sie aber auch nicht, welche großen Vortheile dem Herzogthume aus einer solchen Verbindung entspringen konnten. Als Anna etwas ruhiger geworden war, stellte sie ihr vor, daß die Liebe zu dem Grafen doch nicht zu einer ernstlichen Verbindung führen werde, da der Herzog von Cleve aus zwingenden Staatsrücksichten seine Schwester niemals einem so niedern und machtlosen Manne geben werde. „Die Würfel mögen fallen, wie sie wollen,“ sprach sie, „unter allen Umständen wirst Du einem Manne

angetraut werden, dessen Werth seine Macht ist. Glaube mir, Schwester, ich fühle die Größe des Opfers, welches Du bringst, aber ich sehe keine Möglichkeit, wie Du Dich demselben entziehen kannst. Unser Bruder hat über Deine Hand zu verfügen und seinem Willen mußt Du Dich beugen. Sei also klug und wirf die Liebe, die Du doch nicht bewahren kannst, von Dir, ehe sie mit Gewalt zerrissen wird. Vergiß nicht, daß es einem Weibe wohl ansteht, Alles für Andere zu opfern und nichts für sich zu behalten."

Anna hatte diese Sprache aus dem Munde ihrer Schwester nicht erwartet; sie hatte geglaubt, in ihr eine Helferin zu finden und nun gab sie sich als die Verbündete ihrer Mutter. „Auch Du bist gegen mich?" schluchzte sie; „wo soll ich Hülfe finden, wenn meine treueste Freundin sich gegen mich verschwört?"

„Sei nicht ungerecht," erwiderte Amalie; „ich bin nicht gegen Dich, sondern mit ganzer Seele für Dich. Mit blutendem Herzen beklage ich es, daß Heinrich's Wahl auf Dich gefallen, aber da es einmal so ist und der Herzog Heinrich's Antrag gerne aufnehmen wird, so gibt es kein Mittel, Dich vor dieser verhaßten Heirath zu retten. Gott, der in mein Inneres schaut, weiß, daß ich die lautere Wahrheit spreche, wenn ich sage: Hätte der König mich statt Deiner gewählt, so würde ich das für das größte Unglück meines Lebens ansehen, aber ich würde keinen Augenblick zögern, mein Glück dem allgemeinen Besten zu opfern. Du verabscheust den König, weil er grausam und blutgierig ist. Wohl, ich werde von demselben Gefühle geleitet, aber vielleicht ist gerade seine blutige Sinnesart ein Umstand, der Dich bestimmen sollte, Dich zu fügen. So lange Catharina seine Gattin war, hat man die Tyrannei an ihm nicht gekannt. Sie brach erst aus, als er sich von seinem schützenden

Engel getrennt hatte. Da er Dich aus freien Stücken zu seinem Weibe wählt, so werde ihm ein Schutzengel, wie Catharina es gewesen. Suche einen solchen Einfluß auf sein Herz zu gewinnen, daß es sich wieder veredelt. Gelingt Dir das, so werden seine Unterthanen wie zu einer Heiligen zu Dir aufblicken und Dein Lohn wird groß sein im Himmel und auf Erden. Ist die Geschichte nicht reich an Beispielen, daß die Gattin eines tyrannischen Herrschers zum segenbringenden Engel des Landes wurde?“

Anna horchte, aber alle Vernunftgründe prallten an ihrer Liebe ab; sie weinte stille, ohne zu widersprechen. —

In derselben Stunde hatte der Graf Beveron eine Unterredung mit dem Herzoge Wilhelm. „Mein edler Graf,“ sprach der Herzog, „mancherlei Anzeichen haben mir gesagt, daß meine Schwester Anna Ihnen nicht gleichgültig ist. Täusche ich mich darin?“

„Nein, Ew. herzoglichen Gnaden täuschen sich nicht; die Schönheit und Tugend der Prinzessin haben mich zu ihrem eifrigsten Bewunderer gemacht und ich bekenne ohne Rückhalt, daß diese Eigenschaften mich den Abstand vergessen ließen, der zwischen ihr und mir eine Kluft offen reißt, die nicht zu überspringen ist.“

„Ich danke Ihnen, Herr Graf,“ antwortete der Herzog, „daß Sie sich Klarheit genug bewahrt haben, diese Kluft zu erkennen. Sie ist wirklich vorhanden und Ihre großen Vorzüge sind nicht im Stande, sie auszufüllen. Die Schwestern des Herzogs von Cleve dürfen keine andern Ansprüche an das Leben machen, als alle andern Fürstenkinder. Die Vorsehung hat ihnen einen erhöhten Platz angewiesen, um die Beschlüsse derselben vollziehen zu helfen. Sie sind nicht da, um eigenes Glück zu genießen, sondern um Glück zu verbreiten.

Wenn sie dabei leer ausgehen, so theilen sie das Schicksal des hervorragendsten Himmelskörpers, der Sonne. Sie versendet alle ihre Strahlen auf diesen Weltkörper, um für Tausende Segen zu verbreiten; für sich selbst aber behält sie nichts. Ich stehe über meinen Schwestern und bin unumschränkter, als sie, aber habe ich in dieser Hinsicht einen freien Willen? Darf ich es mir einfallen lassen, den Wünschen meines Herzens zu folgen und mir aus den Töchtern des Landes diejenige auszusuchen, die meinem Geschmacke entspricht? Würden nicht meine eigenen Unterthanen gegen mich aufstehen und mich zwingen, eine politische Heirath zu schließen? Ich bin ein Mensch, wie alle andern und als solcher mit Blut und Nerven ausgestattet, mein Herz hat Wünsche, ist von Sehnen und Verlangen erfüllt, aber ich darf diesen natürlichen Gefühlen nicht nachgeben. Die politischen Constellationen werden eines Tages an mich herantreten und mich gebieterisch auffordern, meine Hand einer Prinzessin zu reichen, die ich nicht kenne, die vielleicht nicht den Werth einer Magd hat. Ich aber werde sie nehmen, weil es die Nothwendigkeit gebietet. Und so, Herr Graf, müssen auch meine Schwestern sich fügen."

Beveron stand mit gesenktem Kopfe vor dem Herzoge. Er fühlte die ganze Wahrheit der gesprochenen Worte, er fühlte sie um so tiefer, weil er sie selbst mehr als einmal ausgesprochen hatte; doch wagte er keine Entgegnung. Was er so lange gefürchtet, war endlich eingetreten; zwar hatte er geglaubt, in dieser Stunde gewaffnet zu sein und das Schwerste hören zu können, aber er hatte sich getäuscht. Jedes Wort aus dem Munde des Herzogs war wie ein Keulenschlag, der gegen seine Brust geführt würde, und er war nicht im Stande, die Thränen zurückzuhalten.

Herzog Wilhelm sah, wie er erblaßte, wie er zuckte

und sich Mühe gab, die verrätherischen Tropfen zu verbergen. Da fühlte er selbst den herben Schmerz, den er dem Grafen bereiten mußte. Gerührt ergriff er seine Hand und sprach: „Ich verstehe Ihr Leid, ich weiß, wie schwer es Ihnen werden wird, dasselbe zu überwinden.“

„Ich werde es niemals überwinden, mein allergnädigster Herzog,“ antwortete der Graf; „dieses arme Herz, das so leichtsinnig in den Tag hineinlebte, wird brechen. Es wird zu einem Kirchhofe werden, auf dem alle meine Wünsche begraben liegen.“

„Muth, Beveron,“ sprach der Herzog, „ich weiß es, Sie werden leiden, aber Sie werden dennoch diese Liebe überwinden und als ein Mann aus dem Kampfe hervorgehen. Wahrlich, Beveron, es ist ein weit größeres Glück, seine Wünsche zu bekämpfen, als sie groß zu ziehen und zu nähren. Ein Mann, welcher unversehrt aus diesem schwersten aller Kämpfe hervorgeht, wird zu den größten Dingen fähig. Seien Sie stark, Beveron, die Ehre und die Politik, deren Diener Sie sind, fordern es von Ihnen!“

Der Graf ergriff die Hand des Herzogs, drückte sie leidenschaftlich an seine Lippen und sprach: „Ich kann sterben, wenn es sein muß, ich kann auch diesen bittern Kelch trinken, dessen Hefen mich ersticken werden, aber ich kann niemals gegen die Ehre des herzoglichen Hauses handeln. Auf die Prinzessin Anna habe ich keine andern Ansprüche, als die der höchsten Verehrung; meine Liebe war eine unsinnige und gewissermaßen eine strafbare, darum lassen Sie mich mein Vergehen mit einer Verbannung vom herzoglichen Hofe sühnen. Es würde mir ja doch nicht möglich sein, sie zu sehen und nicht wahnsinnig zu werden. Nur eine Sorge habe ich: wie wird die Prinzessin diesen Schlag tragen?“

„Sie wird, so hoffe ich es von ihrem Stande und

ihrer Geburt, nicht weniger hochherzig sein, als Sie, werther Graf, zumal, wenn Sie ihr das Beispiel einer heldenmüthigen Entsagung geben. Uebrigens scheiden Sie als Freund von meinem Hofe und ich werde niemals vergessen, daß ich Ihnen nicht allein gute Rathschläge, sondern auch die fortdauernde Einigkeit in meiner Familie danke."

Nach einer Pause fuhr er fort: „Kehren Sie heute zu Ihrem Souverain zurück, bringen Sie ihm meine Grüße und stellen Sie ihm die Unmöglichkeit vor, schon jetzt auf ein Bündniß einzugehen. Noch eine kurze Weile muß ich auf die Gerechtigkeit des Kaisers vertrauen; vielleicht aber ist dennoch die Stunde nicht weit, wo ich vereint mit Franz das Schwert gegen Carl ziehen darf. Dann soll der König mich zu allem Billigen bereit finden!"

Der Graf verabschiedete sich. Auf seinem Zimmer angekommen, fiel er ohnmächtig zusammen, seine Kraft war nicht groß genug gewesen, dem Schlage zu widerstehen. Als er zu sich kam, glich er mehr einer Leiche, als einem Lebenden, aber er war fest entschlossen, dem Herzoge Wort zu halten. Unschlüssig, ob er schriftlich oder mündlich von der Prinzessin Abschied nehmen sollte, ging er lange nachdenklich umher. Er traute weder sich noch ihr die Kraft zu, sie noch einmal zu sehen und nicht wankelmüthig zu werden; ein Brief konnte in der Folge vielleicht dem Herzoge Verlegenheiten bereiten, darum verwarf er auch diese Form. Zuletzt entschloß er sich, bei der Prinzessin Amalie eine Audienz zu erbitten. Sie wurde ihm gerne bewilligt, denn die Prinzessin wußte, daß er wegen ihrer Schwester kam. Sie empfing ihn ernst, aber höflich und theilnehmend.

„Prinzessin," sprach Beveron, „ich bin gekommen, Sie um einen großen Dienst zu bitten. Noch heute reise ich nach Paris zurück; es geschieht mit einem gebrochenen

Herzen und mit der sichern Aussicht auf ein elendes Leben, welches je eher, je lieber ein Ende nehmen möge. Gleichwohl habe ich es für meine Pflicht gehalten, dieser heiligen Liebe für immer zu entsagen. Wie schwer Anna den Schlag ertragen wird, kann ich an mir selber ermessen, deßhalb habe ich nicht den Muth, sie noch einmal zu sehen. Ihr Anblick würde vielleicht hinreichen, das Versprechen, welches ich dem Herzoge gegeben, zu bereuen und in unkluger Weise ein Verhältniß fortzusetzen, welches schließlich zu großem Unglück führen kann und welches Anna der hohen Stellung beraubt, welche ihr die Zukunft vorbehalten hat. Ich bitte Sie, mich bei Anna zu vertreten und ihr vorzustellen, daß ich der Nothwendigkeit gehorcht habe und als letzten Liebesdienst in diesem Leben stille Ergebung in den Willen des Herzogs von ihr erbitte. Was wir uns gewesen, das bleibe für die Welt verborgen. In Ihre Hand leiste ich den Schwur, daß mein Mund stumm sein wird. Wenn ich auch meinem Herzen nicht gebieten kann, ruhig zu schlagen, so soll doch niemals ein Mensch erfahren, daß Anna von Cleve je eine andere Liebe gehabt hat, als diejenige, welche der Herzog ihr gebieten wird. Für den Rest meines Lebens werde ich mich in die stille Zurückgezogenheit eines ländlichen Besitzthumes begeben und jeden Tag den Himmel auf den Knien anflehen, Anna glücklich zu machen. Ich frage nicht, wer ihre Hand besitzen wird, sondern reise in Ungewißheit von diesem Hofe, um dem Glücklichen nicht zu zürnen, um nicht in verblendetem Rachegefühl den Zorn des Himmels auf ihn herabzurufen."

„Sie sind ein edler Mann," sprach Amalie, „und Sie verdienten es wahrlich vor allen andern Männern, die ich kenne, der glücklichste Gatte zu werden; aber das Verhängniß will es nicht, daß Sie dieses Glück dort finden, wo es Ihnen am liebsten entgegengebracht würde.

Groß ist es von Ihnen, daß Sie männlich und stark das Opfer Ihres Lebens bringen. Ich werde meiner Schwester den Inhalt Ihrer Worte mittheilen und zweifle nicht, daß Ihr Beispiel mächtig auf sie wirken wird. Leben Sie wohl, Herr Graf, und nehmen Sie die Versicherung mit, daß ich Ihrer stets in dankbarer Erinnerung gedenken werde."

Der Graf verbeugte sich, küßte ihre Hand und verließ das Gemach, konnte aber doch ein leises Schluchzen nicht unterdrücken. In derselben Nacht verließ er die Stadt.

Der Herzog hatte es für klug und angemessen gehalten, seine Schwester den folgenden Tag ihrem Schmerze zu überlassen; er rechnete darauf, daß des Grafen edelmüthiges Entsagen einen tiefen Eindruck auf sie machen würde. Auch war es nothwendig, daß sie ihr künftiges Geschick mit den Augen der Vernunft betrachtete, ehe er mit der förmlichen Forderung vor sie trat.

Dr. Barnes hatte unterdessen eine Audienz, in welcher er ihm genaue Mittheilung von den Entwürfen Cromwell's gab, eine Gesandtschaft des Königs in Aussicht stellte und um gnädigen Bescheid bat, ob die Gesandtschaft Aussicht habe, das Jawort zu erhalten.

Der Herzog stellte ihm dieselben Bedenken auf, welche Anna selbst bereits ihrer Mutter gemacht hatte. „Es ist an unserem Hofe nicht unbekannt geblieben," sprach er, „daß der König von England seinen Frauen kein beneidenswerthes Loos bereitet, und wir haben zu viel Zärtlichkeit für unsere Schwester, um sie einer gleichen Behandlung auszusetzen."

Dr. Barnes schlug seine Bedenken nieder und suchte nachzuweisen, daß diese Verbindung für beide Höfe von der größten Wichtigkeit und Bedeutung sei. Was die gute Behandlung der künftigen Königin von England anging, so verbürgte er seine und Cromwell's Ehre und

sagte, daß er eher sein Haupt auf den Block legen, als zugeben werde, daß sie nur mit einem bösen Blicke angesehen werde.

Herzog Wilhelm wußte recht wohl, daß Cromwell's Agent nicht die Macht hatte, einen solchen Schutz zu übernehmen, aber er wollte seine Bedenken nicht unausgesprochen lassen, damit der Minister Heinrich's Vorsorge treffe, die ihn befriedigte.

Dr. Barnes konnte am folgenden Tage mit dem Versprechen abreisen, daß die Gesandtschaft in Düsseldorf einen guten Empfang und das Jawort zu erwarten habe. Nun machte sich der Agent unverzüglich auf die Rückreise nach England. Der Herzog aber suchte die Prinzessin auf. Er fand sie in einem bemitleidenswerthen Zustande. Die kurze Zeit seit Barnes Ankunft hatte hingereicht, sie fast unkenntlich zu machen. Schluchzend fiel sie ihm um den Hals und flehte ihn an, sie nicht so grausam zum Opfer einer selbstsüchtigen Politik zu machen.

Wilhelm's Augen füllten sich mit Thränen, als er den Zustand seiner Schwester sah, aber er blieb standhaft und forderte bedingungslose Unterwerfung unter seinen Willen, dann ging er hinweg.

Zwei Tage später schwankte Anna in sein Cabinet. „Ich habe mit meinem Leben abgerechnet," sprach sie, „und bin bereit, mich zu fügen. Wie eine Leiche werde ich nach England reisen, aber dennoch Kraft finden, als eine stolze Königin vor dem Despoten zu erscheinen. Er soll mir nicht ansehen, daß die Größe, welche mich erwartet, mein Herz gebrochen hat! Wenn ich einen Wunsch äußern darf, so ist es der, daß diese Heirath bald vor sich gehe, denn ich will mich nicht von der Hoffnung verzehren lassen, daß sich mein Geschick noch ändern könne."

Als Anna diese Erklärung abgegeben hatte, bestieg

sie ihren Zelter und ritt hinweg. Jenseits des Rheines trieb sie das Thier zu größerer Eile an. Am Rande des Waldes zog sie die Zügel an und schaute forschend umher. Jetzt wußte sie wieder, welchen Weg sie einschlagen mußte, um zu der verfallenen Burg zu gelangen, wo sie einst von dem alten Manne das Medaillon erhalten hatte. Es trieb sie, ihn noch einmal zu sehen; hatte er doch bei ihrem ersten Besuche Worte gesprochen, die schon damals wie verzehrende Flammen in ihr Herz gelodert hatten. Sie hoffte Trost und Beruhigung bei ihm zu finden. Im raschen Trabe flog sie dahin und erreichte die Lichtung. Nachdem sie das Pferd an einen Baum gebunden hatte, stieg sie den Hügel hinan und trat in die Ruine. Sie schien ihr noch einsamer und verlassener, wie das erstemal und eine verzeihliche Furcht beschlich sie, als sie über die krachenden Treppenstufen zu den obern Gemächern stieg. Als sie das stille Gemach erreicht hatte, blieb sie stehen; Todtenstille herrschte hier, kein lebendes Wesen befand sich in dem schweigenden Raume. Auf dem staubbedeckten Tische lag ein Papier. Sie beugte sich über dasselbe und las:

„An die Unbekannte!

Der Tod ist da, ich werde abgerufen! Du, die Du das Bild meiner ewig Unvergeßlichen am Busen trägst, sende die Nachricht von ihrem und meinem Tode an den Hof von — —"

Hier brach das Schreiben ab. Der Tod mußte über den Greis gekommen sein, ehe er sein Geheimniß ganz entdecken konnte. Sie wagte nicht, umherzublicken und nach dem Todten zu suchen. Von Angst getrieben, verließ sie die Ruine, bestieg ihr Pferd und trabte von dannen. Als sie den Wald hinter sich hatte, bereute sie, den angefangenen Brief, der nur an sie allein gerichtet sein konnte, nicht mitgenommen zu haben. Einen Au-

genblick dachte sie daran, wieder umzuwenden, das Pergament zu holen, aber die geheimnißvolle Stätte des Todes jagte ihr doch zu großes Grausen ein, sie wagte es nicht.

Achtzehntes Kapitel.

Anna von Cleve, Königin von England.

König Heinrich's Gemüth wurde zu jener Zeit von rasch wechselnden Launen beherrscht; was ihm heute gut und schön deuchte, verwarf er morgen wieder. Das viele Blut, welches er hatte vergießen müssen, um sich in seinem Gewebe von Lug und Trug nicht zu verstricken, begann bereits, seine Wirkungen zu üben. Die Ruhe verließ ihn und es kamen Stunden, wo die Schatten der Gemordeten vor seinem Geiste erschienen. Die Zwiespältigkeit seines Glaubens und seiner selbstgemachten Religion trieben ihn aus einem Extrem in's andere.

Weil sich der Papst beharrlich geweigert hatte, seine erste Ehe zu lösen, hatte er sich seiner Autorität entzogen und sich selbst zum Oberhaupte der Landeskirche gemacht. Jeder Geistliche und Laie mußte seine kirchliche Oberhoheit anerkennen, und die Priester, welche ihm den Suprematseid, wodurch sie ihm den geistlichen Gehorsam schworen und vom Papste abfielen, nicht leisten wollten, wurden enthauptet oder gehängt. Selbst die höchsten Bischöfe entgingen diesem Loose nicht. Die Einkerkerungen und Enthauptungen nahmen gar kein Ende mehr, ganz England war zu einem großen Kerker geworden.

Diese Aenderung aber war auch fast die einzige, welche er mit der Religion vornahm, sie sollte vor wie nach die katholische bleiben und wer von ihr abwich oder unklug genug war, dagegen zu schreiben oder zu sprechen, verfiel ebenfalls dem Beile des Henkers. So kam es,

daß sich die extremsten Partheien unter dem Schaffot zusammenfanden, als ob sie dieselbe Sache vertreten hätten.

Cromwell lag daran, ihn dem Protestantismus in die Arme zu treiben, deßhalb fädelte er die Heirath mit der clevischen Prinzessin ein; da aber der König mehrere Tage nicht davon sprach, so begann er zu fürchten, seine Gluth sei schon wieder erkaltet und er trachte nach einer andern Schönheit. Er zitterte bei dem Gedanken, daß die Absendung des Dr. Barnes bekannt werden könne, ehe sich der König entschieden habe, und brachte geschickter Weise das Gespräch wieder auf die clevische Prinzessin. Dabei kam ihm ein Gerücht wohl zu statten. Es wurde nämlich als glaubhaft erzählt, der König von Frankreich und der Kaiser von Deutschland seien im Begriffe, sich zusammen zu vertragen, und der Tag eines Besuches sei bereits festgestellt. Heinrich konnte in einem solchen Bündnisse nur Unheil für seine Person finden und es lag ihm deßhalb der Gedanke nahe, sich mit den protestantischen Fürsten Deutschlands zu verbinden, weil ja auch diese der päpstlichen Autorität offen Trotz boten.

Das war ein Rettungsanker für Cromwell, an den er sich mit der verzweifelnden Kraft des Ertrinkenden anklammerte. Er legte dem Könige die auftauchende Gefahr noch dringender an's Herz und wagte es, ihn noch einmal auf Anna aufmerksam zu machen.

„Wenn sie wirklich so schön und tugendhaft ist, wie ihr Ruf," gab er zur Antwort, „so wäre ich in der That nicht abgeneigt, sie zu meiner Gattin zu erheben, aber meine Würde ist so hoch über der eines Herzogs, daß ich mich nicht herablassen kann, um ihre Hand zu werben; ich erwarte vielmehr, daß sie mir von Wilhelm und den deutschen Fürsten angeboten werde!"

Diese Antwort entsprach nicht ganz den Erwartungen des Günstlings, aber er war froh, so viel Zuge-

ständniß erhalten zu haben und erbot sich, eine solche Gesandtschaft zu erwirken, wenn der König ihm Vollmacht dazu ertheile.

Heinrich gab ihm diese Vollmacht und der Günstling sandte abermals seinen Agenten Barnes nach Düsseldorf. Während dieser am Rheine unterhandelte, verzehrte sich der König in Ungeduld; einen wie gleichgültigen Anschein er sich auch gab, so brannte er doch vor Begierde nach seiner Zukünftigen.

Barnes erfüllte seine Mission mit großer Geschicklichkeit und er brachte es in der That zu Stande, daß Wilhelm und die Gesinnungsgenossen unter den Fürsten eine glänzende Gesandtschaft an ihn abfertigten, welche ihm Anna's Hand anbieten sollte, denn man schmeichelte sich mit der Gewißheit, daß er später auch das Protectorat über die Protestanten in Deutschland annehmen werde.

Heinrich war stolz auf das ihm gemachte Anerbieten, denn es mußte den Kaiser Carl, mit dem er seiner ersten Frau wegen auf gespanntem Fuße stand, erzürnen und ihm zugleich den Muth nehmen, ihn anzugreifen. Deßhalb nahm er die Gesandtschaft freundlich auf und gab ihr die Versicherung, daß er schon längst sein Auge auf Anna geworfen habe und daß er sehnlichst wünsche, sie zu seiner Gemahlin zu machen und den Königsthron von England mit ihr zu theilen.

Die Gesandten nahmen diese Erklärung mit großer Freude entgegen, hielten es aber für nothwendig, daß nun auch der König eine Gesandtschaft nach Düsseldorf schicke. Er versprach es und sie waren kaum am Rheine eingetroffen, als schon Heinrich's Brautwerber mit reichen Geschenken ankamen und die Hand der Prinzessin in der herkömmlichen Form für ihren König begehrten.

Die Antwort fiel so aus, wie man in London übereingekommen war; Prinzessin Anna wurde ihm zugesprochen.

In der Bürgerschaft gab es Viele, welche die Heirath mißbilligten. Sie liebten die Prinzessin und wollten sie dem brittischen Ungeheuer nicht geopfert wissen; aber die Staatsklugheit trug den Sieg davon und es half gar nichts, daß der Goldene-Ring-Wirth Bogenhagen die nackten Arme über dem Kopfe zusammenschlug und ausrief: „Ich begreife gar nicht, wie mein Mädchen einer solchen Heirath hat zustimmen können!"

Den Engländern wurden im Schlosse zu Düsseldorf große Feste gegeben und der Hof entwickelte einen Glanz, dem selbst die verwöhnten Insulaner Gerechtigkeit widerfahren ließen. Anna war natürlich der Mittelpunct, um den sich Alles drehte; aber sie war auch die einzige Person, welche in all dieser Lust und Freudigkeit kalt und theilnahmslos blieb, welche sich wie eine fürstliche Leiche betrachtete, die man in einen goldenen Sarg legt und mit Spezereien ausstopft, um sie vor der Verwesung zu schützen.

Der Leser stellt sich vielleicht vor, sie sei still und traurig, blaß und krank gewesen und habe während der Festlichkeiten Thränen über Thränen vergossen. Wer dürfte mit ihr grollen, wenn es wirklich so gewesen wäre? Aber es war nicht so. Man hatte ihr gesagt, Prinzessinnen hätten keinen eigenen Willen, sie müßten sich der Nothwendigkeit unterwerfen. Zwar hatte sie diese Nothwendigkeit nicht erkannt, aber da man einmal mit eiserner Faust ihr Herz preßte, bis fast alles Gefühl in demselben erstorben war, so wollte sie wenigstens insofern einen eigenen Willen haben, daß Niemand sie schwach finde. Stolz, wie eine Königin, schön, wie ein Engel, erschien sie in den glänzenden Versammlungen und nöthigte Jedem, der sie sah, Ehrfurcht ab.

Sie forderte diese Ehrfurcht und sie wollte sie auch dem noch unbekannten, aber gefürchteten Bräutigam ab-

trotzen. Keine Thräne, kein Zucken der Lippen, kein Zittern sollte verrathen, daß sie wie ein Lamm zur Schlachtbank ging. „Wenn dieser Blutmensch einmal mein Gatte werden muß," dachte sie, so soll er wenigstens sehen, daß ich vor ihm nicht zage; er soll in mir ein Weib kennen lernen, das er tödten aber nicht beugen kann."

Im Herbste 1539 waren die englischen Gesandten gekommen und auf die letzte Hälfte des December wurde ihre Abreise festgesetzt. Sie behielt also Zeit genug, sich mit dem furchtbaren Gedanken, sie sei das Schlachtopfer einer klug berechnenden Politik, vertraut zu machen. Anfangs fiel ihr das schwer und wenn sie den Tag über eine stolze Haltung bewahrt hatte, so mußte sie doch im stillen Kämmerlein, wo Niemand sie sehen und hören konnte, heiße Thränen vergießen. Dann zitterte sie, rang die Hände und flehte den Himmel um Stärke an; aber nach und nach gewann ihr starker Wille auch über diese Schwächen die Oberhand. Sie konnte der Mutter und dem Bruder mit heiterm Gesichte entgegentreten und dadurch den Glauben erwecken, sie habe sich mit ihrem Geschicke vollkommen ausgesöhnt.

Als endlich der Tag der Abreise nahte, wählte sie diejenigen Personen aus, welche sie bis nach Dover begleiten sollten, dann nahm sie Abschied von den ihrigen und eilte hinweg.

Die Herzogin-Mutter hatte sich auf den Altan des Schlosses begeben; sie wollte ihrem geliebten Kinde so lange mit den Blicken folgen, als sie dasselbe noch erreichen konnte. Jetzt erst, als sie ihre Anna von dannen ziehen sah, als das Meer nach wenigen Tagen zwischen sie und ihr Kind treten sollte, überkam sie eine furchtbare Angst. Bisher hatten Staatsrücksichten ihre Muttergefühle schweigen heißen; jetzt aber traten diese mit unbezwinglicher Macht hervor, sie breitete ihre Arme in die

Ferne und weinte heiße Thränen. Bedenken, die sie früher nicht gehabt hatte, tauchten in ihrer zuckenden Brust auf und sie sagte sich nun selbst: „Wir haben sie mit dem Hochzeitkranze begraben, für uns ist sie nicht mehr!“

Amalie war nicht minder bewegt, und selbst der Herzog konnte sich der stolzen Heirath nicht freuen; auf den Bürgern von Düsseldorf aber lagerte der Alp und es gab genug arme Mütter, welche sich glücklich priesen, daß ihre Kinder in Noth und Armuth leben durften.

Anna fuhr indessen dem stolzen Albion entgegen und ließ sich mit kalten Blicken all die Festlichkeiten gefallen, die sich in endloser Zahl bis an die Ufer des Meeres wiederholten.

Am 31. December kam sie mit ihrem Gefolge in Dover an; sie hatte englischen Boden unter den Füßen und das Land betreten, über welches sie künftig Mitbeherrscherin sein sollte. Eine ungeheure Volksmenge wogte in den Straßen der Stadt; von Fern und Nah waren die Leute herbeigeströmt, die neue Königin, die vierte Gemahlin Heinrich's zu sehen. Alle fanden sie schön und frohlockten in trunkener Freude. Die Luft erdröhnte von dem Jubelgeschrei, welches über die Wogen des Meeres dahinrollte. Die Häuser waren mit Kränzen und Guirlanden behangen, die Stadt gab ihr zu Ehren Spiele und Festlichkeiten und ganz England schien nur eine einzige Seele zu haben, um sie zu lieben.

Unter der wogenden Volksmenge war auch der König Heinrich. Die Sitte brachte es allerdings mit sich, daß er seine Braut erst in London empfing; aber er konnte die Stunde nicht erwarten, welche sie ihm entgegenführte. Verkleidet ritt er ihr bis Rochester entgegen, um ihr einen Blick abzustehlen und, wie er sich ausdrückte, „der Liebe Nahrung zu geben.“

Im Gedränge des Volkes sah er sie zuerst, aber

ein einziger Blick genügte, um ihn aus allen Himmeln zu stürzen. Das Bild seiner Phantasie glich der Wirklichkeit nicht in einem einzigen Striche. Sie war schlank und groß und von einer solchen Körperfülle, wie er es immer gewünscht hatte, aber ihre Züge, welche zwar nicht der Regelmäßigkeit entbehrten, schienen ihm doch grob; auch deuchte es ihm, daß sie den feinen Anstand und den Zauber süßer Weiblichkeit nicht besäße, die er beanspruchte.

Wenn wir auch annehmen, daß Holbein ihr etwas mehr Liebreiz gab, als sie in Wirklichkeit besaß, wenn es ferner möglich ist, daß die Welt die Schönheit der Prinzessin etwas überschätzte, so kann Beides doch nicht in dem Maaße stattgefunden haben, daß der König sie häßlich fand. Aber Anna war eine ernste deutsche Natur und besaß nicht jene Leichtfertigkeit, welche bei Männern von Heinrich's Schlage beliebt macht. Dazu kam sie nach langen Kämpfen mit sich selbst und zugleich mit dem festen Entschlusse, ihre Würde als Weib und als Königin zu bewahren, auf englischem Boden an. Sie kam mit dem entschiedenen Willen, nicht um seine Gunst zu buhlen, sondern dieselbe nur zu ertragen. Das Alles zusammengenommen, mochte ihr eine strenge Majestät des Blickes verleihen und eine Wolke von Hoheit auf ihre Stirn lagern, die Heinrich nicht gefiel, die ihn an ihrer Seite klein machte.

Er schrak über diese unerwartete Erscheinung zusammen und war auf dem Puncte, nach London zurückzureisen und sich um seine Braut nicht weiter zu bekümmern. Schon hatte er zu diesem Zwecke den Fuß im Bügel; als aber sein Auge über die ungeheueren Volksmassen schweifte, fürchtete er das Aufsehen, welches er durch ein solches Betragen erregen mußte. War es doch leicht möglich, daß dieses Volk, welches im Stillen noch immer wegen der verstoßenen Gemahlin Catharina murrte, sich gegen ihn empörte und die Braut mit lautem Triumphe nach London führte.

Nachdem er lange mit sich hin- und hergestritten, auch seine vertrautesten Freunde um Rath gefragt hatte, kam er endlich zu dem Entschlusse, sich bei ihr anmelden zu lassen. Er war ja auch nach der ersten Unterredung noch nicht an sie gebunden, ebensowenig wie jetzt.

Als er sich ihr vorstellte, blieb sie kalt und majestätisch; aber sie erwies ihrem Bräutigam die schuldige Ehre, indem sie die Knie vor ihm beugte. Er hob sie auf und küßte sie, aber kein Wort des Willkomms, keine jener süßen Schmeicheleien, womit er gegen die Kammerfrauen seiner Gattinnen so verschwenderisch gewesen war, kam über seine Lippen. Auch Anna sprach nicht und so wurde diese Vorstellung mit ein paar stummen Blicken abgemacht, mit Blicken, welche von beiden Seiten das Bestreben verriethen, dem Gegenpart bis auf den Grund der Seele zu schauen. Wahrscheinlich erkannten sie Beide recht gut, was sie aneinander hatten und hielten sich deßhalb in einer klugen Reserve.

Nur wenige Minuten blieb er bei ihr, dann begab er sich in sein Zimmer und schleuderte die Geschenke, welche er für sie mitgebracht hatte, mißmuthig von sich. Eine Zeit lang raste er im Zorne auf und nieder und machte seiner Enttäuschung durch furchtbare Wuthausbrüche Luft. Nachdem er ein wenig ruhiger geworden war, befahl er, daß die Lords, welche sie von Düsseldorf über's Meer geführt hatten, vor ihm erscheinen sollten. Er fuhr sie wild an und fragte sie, wie sie sich unterstehen könnten, ihm eine solche flandrische Mähre zu bringen.

Sie entschuldigten sich damit, daß sie keinen Auftrag gehabt hätten, eine Wahl zu treffen, sondern die Gewählte nach England zu holen. Er aber wollte davon nichts wissen, nannte es elende Ausflüchte und hieß sie ungetreue Diener und schlechte Unterthanen.

Je mehr ihn die Lords zu überzeugen suchten, daß sie lediglich in seinem Auftrage gehandelt hätten, desto wüthender und ungeberdiger wurde er. Die ganze Nacht ging er nicht zu Bette, immer von Neuem brach seine Wuth hervor und die Lords mußten in allem Ernste fürchten, daß sie in den Tower geworfen würden.

Gegen Morgen hatte er endlich eingesehen, daß die Welt ihm niemals verzeihen würde, wenn er sie schon jetzt verstieße. Er mußte Zeit gewinnen, und vor allen Dingen grobe Fehler an ihr entdecken, welche die Rücksendung begründeten.

Am folgenden Morgen überschickte er ihr die Geschenke, welche er ihr persönlich hatte überreichen wollen. Es war ein Halskragen, ein Muff und Zobelfelle. Schon die Art, wie diese Geschenke gegeben und die kalten Worte, welche dabei gesprochen wurden, sagten ihr genugsam, welches Leben sie mit Heinrich führen werde. Uebrigens waren schon gestern sein Blick und seine Haltung verständlich genug gewesen und dieses Ereigniß war nur eine Bestärkung dessen, was sie an ihm gesehen.

„Ich würde ihm eine angenehme Ueberraschung bereiten,“ dachte sie, „wenn ich ihm diese Geschenke zurücksendete und den Heimweg anträte.“

Dieser Gedanke war so verführerisch für sie, daß sie ihn einen Augenblick festhielt und sich die Seligkeit ausmalte, die sie empfinden würde, wenn sie so wohlfeilen Kaufes von dem Blutmenschen erlöst werde. Aber sie blieb nicht lange dabei stehen. War sie doch nicht auf ihre eigene Veranlassung, sondern auf die ihres Bruders hier. Sie hatte kein Recht, über sich selbst zu verfügen, ja sie mußte sogar protestiren, wenn Heinrich sich beikommen lassen sollte, die Trauung nicht zu vollziehen. Stolz richtete sie das Haupt empor und war entschlossen, keine Veranlassung zum Bruche zu geben.

Was die Diplomaten beschlossen, das wollte sie ausführen. Ihr Herz war ja doch einmal gebrochen, was lag ihr daran, ob das Unglück seine Wellen noch etwas höher über ihrem Haupte häufte. „Dieser Mann soll nicht mit mir spielen, wie mit den leichtsinnigen Kammerfrauen,“ dachte sie; „ich will ihm eine Königin ohne Makel sein, aber er soll mich wahrlich vor der Hochzeit nicht demüthigen; vielmehr soll er sich selbst, der sich niemals gebeugt hat, dem Vertrage beugen, den er mit meinem Bruder geschlossen. Er soll die flandrische Mähre so lange als ebenbürtig neben sich dulden, bis er den Muth hat, gegen mich zu verfahren, wie gegen Catharina oder Anna Boleyn. Tödtet er mich, so macht er damit nur das Maaß der Rache, welche sich einst über ihn ergießen muß, desto voller.“

König Heinrich brach noch an dem nämlichen Morgen nach Greenwich auf und versammelte den Rath um sich. „Ich kann diese Prinzessin nicht heirathen,“ rief er leidenschaftlich aus; „es muß ein Mittel gefunden werden, sie heimzusenden. Ich kann und will mich nicht an sie fesseln. Cromwell, Sie haben diese verfluchte Heirath eingefädelt, sorgen Sie nun auch, daß sie nicht zur Ausführung kommt!“

Cromwell erschrak bei dem leidenschaftlichen Gebahren seines Königs, denn mit dieser Ehe mußte er stehen und fallen. Mit der feinen Kunst, womit er sich fast immer aus den verwickeltsten Verhältnissen herauszuwinden verstand, legte er dem Könige jetzt dar, daß nicht er es gewesen, welcher zuerst von dieser Verbindung gesprochen, sondern der König selbst.

„Ei,“ antwortete der König mit jener Strenge und rauhen Härte, die ihm damals schon eigen war, „Sie haben es durch Ihre Schliche herbeigeführt, daß ich bei Meister Holbein ein erlogenes Bild sah; freilich entflammte

da meine Liebe zu jenem Schattenbilde, aber das Original gleicht demselben nicht und ich finde an dieser Person die Reize nicht, welche Holbein's Pinsel mir vorgelogen. Sie aber haben meinen Irrthum sträflich benutzt und mit all Ihren Künsten einen Zustand herbeigeführt, der mir schon jetzt unerträglich ist. Sie sind der Schuldige, Sie müssen auch das Mittel der Trennung finden!"

Cromwell war in der peinlichsten Verlegenheit; er fühlte bereits, daß sein Kopf nicht mehr fest auf dem Rumpfe saß; er mußte wirklich seine ganze Kraft anwenden, um diese Heirath zu Stande zu bringen. Der entgegengesetzte Ausgang wäre sein sicherer Tod gewesen. „Sire," sprach er, „die Heirath mit der Prinzessin von Cleve ist zu einer unabweisbaren Nothwendigkeit geworden, weil sie uns jenseits des Oceans eine Kraft leiht, welche wir gegen den allmächtigen Kaiser Carl gebrauchen. Er zürnt noch immer wegen der Verstoßung seiner Tante und es bedarf nur eines geringen Anreizes, so kehrt er seine Waffen gegen uns. Ew. Majestät wissen, daß bereits seit längerer Zeit eine Annäherung zwischen ihm und Frankreich eifrig betrieben wird. Jagen wir ihm auch noch den Herzog von Cleve und seine Freunde in die Arme, so stehen wir ganz allein und sind der Willkühr des starken Gegners preisgegeben. Schauen Sie um sich, Sire, und zählen Sie unsere Alliirten auf; Sie finden nur diesen zweifelhaften Franz, der schon morgen zu unserm bittersten Feinde werden kann. Gesetzt aber auch den Fall, die Prinzessin ließe sich nach Hause schicken und vermiede alles äußere Aergerniß, würde nicht ihr Bruder wüthen, würden nicht alle protestantischen Fürsten Deutschlands sich tödtlich verletzt fühlen und in Gemeinsamkeit mit dem Kaiser das Schwert gegen uns kehren? Ich beschwöre Sie, Sire, lassen Sie ab von einem Beginnen, welches England in das größte Unglück stürzen würde!"

„Sie sprechen immerfort von Staatsrücksichten,“ schrie der König, „und Sie haben kein Gefühl dafür, daß ich mit meiner Person einstehen und mein Leben an eine Gattin ketten muß, die ich nicht lieben kann. Ich versprach mir von dieser Prinzessin süße Freuden und habe schon den herbsten Verdruß bei ihrer Ankunft. Wie wird die Abneigung wachsen, wenn sie erst meine Gattin geworden ist!“

Er wandte sich mit demselben Ungestüm an die Räthe, aber keiner von ihnen wußte aus diesem Labyrinthe einen Ausweg, alle riethen ihm, sich der Nothwendigkeit zu opfern.“

Der König kannte sich vor Zorn und Wuth selbst nicht mehr, sondern brüllte, wie ein wildes Thier.

Endlich kam er auf den Gedanken, ob nicht die Prinzessin sich durch ihren Lebenswandel einer Krone unwürdig gemacht habe. Zwei Tage lang wurde eine peinliche Untersuchung geführt und das Leben der Prinzessin von ihrer Kindheit bis zu ihrem Erscheinen an Englands Küste einer genauen Nachforschung unterworfen. Alle Personen, welche mit ihr über den Canal gekommen waren, wurden auf das Genaueste verhört und man entblödete sich sogar nicht, Anna selbst zu fragen. Aber man erreichte nichts, es fiel nicht der leiseste Schatten auf sie.

Da endlich fügte sich der König in das Unvermeidliche und ließ sich am 6. Januar 1540 mit ihr trauen.

Die Pracht, welche bei dieser Gelegenheit entwickelt wurde, stand im krassesten Gegensatz zu den beiden Personen, welche die Hauptbetheiligten waren. Heinrich hatte von der ersten Stunde an keinen anderen Gedanken, als sie auf eine schickliche Weise wieder los zu werden; da auch Anna durchaus keine Neigung empfand, sich ihm angenehm zu machen, so war diese Ehe allerdings für beide Theile eine unerträgliche Last.

Der englische Hof war zu jener Zeit ein Mittelpunct für Glanz und Feste, denn Heinrich war von jeher

allen Vergnügen zugethan gewesen und fühlte sich auch jetzt noch in rauschenden Lustbarkeiten am glücklichsten. Seine Gattin sollte dabei nicht allein als Königin, sondern auch als Weib glänzen; aber die Tugenden Anna's waren nicht auf äußern Glanz gegründet. Wie vortrefflich sie auch erzogen war, einen wie hohen Flug ihr Geist und ihr Verstand auch nahmen, so verschmähte sie es doch, mit ihren Eigenschaften zu prunken. Ihre Erziehung war eine schlichte und offene, allen höfischen Künsten abgeneigte gewesen; sie war weder in fremden Sprachen, noch in den erkünstelten Feinheiten der Gesellschaft eine Meisterin. Der Gebrauch der Nadel war ihr nicht fremd, sie konnte es darin mit den geschicktesten Damen ihres Hofstaates aufnehmen, aber feine Stickereien verstand sie nicht zu machen, weil diese Kunst am Hofe ihres Vaters den Wappenstickern obgelegen hatte und weil man sie überdieß für unfruchtbar und nutzlos hielt.

Heinrich liebte die Musik bis zur Leidenschaft, aber Anna konnte weder singen, noch ein Instrument spielen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie sich auch durchaus keine Mühe gab, ihn zu unterhalten, weil sie ihn nicht achtete und nicht achten konnte.

So wuchs denn die Abneigung des Königs von Tag zu Tag und es dauerte nicht lange, so sprach er öffentlich aus, wie grenzenlos unglücklich er sich fühle, an eine solche Frau gebunden zu sein. Weil sie ihm nicht schmeichelte, so nannte er sie eigensinnig, weil sie mit einem gebrochenen Herzen nicht lachen und scherzen konnte, so hieß er sie ein Weib von verdrießlicher Gemüthsart, und der Zündstoff wuchs in schreckenerregender Weise. Es war vorauszusehen, daß es nicht lange mehr anstehen konnte, bis Heinrich eine gewaltsame Aenderung in diesen Zustand brachte. Sie kam noch schneller, als man vermuthen durfte.

Neunzehntes Kapitel.

König Heinrich verstößt seine Gattin.

Niemand sah mit größerer Angst den Tag der Entscheidung herannahen, als Cromwell; er hatte sich durch sein gewaltsames Verfahren in Staatsangelegenheiten eine große Menge von Feinden zugezogen, welche nur auf eine Gelegenheit warteten, seinen Sturz zu beschleunigen. Hatte er schon früher nicht mehr in jener Gunst gestanden, welche ihn zum allmächtigen Minister machte, so war sein Stern noch mehr gesunken, seitdem er die unglückliche Heirath vermittelt hatte. Er war deßhalb ernstlich bemüht, die Königin zu einem freundlichen und zuvorkommenden Wesen gegen den König umzustimmen, denn er hielt es noch immer für möglich, daß sich seine Abneigung verlöre, wenn Anna sich nur bestrebte, ihn zu fesseln. Aber wir haben bereits gesagt, daß sie mit einem gebrochenen Herzen nach England gekommen war und daß ihr gerader Sinn es verschmähte' Heuchelei und Lüge zu ihrem Bundesgenossen zu machen. Sie that ihre Pflicht, mehr stand nicht in ihrer Macht.

Dr. Barnes, dessen wir oben schon erwähnt haben, war ein glühender Bewunderer Luthers und er ließ sich, den bestehenden Verboten zum Trotz, oft genug hinreißen, die Lehren seines Vorbildes von der Canzel herab zu predigen. So hatte er am 28. Februar den Satz vertheidigt, der Glaube ohne gute Werke reiche hin, um selig zu werden. Vierzehn Tage früher hatte der Bischof Gardener gerade diesen Satz heftig angegriffen und alle diejenigen, welche demselben huldigten, strenge getadelt. Da Barnes bei seiner Behauptung blieb, ja sie am 4. April noch schärfer wiederholte, so sorgten Cromwell's Feinde dafür, daß Barnes in den Tower geworfen wurde.

Sie rechneten also: da Cromwell der Beschützer und Brodherr Barnes ist, so wird der König leicht dahin zu bringen sein, daß er an Cromwell's Rechtgläubigkeit zweifelt, dann aber ist sein Sturz gewiß.

Der König ließ den Gefangenen vorladen; er mußte sich über seinen Glauben aussprechen. Dabei kamen auch andere Verhältnisse zur Sprache und zum Unglücke Cromwell's wurde es dem Könige klar, daß derselbe den Angeklagten nach Düsseldorf gesandt und mit dem Herzoge von Cleve unterhandelt habe, ehe er noch seinen Auftrag dazu gegeben. Seine Vermuthung, daß er auf eine geschickte, aber betrügerische Weise zu dieser Heirath verleitet worden sei, lag nun offen zu Tage. Nun war sein Tod so gut, wie beschlossen. Am Nachmittage des 10. Juni wurde Cromwell verhaftet und in den Tower geworfen.

Der König ließ eine Anklage gegen ihn formuliren, die eine ganze Reihe von den verschiedensten Vergehen enthielt; es mochten viele wahr sein, übrigens kam es diesem Könige so genau nicht darauf an, ob Alles seine Richtigkeit hatte; sein weites Gewissen erlaubte ihm Anklagen und Verurtheilungen, die nicht überall möglich gewesen wären. So viel aber steht fest, daß Cromwell, um seinem Herrn zu gefallen, schmähliche Bedrückungen ausgeübt und viele Leute auf das Blutgerüst geschickt hatte, die es bei Weitem weniger verdienten, als er.

So übermüthig Cromwell im Glücke gewesen war, so muthlos war er im Unglücke; aus dem stolzen, hochfahrenden Manne wurde ein jammernder Kriecher; freilich, er war nie ein großer Character gewesen, es war also auch nicht möglich, daß er im Mißgeschick sein Haupt kühn emporhob, wie so Manche, die durch ihn gefallen waren. Aus dem Kerker schrieb er an den König und bat in den beweglichsten Ausdrücken um Verzeihung;

Alles, was von ihm verlangt werde, wollte er mit tausend Freuden thun, nur solle man ihm das Leben schenken. Aber der König wies den Jammernden ab, und ohne daß ihm der Prozeß gemacht wurde, floß am 29. Juni sein Blut auf dem Schaffot.

Die Zahl derer, welche ihn bedauerte, mag eine verschwindend kleine gewesen sein. Nur diejenigen, welche er zu Aemtern emporgehoben hatte, weinten ihm eine Thräne nach; dagegen gab es Tausende und aber Tausende, welche seinem Andenken fluchten. Zwei Tage später, am 31. Juni, wurden drei Katholiken und drei Protestanten hingerichtet, die Einen, weil sie die geistliche Oberhoheit nicht anerkannten, die Andern, weil sie sich vom katholischen Glauben entfernten. Dr. Barnes war unter diesen sechs Opfern des religiösen Fanatismus. Sie wurden aus dem Tower nach Smithfield geschleppt und dort getödtet.

Sobald Cromwell in Ungnade gefallen war, begann der König seine Scheidung von Anna ernstlich zu betreiben. Er ließ ihr seine Absicht mittheilen; eine vorsichtige, langsame Einleitung hielt er nicht für nöthig, auch hätte ihm das zu viel Zeit gekostet.

Die Königin befand sich unter ihren Hofdamen, als der Abgesandte des Königs erschien und ihr die Mittheilung machte. Wahrscheinlich hatte sie niemals daran gedacht, daß sich Heinrich mit einer bloßen Scheidung begnügen, vielmehr glaubte sie, daß er sich nur mit ihrem Blute zufrieden geben würde. Sie sah deßhalb bei dieser Eröffnung Einkerkerung und Tod vor ihren Augen. Wie starken Geistes sie auch war, so stürzte sie doch ohnmächtig zusammen und blieb eine Zeit lang bewußtlos liegen.

Als sie wieder zu sich kam, protestirte sie heftig gegen ein solches Verfahren. Als Königin sei sie in's

Land gekommen und als Königin wolle sie auch in demselben verweilen. Sie sei sich keines einzigen Fehlers gegen den König bewußt, sondern habe von der ersten Stunde an bis heute ihre Pflichten treu erfüllt und es werde dem Könige nicht gelingen, einen Schatten auf sie zu werfen.

Nach und nach kam sie indessen zu der Ueberzeugung, daß die Scheidung ein Gewinn für sie sei. Ihr Stolz sträubte sich zwar noch immer, eine abgesetzte Königin zu sein und sie ließ es nicht an Einwendungen fehlen; als sie aber erfuhr, daß Dr. Clarke bereits nach Düsseldorf abgeschickt sei, um ihrem Bruder die Anzeige von der bevorstehenden Scheidung zu machen, da sah sie, daß ein fernerer Widerstand nur zu noch größerer Erbitterung führen könne, und sie willigte in die Scheidung auf gesetzlichem Wege.

Die Ehescheidung wurde am 6. Juli vor das Oberhaus gebracht. Vergeblich hatte man nach Gründen für dieselbe gesucht; zum Verdrusse des Königs konnten keine andern beigebracht werden, als die Täuschung, welche man ihm mit dem Portrait bereitet. So lächerlich ein solcher Grund auch war, er reichte für die feilen Creaturen des Königs vollständig aus, um die verlangte Scheidung auszusprechen.

Sie fühlten selbst, wie wenig Vernunft in dem vorgebrachten Beweggrunde lag und empfanden im Voraus mit Aengsten, daß daß Volk für die junge, mißhandelte Königin Parthei ergreifen würde. Um dem entgegenzusteuern, sprachen sie über Jeden, der die Ehe für rechtmäßig und gültig halte und erkläre, die Strafe des Verraths aus.

Man wußte, was diese Strafe damals in dem mit despotischer Gewalt regierten England zu bedeuten hatte. Ein einziges Wort des Bedauerns reichte hin, den Un-

vorsichtigen in den Tower, in jenes große Staatsgefängniß zu werfen, aus dem nur ein Weg führte, nämlich der zum Schaffot. Wer sollte also noch den Muth haben, offen Parthei für sie zu nehmen?

Nachdem die Königin Anna das erste Mißbehagen, ohne allen Grund bei Seite geworfen zu werden, überwunden hatte, betrachtete sie die Scheidung aus einem andern Gesichtspuncte: sie wurde durch dieselbe der Freiheit wieder gegeben, wenigstens in so fern, als sie nicht mehr an die Person und den Umgang eines Mannes gebunden war, den sie verachtete.

In den Spruch des Oberhauses willigend, erklärte sie, fern von aller weiblichen Angst, daß sie auf ein königliches Einkommen Anspruch mache. Wollte man ihr dieses vorenthalten, so würde ihres Bruders Arm und der der deutschen Fürsten stark genug sein, die unverdiente Unbill, die sie jetzt erleide, zu rächen.

Sowohl der König als auch seine Räthe konnten sich der Scham nicht entschlagen, die Königin zu verstoßen, weil sie Heinrich's lüsternem Geschmacke nicht entsprach, und da sie mit aller Mühe und Spitzfindigkeit nicht im Stande waren, den geringsten Schatten auf sie zu werfen, so mußten sie sich die stolze Sprache einer Frau gefallen lassen, die nach ihrer Ansicht kaum civilisirt war.

Man erkannte ihr ein jährliches Einkommen von dreitausend Pfund und den Palast zu Richmond zu. Das macht nach unserm Gelde den ungefähren Betrag von zwanzigtausend Thalern und reichte in jener Zeit vollkommen aus, fürstlich zu leben.

Als ihr das Urtheil verkündigt wurde, lächelte sie und machte sofort Anstalt, den königlichen Palast zu verlassen und nach Richmond überzusiedeln. In jener ländlichen Einsamkeit, fern vom Geräusche der Hauptstadt

und den Intriguen eines lasterhaften Hofes, fühlte sie sich so glücklich, wie ein Mensch, der so eben dem Schiffbruche entronnen ist und zwar seine gesammte Habe verloren, aber doch das Leben gerettet hat.

Merkwürdig blieb es, daß Heinrich diese einfache Frau nach ihrer Verstoßung noch fürchtete. Am meisten bangte ihm, sie möchte ihn bei ihrem Bruder anklagen und seine Rache aufstacheln, deßhalb gab er strengen Befehl, daß alle Briefe, welche sie an ihre Verwandten schrieb, erst durchgelesen würden. Eine solche Maßregel konnte natürlich nur dadurch aufrecht erhalten werden, daß man sie mit Spionen und Aufpassern umgab. Sie fühlte das Unwürdige dieser Behandlung, aber sie fügte sich ohne Klagen in das Unvermeidliche und gab ihrer Umgebung niemals das Schauspiel einer gekränkten Gattin.

Froh, dem Tyrannen entronnen zu sein, betrachtete sie den König wie einen ihr unbekannten und fern stehenden Menschen, um dessen Angelegenheiten sie sich nicht zu kümmern habe. Das war eine Rolle, die ihrer Klugheit Ehre machte und zugleich ihrem königlichen Stolze entsprach.

Heinrich that seinen verliebten Neigungen durchaus keinen Zwang an. Schon vier Wochen nach seiner Scheidung verheirathete er sich abermals. Dießmal war sein Auge auf Catharina Howard, die Tochter des verstorbenen Lords Edmund Howard, gefallen. Sie besaß nichts von der würdevollen Haltung, welche der König bisher als unerläßlich von seinen Gemahlinnen gefordert hatte, aber ihre Schönheit reizte sein lüsternes Auge. Doch diese gepriesene Schönheit rettete sie nicht vor einem schmachvollen Tode. Später stellte sich heraus, daß sie vor ihrer Verheirathung einen unsaubern Lebenswandel geführt hatte. Sie wurde in den Tower geworfen und wie Anna Boleyn enthauptet.

Dem Könige, der mit der Zeit eine große Virtuosität darin erlangt hatte, von einer Ehe zur andern zu eilen, war gleichwohl viel daran gelegen, seine Scheidung von Anna in einem möglichst günstigen Lichte darzustellen. Er sandte deßhalb den Dr. Clarke mit Instructionen nach Düsseldorf. Dort war es bereits kein Geheimniß mehr, daß die Erwartungen, welche man von der Heirath hegte, nicht in Erfüllung gegangen waren. Schon die Art und Weise, wie Anna von ihrem Bräutigam empfangen worden, ließ ein unangenehmes Zusammenleben ahnen, aber man war doch weit entfernt, die Verhältnisse in ihrer nackten Wirklichkeit zu schauen. König Heinrich hatte Sorge getragen, daß sein Verhalten so wenig als möglich in Deutschland bekannt wurde. Zieht man nun noch die Kürze der Zeit, während welcher diese Ehe bestand, in Betracht, so ist es leicht erklärlich, daß der Herzog nicht von der ganzen Ausdehnung des Mißverhältnisses unterrichtet war. Auch fehlte es ihm gerade in jener Zeit an der Muße, sich viel mit seiner Schwester zu beschäftigen, denn die Verdrießlichkeiten wegen Geldern mehrten sich.

Als Dr. Clarke in Düsseldorf ankam, glaubte man, er bringe eine Botschaft von Anna und empfing ihn mit familiärer Freundlichkeit. Aber sein feierlich kaltes Wesen fiel auf, und dieses war noch mehr der Fall, als er eine förmliche Audienz beim Herzoge begehrte. Sie wurde ihm natürlich sofort bewilligt.

„Mein gnädigster Herzog," hob er an, „mein König sendet mich in einer sehr delicaten Angelegenheit und ich bin in der That in Verlegenheit, wie ich mich seines Auftrages auf die geziemendste Weise entledigen soll."

„Wir hatten nicht allzu oft Gelegenheit, eine Botschaft von unserm königlichen Schwager zu erhalten,"

antwortete der Herzog, „umsomehr sollte es uns betrüben, wenn die heutige keine fröhliche wäre.“

„Sie ist keine fröhliche,“ gab Dr. Clarke zur Antwort. „Als der König um die Hand der Prinzessin Anna warb, war er des Glaubens, daß sie alle diejenigen empfehlenswerthen Eigenschaften besäße, welche man so hoch an ihr gerühmt hatte. Er glaubte, eine Gemahlin zu empfangen, welche alle Damen seines Hofes an Schönheit, Geist und Geschicklichkeit überträfe. Er hat sich bitter getäuscht gefunden, denn weder ihre körperlichen Reize, noch ihr Geist und ihre Geschicklichkeit entsprechen den Erwartungen des Königs. Schon bei ihrer Ankunft auf englischem Boden fand er ein ganz anderes, als das ihm geschilderte Weib; gleichwohl ließ er sich bewegen, die Ehe zu schließen, weil er hoffte, die Zeit und die Umgebung am königlichen Hofe werde auf sie wirken. Aber auch diese Hoffnung war eine vergebliche; denn die Königin zeigte alle Tage mehr, wie viel ihr mangelte, um ihre hohe Stellung auszufüllen. Dazu kam noch, daß ihr kaltes, zänkisches Gemüth —“

„Halten Sie ein, mein Herr,“ unterbrach ihn der Herzog; „es ist möglich, daß sie der König nicht schön genug gefunden hat; sein Geschmack ist darin der einzige Richter; auch will ich zugeben, daß sie von den englischen Hofkünsten nichts versteht, denn sie ist deutsch, also schlicht und recht erzogen, wie es auch einer Königin ansteht. Jedoch muß ich auf das Entschiedenste in Abrede stellen, daß es ihr an Geist mangelt, noch mehr, daß sie zänkisch und launenhaft sei. Wenn sie es jetzt ist, so liegt der Grund wohl in der Behandlung, welche sie erfahren. Uebrigens, mein Herr, warum läßt der König mir diese Dinge sagen? Habe ich ihm eine Gattin versprochen, welche seinen stillen Wünschen gerecht werde? Keineswegs, er hat um Anna's Hand geworben und sie er-

halten. Dadurch ist er mein Schwager geworden, aber ich sehe nicht ein, was die hinterher gemachten Ausstellungen sollen."

„Herzogliche Gnaden wollen mir gütigst erlauben, weiter zu reden," sprach Dr. Clarke. „Nachdem der König, mein Souverain, lange seinen Gefühlen Zwang angethan, ist ihm ein Verhältniß, welches für beide Theile peinlich war, unerträglich geworden und es blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als sich — — — von ihr zu trennen."

Der Herzog schrak zusammen, denn im ersten Augenblicke dachte er an Anna Boleyn's Schicksal. Dann erholte er sich und sprach: „Fahren Sie fort, mein Herr, ich bin begierig, zu hören, wie mein königlicher Schwager diese Trennung motivirte und welches Schicksal er meiner braven Schwester bereitete."

„Die Sache der Königin und die Scheidung ist von dem Parlament behandelt worden," antwortete Clarke. „Der König hatte niemals die Absicht gehabt, eine Frau zu heirathen, welche unschön, unwissend und ungraziös sei, vielmehr dachte er bei der Werbung an eine Prinzessin, die von allem dem das Gegentheil wäre. Er hatte also auch in der Wirklichkeit nicht eingewilligt, es fehlte zu dieser Heirath sein Jawort eben so sehr, wie das Jakob's, als man ihm durch Täuschung eine falsche Braut antraute. So bekam auch der König nicht diejenige Person, welche er liebte und welche er begehrt hatte, sondern eine andere, eine ganz fremde. Das Parlament hat diesen Grund als genügend anerkannt und die Scheidung ausgesprochen."

Der Herzog war nahe daran, in den fürchterlichsten Zorn auszubrechen und den Botschafter anzufahren; er hielt nur mit Mühe an sich, konnte aber doch die Bemerkung nicht unterdrücken: „Der König scheint einen

sehr erfindungsreichen Geist zu besitzen, um die von ihm geschlossenen Heirathen zu lösen. Es wundert mich, daß er nicht versucht hat, ihre Tugend zu verdächtigen, um vor seinen Unterthanen noch gar als ein schwer beleidigter Gatte zu erscheinen! Es muß dazu nicht die entfernteste Möglichkeit vorgelegen haben, sonst hätte er sich diese Genugthuung sicherlich nicht entgehen lassen. Dürfte ich nun auch wissen, mein Herr, was der König sonst noch mit meiner Schwester beabsichtigt?“

„Der König hat ihr ein Jahreseinkommen von dreitausend Pfund ausgesetzt und ihr den Palast zu Richmond zum Wohnsitz bestimmt,“ antwortete Dr. Clarke.

„Viel Gnade!“ sprach der Herzog. „Sie können einstweilen gehen, ich werde mir überlegen, was ich in dieser Sache zu thun gedenke und Ihnen die deßfallsige Antwort mit nach England geben.“

Als Clarke weggegangen war und der Herzog sich allein befand, war er nicht länger im Stande, seinen Gefühlen Gewalt anzuthun. Schwer fiel es ihm jetzt auf das Herz, daß er die Schwester einer Politik geopfert hatte, die keine Früchte trug. „Brave Anna,“ sprach er vor sich hin, „Du bist nun eine Königin ohne Krone, eine Wittwe, deren Mann noch lebt, eine Unglückliche, die nicht einmal den Trost hat, bei den Ihrigen zu sein!“

Lange blieb er allein und stellte sich die Lage seiner unglücklichen Schwester vor. Je länger er darüber nachdachte, desto unzufriedener wurde er mit sich selber, desto heftiger zürnte er seinem rücksichtslosen Schwager. In seiner Aufgeregtheit kam ihm der Gedanke, sich an dem treulosen und wortbrüchigen Könige zu rächen, aber mit wem konnte er sich zu diesem Zwecke verbinden? Frankreichs Gunst hatte er durch sein Zaudern fast verscherzt und überdieß befand es sich mit England wieder auf einem freundschaftlichen Fuße; mit Rom stand er fast

eben so schroff, wie der König von England; die deutschen Fürsten konnten ihm gegen eine unnahbare Insel keine Hülfe gewähren, da sie ebensowenig, wie er, eine Flotte besaßen. Der einzige Verbündete, der ihm von Nutzen hätte sein können, war der Kaiser, und mit diesem war er gespannter als je. Ein Bündniß mit ihm hätte auch nur um den Preis Gelderns errichtet werden können.

So sah er sich denn dem Könige von England gegenüber ganz machtlos und konnte nichts thun, um den Schimpf zu rächen, der über sein Haus gekommen war. Jetzt wollte es ihm doch selbst bedünken, daß solche politischen Heirathen ihre schweren Bedenken hätten.

Nachdem er den ersten Schmerz niedergekämpft hatte, begab er sich zu seiner Mutter, wo er auch die Prinzessin Amalie antraf. Beide Frauen erhoben sich von ihren Sitzen und eilten ihm erwartungsvoll entgegen.

„Ich bringe eine traurige Kunde," sprach er, „wappnet Euch mit Standhaftigkeit, denn Ihr werdet Unerwartetes vernehmen."

Die beiden Frauen starrten ihn an, sie glaubten, Anna sei eines plötzlichen Todes gestorben.

„Nein," antwortete er, „sie ist nicht gestorben, sie lebt, aber der König hat sie ihrer Würde entsetzt, die Krone von ihrem Haupte genommen und sie aus seinem Hause gestoßen. Er hat sich förmlich von ihr scheiden lassen und den Vertrag, den wir miteinander geschlossen, mit Füßen getreten. Vom Hofe verbannt, lebt sie einsam und allein zu Richmond. Und ich habe nicht einmal die Macht, diesen treulosesten aller Menschen nach Gebühr zu züchtigen!"

„Meine Ahnung," dachte Amalie; „wie glücklich würde sie jetzt an der Seite des Grafen von Beveron sein!" Sie machte sich nun heftige Vorwürfe, daß sie die Schwester überredet hatte, sich willig in das Joch zu fügen.

Die Herzogin-Mutter stand wie vernichtet; sie konnte noch keine Worte finden, ihrem Schmerze Luft zu machen. „Aber sage mir,“ stöhnte sie endlich, mit welchem Rechte und aus welchen Gründen hat der König also gehandelt?“

„Sie war ihm nicht schön und verführerisch genug, sie war ihm zu tugendhaft,“ antwortete der Herzog; „sonst hatte er keinen Grund, auch alle seine dienstbeflissenen Creaturen waren nicht im Stande, etwas gegen sie vorzubringen, was nur den leisesten Schatten auf sie warf.“

Mutter und Tochter weinten. Der Schlag war zu schnell und zu unerwartet gekommen.

„Ich trage die Hauptschuld,“ rief die Mutter, „denn ich drängte am meisten auf diese Verbindung, die uns Alle jetzt so elend und unglücklich macht.“

„Du darfst Dir keine Vorwürfe machen,“ tröstete der Herzog; „die politischen Verhältnisse drängten noch mehr, als Du. Daß die Heirath so unglücklich ausgefallen, ist nicht unsere Schuld, denn wir konnten unmöglich ahnen, daß Heinrich aller Rücksichten vergessen und nur seinen persönlichen Gefühlen Rechnung tragen würde.“

„Doch, mein Sohn,“ antwortete die Mutter, „wir hätten bedenken sollen, daß derjenige, welcher drei Frauen unbarmherzig opferte, auch die vierte nicht in Ehren halten würde, sobald sich seine Laune einer anderen zuwandte.“

„Auf diese Art urtheilt der Mensch immer, wenn das Mißgeschick eingetreten,“ entgegnete der Herzog. „Jeder Andere an unserer Stelle würde ebensowenig Bedenken getragen haben, sich einen Vortheil zu sichern, der nur auf diesem Wege zu erlangen war. Leider läßt sich nicht mehr ändern, was nun einmal geschehen ist, meine Lieben. Unsere Thränen bringen ihr keinen Vortheil, und Rache wäre Thorheit.“

„Aber meine Tochter will ich wieder haben," rief die Mutter; „sie soll des Jahrgeldes wegen nicht in den Händen eines Mannes bleiben, vor dessen Mordlust sie keinen Augenblick sicher ist."

„Leider können wir auch diesen gerechten Wunsch nicht befriedigen," antwortete der Herzog. „Die Engländer werden sie als ein Pfand behalten, daß wir den Frieden nicht brechen; wir würden ihr Leben gefährden, wollten wir sie mit Gewalt aus der Gefangenschaft zu Richmond befreien. Uebrigens, Mutter, dürfen wir den Gedanken einer solchen Feindlichkeit gar nicht aufkommen lassen, denn wir würden mit unserer Ohnmacht nur den Fluch der Lächerlichkeit auf uns laden, ihr aber niemals zu helfen im Stande sein."

Die Herzogin-Mutter machte noch mancherlei Einwürfe, aber sie überzeugte sich nach und nach, daß wirklich nichts zur Befreiung der Tochter unternommen werden konnte.

Dr. Clarke reiste schon am andern Tage nach England zurück. Obschon der Herzog ihm in scharfen Worten die ganze Abscheulichkeit des Verfahrens bloßgelegt hatte, so konnte er doch die Ueberzeugung mit sich nehmen, daß von Deutschland nichts für England zu fürchten sei, daß man sich dort höchstens in ohnmächtiger Wuth verzehren und den König mit Protesten überhäufen werde.

Als er abgereist war, konnte das Geheimniß der Scheidung dem Hofe zu Düsseldorf nicht lange verborgen bleiben. Anfangs erfuhren es nur die vertrautesten Räthe und Freunde des Herzogs, aber es dauerte nicht lange, so drang es durch alle Schichten der Höflinge, und selbst die Dienerschaft raunte sich das unglaubliche Ereigniß zu. Keiner von Allen, die es hörten, blieb gleichgültig bei dieser Nachricht, Jeder zollte der unglücklichen Königin die aufrichtigste

Theilnahme, denn Anna wurde von Allen aufrichtig geliebt.

Monsieur Rocher, welcher eines Tages auf eine so sonderbare Weise Kenntniß von ihrem Verhältnisse zu dem Grafen Beveron erhalten hatte, schüttelte den Kopf. Nachdenklich saß er vor der Bibliothek seiner Ahnen und meinte, wenn Prinzessin Anna sich einen Alraunen verschafft hätte, so würde es ihr nicht schwer gefallen sein, mit der Zeit das flatterhafte Herz des Königs zu besiegen. Ja, er ging so weit, die Frage in Erwägung zu ziehen, ob sich das Versäumte nicht noch jetzt nachholen lasse. Wenn er sich nach der Wolfsschlucht aufmachte, für Anna einen solchen kleinen Zauberer erstand und ihn heimlich nach England schickte, so wurde er dadurch zum Wohlthäter des ganzen Landes und verdiente sich außerdem noch den Dank der unglücklichen Königin.

Fast war er entschlossen, auf diese Weise das Schicksal Englands und des Herzogthums zu wenden, als doch Bedenken in ihm aufstiegen. Es war ihm nämlich gesagt worden, die Correspondenz der Königin werde scharf bewacht und es könne keine Mittheilung zwischen ihr und den Ihrigen stattfinden, die nicht durch die Hände des Königs ginge. Wenn dieses der Fall war, so kam der Alraune nicht in ihren Besitz und Anna wurde dem Verdachte ausgesetzt, den König durch Zauberei umgarnen zu wollen. Nun reichte aber in England schon ein kleines Vergehen hin, einen Menschen auf das Blutgerüst zu bringen. Wie viel eher konnte dieses geschehen in einem Falle, den man als Hochverrath auslegen würde!

Alles dieses hin und her erwägend, schien es ihm doch besser, sich nicht in die Scheidungsangelegenheit zu mischen, sondern sich mit der Wirkung seines eigenen Alraunen zu begnügen.

Die alte Kammerfrau Alettgen hatte die Prinzessin

Anna so aufrichtig geliebt, daß sie von dem Unglücksfalle außerordentlich schwer betroffen wurde. Ihre Gesundheit, die schon lange nicht die stärkste war, bekam einen heftigen Stoß und ehe acht Tage nach jener niederschmetternden Nachricht vergangen waren, lag sie auf dem Todtenbette. Von allen Hofbedienten, besonders aber von Bertha beweint, wurde sie in die Gruft gesenkt. Daß Tantchen so bald hinübergegangen war, konnte sie nicht leicht verschmerzen; da ihr Gemüth ohnehin noch wegen Anna an tiefen Erschütterungen litt, so bemächtigte sich ihrer eine gar weiche Stimmung, die selbst dem Koche zu Gute kam, weßhalb er seinen Alraunen bis in den Himmel erhob. Wir werden später noch einen andern Grund hören, warum sie seinen Bewerbungen weniger auswich, jetzt aber müssen wir die Neugier des Lesers noch etwas auf die Folter spannen.

Die guten Bürger von Düsseldorf sprachen lange von nichts Anderem, als von ihrer geliebten Anna. Sie zürnten dem Herzoge, seiner Mutter und dem ganzen Hofe; sie hatten es ja schon damals vorausgesagt, daß aus einer Heirath in so weite Ferne und mit einem so blutdürstig geschilderten Könige nichts Gutes entstehen könne. „Wäre sie im Lande geblieben,“ sprachen sie einstimmig, „so würde sie in unserer Liebe glücklich und zufrieden gewesen sein. Jetzt ist ihr nichts geblieben, als eine glänzende Gefangenschaft unter einem fremden Volke.“

Man sieht, diese Ehe hatte Niemanden befriedigt, sondern in allen Herzen nur eine tiefe Mißstimmung erzeugt.

Inhalt.

		Seite
Erstes Kapitel.	Im goldenen Ring	3
Zweites Kapitel.	Der Tod beim Brettspiel	20
Drittes Kapitel.	Mahnruf	45
Viertes Kapitel.	Mutter und Sohn	62
Fünftes Kapitel.	Eine Liebes-Erklärung	74
Sechstes Kapitel.	Noch eine Liebes-Erklärung, aber ernster und gemessener	88
Siebentes Kapitel.	Der Landtag zu Arnheim	103
Achtes Kapitel.	In der Nacht kommen Briefe	117
Neuntes Kapitel.	Eine Botschaft des Königs von Frankreich	130
Zehntes Kapitel.	Ein nächtliches Abenteuer	147
Elftes Kapitel.	Die Audienz	163
Zwölftes Kapitel.	Die alte, verfallene Burg	177
Dreizehntes Kapitel.	Wie Herzog Wilhelm den Uebermuth des Adels straft	197
Vierzehntes Kapitel.	Der Alraune als Liebeshelfer	215
Fünfzehntes Kapitel.	Der Aufstand zu Gent	235
Sechszehntes Kapitel.	Minister Cromwell	250
Siebzehntes Kapitel.	Zwei gebrochene Herzen	264
Achtzehntes Kapitel.	Anna von Cleve, Königin von England	279
Neunzehntes Kapitel.	König Heinrich verstößt seine Gattin	292

Herchenbach, Wilhelm,

Kaiserkrone und Herzogshut historischer Roman aus dem XVI. Jahrhundert

Bd.: 1. Band

Regensburg 1867